This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 757 790

BUCHBINDEREI
BERLIN W.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Robert Franz
und
Arnold Freiherr
Senfft von Pilsach

Robert Franz

und

[illegible]ld Freiherr

[illegible] von Lilfach

Ein [illegible] 1801—1883

Berlin
Verlag von Alexander [illegible]
1907

Robert Franz

und

Arnold Freiherr Senfft von Pilsach

Ein Briefwechsel 1861—1888

Berlin
Verlag von Alexander Duncker
1907

ML 410
F 64 G6

Zur Einführung.

Der folgende Briefwechsel führt uns den Tondichter und seinen treusten Freund und Sänger vor. Wir werfen einen Blick in die Nöte, mit denen Robert Franz zu kämpfen hatte. Was sein Herz beschwert, was sein äusseres und inneres Leben bedrängt, vertraut er umständlich dem Freunde an. Der aber gibt immer kurz und gut Bescheid und ist stets hilfsbereit mit Rat und Tat.

Über Robert Franz (1815–92) ist das Meiste bei R. v. Procházka (Leipzig 1894 in Reclams Universal-Bibliothek) nachzulesen, das Schönste und Beste aber bei Franz Liszt (Leipzig 1872). Im 233. Brief entwirft Franz selber einen kurzen Abriss seiner Entwicklung. Seine künstlerische Tätigkeit erstreckt sich auf zwei Gebiete: auf die eigenen Schöpfungen im deutschen Lied und auf die Bearbeitungen alter Meisterwerke, namentlich der Bachs und Händels. Alle Fragen, die damit zusammenhängen, werden in diesem Briefwechsel eingehend erörtert. Das feindselige Verhältnis zu den Gegnern tritt scharf und schonungslos, manchmal wohl fast zu persönlich und leidenschaftlich hervor. Aber daran war nicht zu rühren. Der Streit, den Franz mit der Zunft der „Historiker" und „Stockmusikanten" zu bestehen hatte, bleibt keinem Meister, der neue Bahnen einschlägt, erspart (vgl. die schönen Worte Robert von Keudells im 208. Brief, S. 243).

Dass Franz oft sehr gereizt sich äusserte, lag in seiner Natur. Unter seiner Schroffheit hatten auch die nächsten Freunde zu leiden,

M323842

nicht einmal Arnold von Senfft blieb von gelegentlichen Ausfällen verschont. Hierfür zeugen unter anderem die Briefe 33 bis 38. Franz verlor allmählich die Fühlung mit der Umgebung und das Verständnis für die Mitwelt. Daran waren seine gedrückte Lebenslage, sein Gehörleiden, sein zunehmendes Alter, sein eng beschränkter Umkreis schuld.

Man wird an das Schicksal Beethovens erinnert bei Franz' Worten im 150. Brief (S. 179):

„Heute Morgen wurde in der Domkirche meine Liturgie (op. 29) gesungen: ich selbst habe so gut wie nichts gehört – alle Nummern sollen aber wunderschön klingen. Auf allen Gesichtern lebhafte Freude ausgedrückt zu sehen und sie nicht miterleben zu können, ist ein Anblick, den ich meinem bittersten Feinde nicht wünschen mag!"

Und von Senfft mahnt im 37. Brief (S. 53):

‚Sie klagen über die Verlassenheit und Öde Ihres Lebens und über das Abgewandtsein so vieler alten Freunde! . . .

Sie adressieren Ihre Klage an mich, der Ihnen diesen Ausgang bereits vor mehr als 8 Jahren mit grösster Bestimmtheit unablässig vorausgesagt hat. „Des Menschen Gemüt ist sein Schicksal!" sagt Novalis. Sie haben von jeher alles Persönliche gering geachtet, nun wird sein Wert Ihnen wider Willen fühlbar.

Wenn Mirza Schaffy vor einem reichen Manne, der ohne Freunde dasteht, Scheu empfindet, was müsste er erst zu dem geistigen Millionär sagen, der von der Natur mit allen Mitteln und Gaben ausgestattet ist, um die besten Menschen anzuziehen und Mittelpunkt eines schönen und reichen Lebens zu werden?! Nur etwas Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit und statt Hohn ein wenig Erkenntlichkeit, so wären Ihnen die Herzen der Menschen zugeflogen und – treu verbunden geblieben.

In einem Briefe vom August v. J. rufen Sie sich einmal selbst zu: „tu l'as voulu, George Dandin." Aber können Sie nicht auch ausrufen: ‚jamais trop tard?!" Das ist mein Motto! Das können Sie wahr machen. Sie sind erst 50 Jahre und haben nicht Händel und Gluck in den Sechzigern ihre zweite schöne Jugend gehabt?

Tragen Sie von der ewigen Jugend denn weniger in sich? Das glaube ich nun und nimmermehr!'

So erklärt sich manch bitteres und schroffes Urteil der Briefe, die fast ausschliesslich nur ein Thema, die persönlichen Verhältnisse, die eignen Werke und deren Schicksale behandeln. Die übrige Welt wird nur soweit erörtert, als sie hemmt oder fördert. Sogar die grössten gleichzeitigen Kunstereignisse, die Bayreuther Festspiele mit ihren Kämpfen erscheinen nur flüchtig in der Verdunkelung des Parteigezänkes. Aber Franz führt doch mit Stolz im 284. Brief das Urteil Wagners an, der einst am 23. August 1853 an Uhlig schrieb: grüsse Franz schönstens von mir, und versichere ihm, dass ich grossen Wert darauf lege, dass er – nach Dir und Liszt – der erste Musiker gewesen sei, der sich mit mir befreundete'. Einmal im 181. Brief (S. 212) ruft Franz, wohl in Erinnerung an die fünfziger Jahre, wo er tapfer mitgetan hatte, ärgerlich aus, es sei ein wahrer Jammer, untätig zusehen zu müssen. Am Sieg der Wagnerschen Kunst zweifelt er nicht, aber er schreibt auch hier nur von Parteikämpfen, d. h. er sah nicht mehr das Kunstwerk selber, sondern nur die unerquicklichen Pressfehden darüber. Auch über Liszts wunderhehre Tondichtungen fällt kein Wort im Briefwechsel. Liszt erscheint nur als der hilfreiche Gönner und Förderer. So hatte sich Franz nach und nach ganz in seine eigne Welt eingesponnen und für alles andre Auge und Ohr verschlossen. Doch die Beschränkung auf der einen Seite, die den Briefen grosse und weite Ausblicke und allgemeine Erörterungen über die höchsten künstlerischen Ziele versagt, wird aufgewogen durch die Ausführlichkeit und Gründlichkeit auf der anderen. Viel hören wir vom Ursprung der Lieder, von ihrem Zusammenhang mit dem Choral, der protestantischen Kirchenmusik und den altdeutschen Volksweisen. Über Auffassung und Vortrag finden sich wertvolle Bemerkungen. Alles dient dazu, Liszts Worte (in seiner Schrift S. 21) zu bestätigen: „musterhaft ist Franz in der wahrhaft keuschen, innig hegenden Aufnahme des dichterischen Wortes an das musikalische Herz. Niemals atmet seine musikalische Reproduktion auch nur

den leisesten Hauch eines Missbrauchs des poetischen Gegenstandes zu voraus intentionierten musikalischen Zwecken." Nach Liszts Urteil (Brief No. 248, S. 288) ist Franz ein „Fixstern der Lyrik."

Fast noch mehr als das Schicksal der eigenen Lieder liegt Franz das der Bearbeitungen am Herzen. Schon in seine Kindheit klingt der Choral; der Schüler begleitet am Klavier das Chorstudium von Händel's Oratorien, der Organist an St. Ulrich und Leiter der Singakademie zu Halle findet reichliche Gelegenheit für Bach- und Händelaufführungen und Bearbeitungen. Die Grundsätze seiner Bearbeitungen deutet folgender Ausspruch an: „mir kam es in der Hauptsache auf den Versuch an, die alten Zeiten mit dem Auge der Gegenwart zu beleuchten und damit zu zeigen, in welcher Form sie sich ihm darbieten" (S. 202). Die alten Meisterwerke sollten schön und edel, nicht schlecht und trocken zu uns klingen und damit künstlerisch neu aufleben. Wie tief innerlich Franz diese Schöpfungen empfand, wie sie ihm als Tondichtungen im wahrsten Sinne lebendig waren, zeigen seine schönen Worte im 188. Briefe, S. 218, über Bachs Prophetenarie, „wo Seb. Bach wahrlich mit Michel Angelo Auge in Auge gestanden haben muss".

Der künstlerische Wert der von den Historikern verworfenen Bearbeitungen wird durch das Eintreten von Männern wie Mottl und Hans Richter (vgl. Procházka S. 129 ff.) bezeugt. Ausserdem mag auch hier wieder Liszt entscheiden, der die Bearbeitungen in seiner Schrift über R. Franz S. 54 f. also beurteilt:

„Sie sind ganz dazu angetan, dem lieben Schlendrian des Altherkömmlichen den Garaus zu machen, den ergötzlichsten Zorn unter all den grossen und kleinen Herren zu erwecken, die sich seit Jahren in dem ausschliesslichen Besitze aller dahineinschlagenden Wissenschaft wähnten; aber sie sind mit aufrichtiger Freude von allen begrüsst worden, denen es um eine wahrhaftige Wiederbelebung der Werke jener Meister zu tun ist. Es bedürfte einer neuen ausführlichen Schrift, Franz nach dieser Seite seiner künstlerischen Tätigkeit gründlich gerecht zu werden; es sei nur so viel zum Schluss hinzugefügt, dass unter den Lebenden der noch ge-

funden werden soll, der mit gleicher Selbstverleugnung, mit gleicher künstlerischer Potenz, mit gleicher Pietät sich dieser mühevollen und doch so notwendigen Arbeit unterzöge.“

Das feindselige Verhältnis, in dem Franz zur Musikerzunft stand, bedingte auch sein hartes, aber keineswegs ungerechtes Urteil über Musikschulen (vgl. Brief 245 S. 256 f. und Brief 269 S. 304). Man denke nur, wie diese Anstalten lange Zeit der wahrhaft grossen deutschen Meisterkunst der Gegenwart gesinnt waren, wie sie, gleich den Singschulen der Meistersinger, alles befehden, was wider die Tabulatur ist.

Von allgemeiner Wichtigkeit sind aber auch die Vorschläge, die Franz in den Briefen 61ff. zur Besetzung der Berliner Hochschule für Musik macht. Man erkennt daraus, dass er in solchen Fragen streng sachlich, gründlich und verständig urteilte.

Zu Anfang der sechziger Jahre stand Robert Franz im Mittelpunkt des geistigen Lebens in Halle.) Durch den akademischen Gesangverein, die Singakademie, durch seinen musikalischen Unterricht kam er namentlich mit der studierenden Jugend in regen Verkehr. Keiner trat in diesen Kreis ein, ohne neue nachhaltige Eindrücke fürs ganze Leben zu gewinnen. Franz war von hohen, freien und weiten Gedanken erfüllt. Er war der Überzeugung, dass nur wahre, allgemeine Bildung des Herzens und Verstandes zu voller Künstlerschaft befähige, dass ohne diese Bildung äusserliche, formale Routine und gehaltlose Virtuosität zustande komme. Er erblickte in der Kunst kein Unterhaltungsmittel, sondern eine Kulturmacht, eine Führerin zum Schönen, Edlen und Grossen. Insbesondere der Musiker darf kein blosser Musikant sein, er soll ein wahrhaft gebildeter Mensch werden. Immer suchte er geistige Kräfte durch die Musik zu wecken. Die jungen Leute, die zuvor nur Töne und musikalische Formen geübt, das Ohr am Wohlklang erfreut hatten, wurden durch Franz zu einer ihnen bisher unbe-*

**) Das Folgende beruht auf Mitteilungen des Herrn Superintendenten Bethge, des Schwiegersohnes von Robert Franz.*

kannten lehren, seelenbewegenden Tonkunst geführt, die ihnen ungeahnte Tiefen erschloss. Sie fühlten die veredelnde, verklärende, sittliche Macht der Kunst. An die Zusammenkünfte zu musikalischen Übungen schlossen sich gedankenreiche, belehrende Gespräche, die sich oft lang in die Nacht hinein ausdehnten. Franz wollte seine Schüler in seine Welt- und Kunstanschauung einweihen. Aber er behielt auch ihre selbständige Entwicklung im Auge und erzog sie zu strenger Kritik. So schied jeder von ihm, bereichert in seinem Innern, geläutert in seiner künstlerischen Auffassung. Aus dieser glücklichen Zeit stammen die Beziehungen zwischen Franz und Arnold von Senfft.

Arnold Freiherr Senfft) von Pilsach wurde geboren am 15. März 1834 zu Gramenz in Pommern, als Sohn des nachmaligen Oberpräsidenten der Provinz Pommern. Er besuchte das Gymnasium zu Stettin und Berlin und sollte, dem Wunsche seines Vaters gemäss, hernach die Landwirtschaft erlernen. Da er aber gar keine Teilnahme für diesen Beruf bekundete, bezog er nach einigen Jahren landwirtschaftlicher Studien, seiner inneren Neigung folgend, die Hochschule. In Göttingen, Genf, Halle widmete er sich vornehmlich der Rechtswissenschaft und promovierte schliesslich auch in Halle als Doktor der Rechte. Aber auch das juristische Studium genügte keineswegs seinem hochsinnigen Streben, das vielmehr auf rein geistige Dinge gerichtet war. Darum hörte er neben den juristischen auch theologische Vorlesungen und beschäftigte sich in liebevollem Verständnis mit den Künsten, insbesondere mit der Musik. Hier lag das eigentliche Gebiet seines künftigen segensreichen Wirkens, wenngleich er nur im Nebenamt darin tätig sein durfte. Der Organist von St. Jacobi in Stettin, der Balladensänger Karl Loewe, vermittelte dem heranwachsenden Knaben und Jüngling die ersten und nachhaltigsten künstlerischen Eindrücke. In Halle fand er reiche Förderung bei Robert Franz. So hatte Arnold von Senfft zwei gute Meister, denen er reichlich vergalt, was er bei ihnen*

---

*) *Vgl. M. Runze in der Allgemeinen deutschen Biographie 34, S. 23 bis 26.*

lernte. In Julius Stockhausen fand er endlich den besten Gesangslehrer, unter dessen Leitung seine Tenor-Baritonstimme zur herrlichsten Entfaltung gedieh. Der Vater war mit den Neigungen des Sohnes durchaus nicht einverstanden. Die aussergewöhnliche Willenskraft und Arbeitsfreudigkeit Arnolds führte aber auch hier eine gute Lösung herbei. Als er ganz auf sich selber angewiesen war, nahm er 1865 bei der Berliner Lebensversicherungs-Gesellschaft feste Stellung. Dieser Anstalt diente er 24 Jahre lang mit rastlosem Eifer und grosser Umsicht; 15 Jahre lang gehörte er der Oberleitung der Gesellschaft an. Jeden anderen hätte diese aufreibende und zeitraubende berufliche Arbeit von grösseren Nebenbeschäftigungen abgehalten. Arnold von Senfft aber entfaltete gerade auf dieser rein geschäftlichen Grundlage eine fast unglaubliche künstlerische Wirksamkeit. Wie er sich die Zeit dazu förmlich abringen musste, geht aus manchen Stellen der folgenden Briefe hervor. Seine Tätigkeit bestand einerseits in hochbedeutenden künstlerischen Leistungen, andererseits in opferwilliger Fürsorge. Seit Mitte der siebziger Jahre war von Senfft ein vielgesuchter Konzertsänger. Bald stand er nach dem Urteil der Kritik an der Spitze der wenigen wahrhaft künstlerischen und vornehmen Sänger. In grossen Chorwerken (z. B. in Bachs Matthäus-Passion, in Schumanns Faust, in Liszts Christus) sang er die Hauptrollen. Noch mehr ragte er als Lieder- und Balladensänger hervor. Eine gleichmässig durchgebildete Stimme, vollendete Technik, edler und vornehmer Vortrag, feinsinnige geistige Auffassung werden als seine in solch ebenmässiger Vereinigung fast unvergleichlichen Vorzüge gerühmt. Im Hause pflegte er geistige Geselligkeit, er wirkte in seinen Kreisen unermüdlich für die Verbreitung hoher Kunst. Seine ausgedehnten gesellschaftlichen Beziehungen machte er somit idealen Zielen nutzbar. Arnold von Senfft war nicht Sänger, um selber zu glänzen, sondern um den von ihm erkannten und verehrten Meistern zu dienen, um ihnen zum Sieg zu verhelfen.

Wie er für Franz eintrat, davon legen die Briefe lebendigstes Zeugnis ab. Arnold von Senfft hat tatsächlich mit seiner eisernen

Willenskraft und diplomatischen Geschicklichkeit im Augenblicke höchster Not den schwerbedrängten Liedmeister dem Leben und der Kunst gerettet. Darum muss der Name dieses ritterlichen Freundes mit dem von Robert Franz unvergessen sein. Wie er das ganze Verhältnis auffasste und durchsetzte, spricht von Senfft im 123. Briefe (S. 156) aus:

‚Sie schreiben: – „wunderliche Welt!" Nein: nicht „wunderliche Welt", sie ist nur eben anders als Ihre Generation sie anschaute. Da sollte immer die „gute Sache" sich von selbst durchsetzen. Prosit Mahlzeit! Zum Durchsetzen gehört „Energie" und diese liegt nicht in der Sache, sondern immer nur in der Persönlichkeit, für die lange Zeit – dank Hegel – jedes Verständnis verloren war. – Die beste Sache siecht dahin, bis eine energische Persönlichkeit sie in die Hand nimmt. – Zwei Faktoren also: die gute Sache und die energische Persönlichkeit. Erst wo diese beiden zusammentreten, gibt es ein gutes Resultat.'

Aber auch um Loewes Andenken erwarb sich von Senfft hohe Verdienste. 1880 begann er in Berlin, unbeirrt durch die Mäkeleien einer anfangs feindlichen Kritik, mit dem Vortrag von Loewes Balladen; lange vor und dann auch neben Eugen Gura behauptete von Senfft als Bahnbrecher für Loewe seinen Platz.

Die letzten Jahre seines Lebens waren von schwerem Leiden heimgesucht, das er ebenso kraftvoll wie alle äusseren Hemmnisse niederzwang, solang es irgendwie möglich war. Auch auf die folgenden Briefe wirft das Siechtum seine Schatten. Der letzte Brief (No. 337 S. 359) ist kurz vor der notwendig gewordenen Operation geschrieben. Die Leiden wurden durch die geliebte Kunst wenn auch nicht geheilt so doch gelindert. Die Hoffnung auf Genesung war vergeblich. Am 7. März 1889 starb Arnold von Senfft. Einen Nachruf, den Robert Franz selber ihm schrieb, bilden die an die Tochter des Verstorbenen gerichteten Briefe No. 340 und 341, in denen noch einmal das Bild eines wahrhaft deutschen Edelmannes ohne Furcht und Tadel vor uns aufleuchtet.

Die folgenden Briefe sind eine Auswahl. Rücksichten mannigfacher Art bedingten Auslassungen und Kürzungen. Allzu persönliche und unwichtige Dinge sind meist weggeblieben. Es galten etwa die Grundsätze, die Franz selber im 92. Brief also ausspricht:

„Was dem Publikum über meinen Lebenslauf zu wissen frommt, findet es in Liszts Aufsatz – alles übrige betrifft Privatbagatellen, die mit meinem Abscheiden ebenfalls vom Schauplatze verschwinden mögen: sie haben mit meiner künstlerischen Entwicklung nicht das mindeste zu schaffen und können nur zu fatalen Missverständnissen Anlass geben." Der gemeinsame Wunsch der Familie von Robert Franz wie der des Herrn von Senfft gab hier allein den Ausschlag, nicht etwa die Meinung und Willkür des Herausgebers. Allzuviel Rücksicht durfte auch nicht walten, wenn nicht die derbzufahrende Art von Robert Franz weich und unwahr werden sollte, was er selbst im 111. Brief (S. 144) einmal durchaus abweist. Mit der Herausgabe wird ein von Franz selbst geäusserter Wunsch erfüllt (vgl. Brief 341 S. 362):

„Obschon mein Leben nach aussen hin keine der Erwähnung werte Katastrophen aufweist, so ist doch mancherlei im Verlauf desselben vorgefallen, was ein kurioses Licht auf die mich umgebenden Verhältnisse wirft. Wurde ich nun bei gelegentlicher Erzählung solcher Vorgänge aufgefordert, pikante Memoiren zu schreiben, so lehnte ich es stets mit der Bemerkung ab, dass in einer reichen Korrespondenz meine Erlebnisse wahrheitsgetreu niedergelegt wären und die Veröffentlichung derselben nach meinem Tode zu den Möglichkeiten gehöre. – An Ihren Herrn Vater sind nun viele Schriftstücke dieser Art abgegangen, die späterhin zu dem angedeuteten Zwecke sich als sehr dienlich erweisen könnten."

Rostock, Dezember 1906.

Prof. Dr. Wolfgang Golther.

Willenskraft und diplomatischen Geschicklichkeit im Augenblicke höchster Not den schwerbedrängten Liedmeister dem Leben und der Kunst gerettet. Darum muss der Name dieses ritterlichen Freundes mit dem von Robert Franz unvergessen sein. Wie er das ganze Verhältnis auffasste und durchsetzte, spricht von Senfft im 123. Briefe (S. 156) aus:

‚Sie schreiben: – „wunderliche Welt!" Nein: nicht „wunderliche Welt", sie ist nur eben anders als Ihre Generation sie anschaute. Da sollte immer die „gute Sache" sich von selbst durchsetzen. Prosit Mahlzeit! Zum Durchsetzen gehört „Energie" und diese liegt nicht in der Sache, sondern immer nur in der Persönlichkeit, für die lange Zeit – dank Hegel – jedes Verständnis verloren war. – Die beste Sache siecht dahin, bis eine energische Persönlichkeit sie in die Hand nimmt. – Zwei Faktoren also: die gute Sache und die energische Persönlichkeit. Erst wo diese beiden zusammentreten, gibt es ein gutes Resultat.'

Aber auch um Loewes Andenken erwarb sich von Senfft hohe Verdienste. 1880 begann er in Berlin, unbeirrt durch die Mäkeleien einer anfangs feindlichen Kritik, mit dem Vortrag von Loewes Balladen; lange vor und dann auch neben Eugen Gura behauptete von Senfft als Bahnbrecher für Loewe seinen Platz.

Die letzten Jahre seines Lebens waren von schwerem Leiden heimgesucht, das er ebenso kraftvoll wie alle äusseren Hemmnisse niederzwang, solang es irgendwie möglich war. Auch auf die folgenden Briefe wirft das Siechtum seine Schatten. Der letzte Brief (No. 337 S. 359) ist kurz vor der notwendig gewordenen Operation geschrieben. Die Leiden wurden durch die geliebte Kunst wenn auch nicht geheilt so doch gelindert. Die Hoffnung auf Genesung war vergeblich. Am 7. März 1889 starb Arnold von Senfft. Einen Nachruf, den Robert Franz selber ihm schrieb, bilden die an die Tochter des Verstorbenen gerichteten Briefe No. 340 und 341, in denen noch einmal das Bild eines wahrhaft deutschen Edelmannes ohne Furcht und Tadel vor uns aufleuchtet.

Die folgenden Briefe sind eine Auswahl. Rücksichten mannigfacher Art bedingten Auslassungen und Kürzungen. Allzu persönliche und unwichtige Dinge sind meist weggeblieben. Es galten etwa die Grundsätze, die Franz selber im 92. Brief also ausspricht:

„Was dem Publikum über meinen Lebenslauf zu wissen frommt, findet es in Liszts Aufsatz – alles übrige betrifft Privatbagatellen, die mit meinem Abscheiden ebenfalls vom Schauplatze verschwinden mögen: sie haben mit meiner künstlerischen Entwicklung nicht das mindeste zu schaffen und können nur zu fatalen Missverständnissen Anlass geben." Der gemeinsame Wunsch der Familie von Robert Franz wie der des Herrn von Senfft gab hier allein den Ausschlag, nicht etwa die Meinung und Willkür des Herausgebers. Allzuviel Rücksicht durfte auch nicht walten, wenn nicht die derbzufahrende Art von Robert Franz weich und unwahr werden sollte, was er selbst im 111. Brief (S. 144) einmal durchaus abweist. Mit der Herausgabe wird ein von Franz selbst geäusserter Wunsch erfüllt (vgl. Brief 341 S. 362):

„Obschon mein Leben nach aussen hin keine der Erwähnung werte Katastrophen aufweist, so ist doch mancherlei im Verlauf desselben vorgefallen, was ein kurioses Licht auf die mich umgebenden Verhältnisse wirft. Wurde ich nun bei gelegentlicher Erzählung solcher Vorgänge aufgefordert, pikante Memoiren zu schreiben, so lehnte ich es stets mit der Bemerkung ab, dass in einer reichen Korrespondenz meine Erlebnisse wahrheitsgetreu niedergelegt wären und die Veröffentlichung derselben nach meinem Tode zu den Möglichkeiten gehöre. – An Ihren Herrn Vater sind nun viele Schriftstücke dieser Art abgegangen, die späterhin zu dem angedeuteten Zwecke sich als sehr dienlich erweisen könnten."

Rostock, Dezember 1906.

Prof. Dr. Wolfgang Golther.

Willenskraft und diplomatischen Geschicklichkeit im Augenblicke höchster Not den schwerbedrängten Liedmeister dem Leben und der Kunst gerettet. Darum muss der Name dieses ritterlichen Freundes mit dem von Robert Franz unvergessen sein. Wie er das ganze Verhältnis auffasste und durchsetzte, spricht von Senfft im 123. Briefe (S. 156) aus:

‚Sie schreiben: – „wunderliche Welt!" Nein: nicht „wunderliche Welt", sie ist nur eben anders als Ihre Generation sie anschaute. Da sollte immer die „gute Sache" sich von selbst durchsetzen. Prosit Mahlzeit! Zum Durchsetzen gehört „Energie" und diese liegt nicht in der Sache, sondern immer nur in der Persönlichkeit, für die lange Zeit – dank Hegel – jedes Verständnis verloren war. – Die beste Sache siecht dahin, bis eine energische Persönlichkeit sie in die Hand nimmt. – Zwei Faktoren also: die gute Sache und die energische Persönlichkeit. Erst wo diese beiden zusammentreten, gibt es ein gutes Resultat.'

Aber auch um Loewes Andenken erwarb sich von Senfft hohe Verdienste. 1880 begann er in Berlin, unbeirrt durch die Mäkeleien einer anfangs feindlichen Kritik, mit dem Vortrag von Loewes Balladen; lange vor und dann auch neben Eugen Gura behauptete von Senfft als Bahnbrecher für Loewe seinen Platz.

Die letzten Jahre seines Lebens waren von schwerem Leiden heimgesucht, das er ebenso kraftvoll wie alle äusseren Hemmnisse niederzwang, solang es irgendwie möglich war. Auch auf die folgenden Briefe wirft das Siechtum seine Schatten. Der letzte Brief (No. 337 S. 359) ist kurz vor der notwendig gewordenen Operation geschrieben. Die Leiden wurden durch die geliebte Kunst wenn auch nicht geheilt so doch gelindert. Die Hoffnung auf Genesung war vergeblich. Am 7. März 1889 starb Arnold von Senfft. Einen Nachruf, den Robert Franz selber ihm schrieb, bilden die an die Tochter des Verstorbenen gerichteten Briefe No. 340 und 341, in denen noch einmal das Bild eines wahrhaft deutschen Edelmannes ohne Furcht und Tadel vor uns aufleuchtet.

Die folgenden Briefe sind eine Auswahl. Rücksichten mannigfacher Art bedingten Auslassungen und Kürzungen. Allzu persönliche und unwichtige Dinge sind meist weggeblieben. Es galten etwa die Grundsätze, die Franz selber im 92. Brief also ausspricht:

„Was dem Publikum über meinen Lebenslauf zu wissen frommt, findet es in Liszts Aufsatz – alles übrige betrifft Privatbagatellen, die mit meinem Abscheiden ebenfalls vom Schauplatze verschwinden mögen: sie haben mit meiner künstlerischen Entwicklung nicht das mindeste zu schaffen und können nur zu fatalen Missverständnissen Anlass geben." Der gemeinsame Wunsch der Familie von Robert Franz wie der des Herrn von Senfft gab hier allein den Ausschlag, nicht etwa die Meinung und Willkür des Herausgebers. Allzuviel Rücksicht durfte auch nicht walten, wenn nicht die derbzufahrende Art von Robert Franz weich und unwahr werden sollte, was er selbst im 111. Brief (S. 144) einmal durchaus abweist. Mit der Herausgabe wird ein von Franz selbst geäusserter Wunsch erfüllt (vgl. Brief 341 S. 362):

„Obschon mein Leben nach aussen hin keine der Erwähnung werte Katastrophen aufweist, so ist doch mancherlei im Verlauf desselben vorgefallen, was ein kurioses Licht auf die mich umgebenden Verhältnisse wirft. Wurde ich nun bei gelegentlicher Erzählung solcher Vorgänge aufgefordert, pikante Memoiren zu schreiben, so lehnte ich es stets mit der Bemerkung ab, dass in einer reichen Korrespondenz meine Erlebnisse wahrheitsgetreu niedergelegt wären und die Veröffentlichung derselben nach meinem Tode zu den Möglichkeiten gehöre. – An Ihren Herrn Vater sind nun viele Schriftstücke dieser Art abgegangen, die späterhin zu dem angedeuteten Zwecke sich als sehr dienlich erweisen könnten."

Rostock, Dezember 1906.

Prof. Dr. Wolfgang Golther.

Willenskraft und diplomatischen Geschicklichkeit im Augenblicke höchster Not den schwerbedrängten Liedmeister dem Leben und der Kunst gerettet. Darum muss der Name dieses ritterlichen Freundes mit dem von Robert Franz unvergessen sein. Wie er das ganze Verhältnis auffasste und durchsetzte, spricht von Senfft im 123. Briefe (S. 156) aus:

‚Sie schreiben: – „wunderliche Welt!" Nein: nicht „wunderliche Welt", sie ist nur eben anders als Ihre Generation sie anschaute. Da sollte immer die „gute Sache" sich von selbst durchsetzen. Prosit Mahlzeit! Zum Durchsetzen gehört „Energie" und diese liegt nicht in der Sache, sondern immer nur in der Persönlichkeit, für die lange Zeit – dank Hegel – jedes Verständnis verloren war. – Die beste Sache siecht dahin, bis eine energische Persönlichkeit sie in die Hand nimmt. – Zwei Faktoren also: die gute Sache und die energische Persönlichkeit. Erst wo diese beiden zusammentreten, gibt es ein gutes Resultat.'

Aber auch um Loewes Andenken erwarb sich von Senfft hohe Verdienste. 1880 begann er in Berlin, unbeirrt durch die Mäkeleien einer anfangs feindlichen Kritik, mit dem Vortrag von Loewes Balladen; lange vor und dann auch neben Eugen Gura behauptete von Senfft als Bahnbrecher für Loewe seinen Platz.

Die letzten Jahre seines Lebens waren von schwerem Leiden heimgesucht, das er ebenso kraftvoll wie alle äusseren Hemmnisse niederzwang, solang es irgendwie möglich war. Auch auf die folgenden Briefe wirft das Siechtum seine Schatten. Der letzte Brief (No. 337 S. 359) ist kurz vor der notwendig gewordenen Operation geschrieben. Die Leiden wurden durch die geliebte Kunst wenn auch nicht geheilt so doch gelindert. Die Hoffnung auf Genesung war vergeblich. Am 7. März 1889 starb Arnold von Senfft. Einen Nachruf, den Robert Franz selber ihm schrieb, bilden die an die Tochter des Verstorbenen gerichteten Briefe No. 340 und 341, in denen noch einmal das Bild eines wahrhaft deutschen Edelmannes ohne Furcht und Tadel vor uns aufleuchtet.

Die folgenden Briefe sind eine Auswahl. Rücksichten mannigfacher Art bedingten Auslassungen und Kürzungen. Allzu persönliche und unwichtige Dinge sind meist weggeblieben. Es galten etwa die Grundsätze, die Franz selber im 92. Brief also ausspricht:

„Was dem Publikum über meinen Lebenslauf zu wissen frommt, findet es in Liszts Aufsatz – alles übrige betrifft Privatbagatellen, die mit meinem Abscheiden ebenfalls vom Schauplatze verschwinden mögen: sie haben mit meiner künstlerischen Entwicklung nicht das mindeste zu schaffen und können nur zu fatalen Missverständnissen Anlass geben." Der gemeinsame Wunsch der Familie von Robert Franz wie der des Herrn von Senfft gab hier allein den Ausschlag, nicht etwa die Meinung und Willkür des Herausgebers. Allzuviel Rücksicht durfte auch nicht walten, wenn nicht die derbzufahrende Art von Robert Franz weich und unwahr werden sollte, was er selbst im 111. Brief (S. 144) einmal durchaus abweist. Mit der Herausgabe wird ein von Franz selbst geäusserter Wunsch erfüllt (vgl. Brief 341 S. 362):

„Obschon mein Leben nach aussen hin keine der Erwähnung werte Katastrophen aufweist, so ist doch mancherlei im Verlauf desselben vorgefallen, was ein kurioses Licht auf die mich umgebenden Verhältnisse wirft. Wurde ich nun bei gelegentlicher Erzählung solcher Vorgänge aufgefordert, pikante Memoiren zu schreiben, so lehnte ich es stets mit der Bemerkung ab, dass in einer reichen Korrespondenz meine Erlebnisse wahrheitsgetreu niedergelegt wären und die Veröffentlichung derselben nach meinem Tode zu den Möglichkeiten gehöre. – An Ihren Herrn Vater sind nun viele Schriftstücke dieser Art abgegangen, die späterhin zu dem angedeuteten Zwecke sich als sehr dienlich erweisen könnten."

Rostock, Dezember 1906.

Prof. Dr. Wolfgang Golther.

Briefe von Robert Franz

und

Arnold Freiherrn Senfft von Pilsach

1. Halle, den 29. Dezember 1861.

Bester Herr Baron!

Ihren freundlichen Brief mit seiner papiernen Einlage habe ich richtig erhalten.[1]) Müßte ich nicht den bösen Schein fürchten, mit meinem ewigen Antipoden, Ihrem trefflichen Mentor[2]) vor der Zeitrechnung: Robert Franz, auch hier in einen etwas nach Absicht schmeckenden Gegensatz zu treten, so wäre mir es fast lieber gewesen, wenn diese Sendung unterblieb. Wir haben ja nie auf einem Fuß zu einander gestanden, der materielle Leistungen voraussetzte — Sie erwiesen sich mir tausendfach freundlich: was ich dafür bieten konnte, war wenig genug. Doch lassen wir diesen heiklen Punkt besser fallen, und wenden wir uns zu der Seite unseres Verhältnisses, die einen helleren weithin tönenden Klang gibt.

Daß Sie noch zuweilen an Halle, das alte Rauchnest, denken, habe ich mit großer Genugthuung aus Ihrem Briefe erfahren. Schon fürchtete ich, daß die ritterliche Hälfte Ihrer Natur etwas in den Schuß getrieben und dieses Frühlingsweben auf unbestimmte Zeit hin dem Halleschen Saalaffen[3]) den Gnadenstoß gegeben hätte. Besieht man es auch recht bei Lichte, so lebt sich's hier verflucht monoton, und das Verlangen nach einer gelegentlichen Abwechselung liegt

[1]) Siehe Brief 2, S. 6.

[2]) Professor Eduard Böhmer in Halle.

[3]) Spitzname eines Hallensers, von Franz verallgemeinert.

wahrlich nahe genug. Wohl habe auch ich diesem Drange zuweilen nachgegeben, aber immer zog es mich wieder zurück ins trauliche Dreckloch — es bot im Grunde doch mehr als das hohle Getöse neuer Umgebungen, in welche mir das Schicksal zu treten vergönnte. Sollten nun dergleichen Stimmungen bei Ihnen ebenfalls ernsthaft Platz greifen, dann wickeln Sie Ihre Angelegenheiten rasch ab — Halle wird Sie tausendmal willkommen heißen. Soeben erklingen drei verschiedene Leierkasten auf einmal vor meinem Fenster und parodiren diesen Hurrahruf in etwas bedenklicher Weise — aber auch solchen Ohrenschmaus werden Sie sich in ruhiger Ergebung gefallen lassen, wenn die Parole einmal wieder „Halle" heißen sollte. Sonst hat sich in diesem schönen Orte wenig ereignet, von dem ich Ihr Interesse voraussetzen könnte. Freund Hain hielt seit den letzten sechs Monaten in dem Kreise meiner Verwandten, Freunde und Bekannten eine mehr als reichliche Ernte — fast bin ich froh, daß der letzte Stundenschlag des Jahres der Gnade 1861 bald fallen wird — möge sein Nachfolger im Reiche etwas weniger niedermähen, man könnte bei dieser Gelegenheit leicht selbst mit an die Reihe kommen! —

Mein persönliches Leben ist, seit wir uns sahen, still und friedlich verlaufen: ich arbeite unverdrossen Bach'sche Kantaten aus und finde in dieser Beschäftigung das Gleichgewicht, das mir sonst wohl hin und wieder abhanden kommen will. Das bißchen künstlerischer Ehrgeiz, womit mich das Schicksal überhaupt ausstattete, droht neuerdings ganz zu verschwinden: er müßte denn darin einige Nahrung finden, daß in letzter Zeit von auswärts wiederholte und eifrige Nachfrage um Album-Photographien meiner Armseligkeit eingelaufen sind. Aber auch diese holden Verlockungen wollen nicht mehr anschlagen — ich habe mich wenigstens bis auf den heutigen Tag nicht entschließen können, einem solchen . . . Kerl von Photographen zu sitzen. Mögen Berlin, Hamburg und Frankfurt am Main sich beruhigen: sie ließen mich lange genug schmachten — jetzt soll sich der Spieß einmal umkehren. —

Von Saran[1]) erwarte ich täglich Nachricht — er wird aber nicht eben Erfreuliches zu melden haben, sonst schriebe er wohl öfter. Wären Sie beide doch hier, um sich an meinem neuen Flügel gründlich laben zu können! Was sich nur an Poesie des Klanges denken läßt, vereinigt dieser Koloß in seinen metallnen Gedärmen. Die Bach'schen Sachen in einer solchen wunderbaren Form zu hören, ist schon allein eine Reise nach Halle werth. — Doch bald hätte ich über meinem Geplauder vergessen, Richards[2]) besten Dank für die beiden dickfelligen und langöhrigen Pommeraner, die Ihrem Lande wirklich alle Ehre machen, auszusprechen. Mein kleiner unverschämter Bengel wollte sich durchaus nicht abbringen lassen, Ihnen umgehend einen Brief zu schreiben, der kurz und bündig also lautete: „Lieber Onkel! Schicke noch zwei! Bis in den Tod — Dein Richard!"

Doch dabei bin ich glücklich bei meiner Familie angekommen: Frau und Kind lassen herzlich grüßen und vereinigen sich mit mir in der Bitte um ein recht häufiges und freundliches Gedenken.

Herzlich ergeben

Ihr Robert Franz.

2. Gramenz, den 11. Februar 1862.

Mein lieber Franz!

Sie fordern mich in Ihrem letzten Briefe auf, meine Geschäfte möglichst schnell zu arrangieren. Meine Antwort würde bereits seit acht Tagen in meiner eigenen Person bei Ihnen gewesen sein, wenn ich nicht seit fast 14 Tagen, von einem sehr heftigen Leberleiden ergriffen, an das Bett gefesselt wäre. Sie schießen sehr fehl, wenn Sie vermuthen, Gramenz, Pommern, fessele mich wie ein Capua! Ich habe auf keinen weichen Pfühlen gelegen. Mein Leberleiden ist

[1]) August Friedrich Saran (geb. 1836 bei Genthin) studierte in Halle Theologie und Philosophie und bei Franz Musik. Er verfaßte 1875 die Schrift „R. Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied".

[2]) Sohn von R. Franz.

das geringste Zeichen dessen, was ich habe durchmachen müssen.

In dieser Dunkelheit leuchtete wie ein Sonnenblick aus besseren Sphären Ihr lieber Brief herein. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Sie mich damit erfreut haben. Sie müßten eben in meine Situation Einblick haben, um das zu verstehen. Ich will auch überhaupt mir heute eine allgemeinere Mittheilung und Erwiderung nicht gestatten. Ich darf das Bett nur auf ein Stündchen verlassen, ja, wenn ich auch dürfte, könnte ich kaum länger aufbleiben, so — elend bin ich! Lachen Sie nicht? Nun habe ich zwei Briefe zu schreiben, an Böhmer und an Sie. So bleibt mir nur kurze Frist: also nur zwei Erwiderungen, 1. protestiere ich feierlich gegen die sträfliche Gutmüthigkeit, mit der Sie dem Freund Hain gestatten, im kommenden Jahr auch an Sie zu denken. Den verfluchten Kerl müßte gleich das Donnerwetter holen, wenn er sich so etwas unterstände. Wir brauchen Sie viel zu nöthig. 2. muß ich leider noch einmal den heiklen Punkt der „materiellen Leistungen" aufgreifen, so fatal es mir auch ist. Aber mich drückt die Befürchtung, Sie könnten mich falsch verstanden haben. Mir ist es nicht im Traum eingefallen, unser Verhältnis in die Nachbarschaft der materiellen Leistungen herabziehen zu wollen. Aber neben unserm freien Verkehr in Leben und Musik haben Sie mir auch ganz formelle 10 Singestunden gegeben, die Singestunden waren, wie alle anderen, die Sie geben. Und so war denn allerdings an ein Äquivalent für Sie zu denken gestattet.

Ich bitte Sie also herzlich, mir meine dummen Silberlinge nicht übel zu nehmen.

Sobald mein Leiden sich in erträgliche Dimensionen fügt, sehen Sie mich körperlich mit dem Reste von Körperlichkeit, den mir das Schicksal dann wird gelassen haben, und dieser Rest wird dann noch quittegelb aussehen . . .

Herzliche Grüße an Ihre Frau Gemahlin, an Lieschen,[1])

[1]) Tochter von R. Franz.

an Richard und an alle, die einen Gruß von mir annehmen mögen.

Leben Sie herzlich wohl!

Ihr treuer und dankbarer Schüler und Freund
Arnold Senfft v. Pilsach.

3. Halle, 19. März 1863.

Wahrscheinlich wird Ihnen mein langes Schweigen ein neuer Beweis (Ihre ominösen Gedankenpunkte deuten ähnliches wenigstens schwach an) meiner teuflischen Gesinnung sein. Wenn ich nun versichere, daß einer der Hauptgründe meiner Reise nach Berlin in I h n e n zu suchen ist, in Ihnen, mit dem ich mich trotz alledem und alledem in den Kardinalpunkten des Menschenseins völlig eins weiß — was hilft solchen Vorurtheilen gegenüber eine solche Versicherung? Lassen wir also die Redensarten, sie führen doch zu nichts! —

Wie mir Johanna Zimmermann[1]) erzählte, wird ihr Bruder Ernst nächsten Freitag hier eintreffen, um den Geburtstag seiner Mutter feiern zu helfen. Bei der Gelegenheit spreche ich ihn jedenfalls und will mit ihm das Nähere wegen meines Ausfluges verabreden. Er kann mir gewiß einen Gasthof bezeichnen, der nicht gar zu weit von Ihrer und seiner Wohnung liegt — aller Wahrscheinlichkeit nach komme ich ja mit Niemand weiter in nähere Berührung. Unter den Musikern habe und wünsche ich keine Bekanntschaft: Ehlert[2]) und Vierling[3]) sind vielleicht die einzigen, mit denen ich Lust zu verkehren habe.

Gewöhnlich sah ich Berlin im Hochsommer und fand es herzlich langweilig — nun will ich es aber einmal im Winterkleide beschauen, vielleicht nimmt sich's da besser aus. Hierzu kommt noch, daß ich mit nächster Woche wieder ein persönlicher Mensch bin (die Konzertunruhe und mit

[1]) Schülerin von R. Franz.
[2]) Louis Ehlert (1825—84), Musikschriftsteller und Komponist.
[3]) Georg Vierling (1820—1901), Komponist.

ihr meine vielfache Verantwortlichkeit hat dann aufgehört) und mir dies angenehme Gefühl gern unter veränderten Lokalverhältnissen zum Bewußtsein bringen möchte. — Auch eine Abgeordneten-Versammlung sähe ich einmal für mein Leben gern, um mir eine geringe Vorstellung von der Blüthe Preußens machen zu können — ein Viertelstündchen wird da wohl genügen.

Sie sehen, daß ich einen ganzen Sack voll Wünsche habe — hoffentlich wird mir wenigstens das eine, mit Ihnen angenehme Stunden verplaudern und vermusiciren zu können, gewährt. Wäre ich nur schon dort und hätte die gottverdammte Eisenbahn hinter mir! Wenn man nur endlich einmal das Handelsministerium dazu bestimmen könnte, den Lokomotiven lange Zylinderpfeifen anzubefehlen! — Um den scheußlichen Pfiffen[1]) aus dem Wege zu gehen, reise ich wahrscheinlich über Magdeburg und treffe mit der Potsdamer Bahn in Berlin ein.

Meine Frau, Kinder und Mienchen lassen herzlichst grüßen. Todt[2]) ist in die Ferien gereist, Bethge[3]) aber noch hier.

Ihr Robert Franz.

4. Halle, 16. April 63.

. . . Mit großem Vergnügen denke ich an meinen neulichen Besuch zurück — er hat mir mehr Erfrischendes gebracht, als ich erwarten konnte. Unter allen Umständen muß ich noch einmal nach Berlin, bevor Sie wegreisen. Ob dies nun um Pfingsten herum oder später geschieht, weiß ich nicht, vielleicht theilen Sie mir gelegentlich mit, welchen Zeitpunkt Sie für den passendsten halten . . . Aus Halle ist wenig zu berichten. In kurzem fängt die Sing-

[1]) Das Gehörleiden von R. Franz kam durch den schrillen Pfiff einer Lokomotive zum Ausbruch. (Vgl. Prochazka S. 45.)

[2]) Todt, Schüler von Franz und Gymnasialprofessor.

[3]) Superintendent Bethge, späterer Schwiegersohn von R. Franz.

akademie wieder an und es soll zunächst Bachs „Magnificat" geübt werden: ich freue mich außerordentlich auf dies Prachtwerk. — Böhmer habe ich auch gesprochen und ihm Mittheilungen über Sie gemacht — er läßt herzlich grüßen und wünscht sehr, Sie bald einmal wiederzusehen. Das sind meine ganzen Halleschen Nachrichten — wie mager! werden Sie sagen.

Nächstens schreibe ich an Fräulein von Goßler,[1]) um ihr zwei Lieder, die sie mir zur Ansicht schickte, in etwas überarbeiteter Form wieder einzuhändigen. Lassen Sie sie durch Fräulein Stein[2]) herzlich grüßen.

Doch nun leben Sie recht wohl. Wenn Sie zu Dengels[3]) kommen, so empfehlen Sie mich dort bestens. Vor allem aber grüßen Sie, wenn sich das solchen Leuten gegenüber schickt, die Frau Gräfin Pourtalès[4]) und Bethmann-Hollwegs:[5]) der Abend, den ich dort zugebracht habe, wird mir unvergeßlich bleiben. — Zimmermann[6]) lasse ich für seine freundlichen Mühewaltungen herzlich danken.

R. F.

5. Halle, 27. Juli 1863.

Wie ich eigentlich Ihren Brief-Leviathan beantworten soll, weiß ich selbst nicht recht: seinen gewaltigen Dimensionen gegenüber gerathe ich mit dem kleinen Vorrath meiner Gedankenspähne arg in die Klemme. Lebt man noch dazu auf so sprödem und sterilem Boden, wie gegenwärtig dem Halleschen, dann geht einem die Pfeife vollends ganz aus! Sie müssen also vorlieb nehmen!

Daß sich die Berliner Freunde meiner zuweilen erinnern, habe ich gern gelesen. Mag auch der Reiz des Neuen dazu

---

[1]) Clara, Schwester der Ministerin von Mühler.

[2]) Freundin von Franz.

[3]) Befreundete Familie in Berlin.

[4]) Anna, Gräfin Pourtalès, Oberhofmeisterin der späteren Kaiserin Friedrich.

[5]) Familie des Finanzministers.

[6]) Früherer Schüler von Franz.

beigetragen haben, mir jene Berührungen in besonders rosigem Licht erscheinen zu lassen, — jedenfalls war es eine hübsche Zeit, die ihr Gutes nicht nur in einer heiteren Gegenwart, sondern noch weit mehr in einer freundlichen Erinnerung nachweisen kann. Uebrigens begegnet man auch Persönlichkeiten wie der Gräfin Poutalès nicht alle Tage: Sie ist ganz darauf angethan, unter allen Verhältnissen einen bleibenden Eindruck zu machen! —

Vergangenen Sonnabend hätte ich Sie gern hier gehabt. Die Singakademie gab ihre letzte Sommersoirée — Sie machten ja eine solche vor zwei Jahren auch mit —, in welcher unter anderem mein Kyrie aufgeführt wurde. Zum ersten Male ist mir in Halle das große Glück widerfahren, beim verehrten Publico mit einem meiner Werke durchgreifenden Effekt erzielt zu haben: das gab ein unaufhörliches Gratulieren und Händedrücken!!! Selbst meine in Grimm und Gift bewährtesten Antipoden verstummten! Übrigens gelang die Ausführung auch ganz besonders — s i e mag wohl hauptsächlich diesen ungewöhnlichen Erfolg herbeigeführt haben. Außerdem spielte Reinecke[1]) aus Leipzig das große B-dur Trio von Beethoven und zwar sehr schön . . .

Daß Saran jetzt definitiv nach Königsberg übergesiedelt ist, las ich neulich in der Leipziger Musikzeitung. Seit Weihnachten bin ich mit ihm außer allem Verkehr und verspüre wenig Verlangen, die alten Tonarten wieder in Gang zu bringen: seine Aeußerungen, den demoralisirenden Einfluß der Kunst betreffend, würde ich ihm niemals vergessen können! Sind dergleichen Redensarten schon in dem Munde eines Barbaren widerwärtig genug, so finde ich kaum eine ausreichende Bezeichnung, wenn sie jemand, der durch ihre Segnungen den bei weitem besten Theil seiner Entwicklung vollzogen hat, wagt. In solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß!

Die außerordentliche Perspektive, welche Sie mir

---

[1]) Karl Reinecke, Klavierspieler, Komponist, Kapellmeister der Gewandhausconcerte.

hinsichtlich unseres preußischen Kometen (v. Bismarck) eröffnen, könnte mich fast erschrecken. Denke ich mir den Mann mit modern-musikalischen Träumereien im Herzen und dem blutigen Fanatismus auf den Lippen — dann hört wirklich alles auf! Im Menschen schlummern doch seltsame Widersprüche! Aber Sie halten mich ja auch für einen kleinen Tyrannen und damit erledigt sich die Sache eigentlich ganz von selbst . . .

Denken Sie — ich trete in einer neuen Eigenschaft, als musikalischer Publizist auf! Nächstens erscheint eine kleine Broschüre: „Mittheilungen über Seb. Bachs Magnificat von Rob. Franz" Halle, Verlag von Heinrich Karmrodt!!! In der Freude meines Herzens schicke ich Ihnen gleich ein Exemplar und bitte, Ihren ganzen Einfluß für die Verbreitung des Schriftchens einsetzen zu wollen. Hoffentlich können Sie an meiner Schreiberei mehr als persönlichen Antheil nehmen: ich war wenigstens ernstlich bemüht, der Sache einen möglichst allgemeinen Anstrich zu geben. Unter allen Umständen wird das Schriftstück aber als ein Zeugnis der uneigennützigsten Liebe und Verehrung für Bachs Vokalwerke gelten können. In diesem Charakterzuge möge denn auch sein Hauptwert liegen! Auf die Auslassungen der musikalischen Journale bin ich sehr gespannt: die Kerle werden die possierlichsten Gesichter schneiden, da ihnen eigentlich die ganze Verantwortlichkeit meiner etwaigen schriftstellerischen Sünden auf die Schultern gewälzt wird. Schon an und für sich ist der Zorn dieser Herren gegen mich lebhaft gewendet — er wird infolge dieser malitiösen Exkursion um ein bedeutendes vermehrt werden. Neulich traf bei Haym,[1]) dem Redakteur der preußischen Jahrbücher, ein wuthschnaubender Artikel, der gegen einen Aufsatz meines Schwagers[2]) in diesen Blättern — der übrigens des Lesens werth genug ist — „die poetische und musikalische Lyrik des deutschen Volkes" —

[1]) Rudolf Haym, Philosoph und Literarhistoriker, gründete die Jahrbücher 1858.

[2]) Friedrich Hinrichs (1820—1892), geheimer Oberjustizrat in Berlin.

gerichtet war, ein. Er beschuldigte denselben ohne weiteres des Diebstahls und schloß mit den denkwürdigen Worten: „es wird wahrlich hohe Zeit, daß den entsittlichenden Einflüssen einer Reklame, die von Halle ausgeht, ein Ende gemacht wird!“ Was sagen Sie zu dieser neuen Auflage „demoralisirender Einflüsse“?

Nun fehlen Sie nur noch, um auf die hier herrschenden Anschauungen den Bannfluch zu schleudern — wer weiß, was noch geschieht! — Doch lassen wir diese dummen Scherze beiseite. Richten Sie es ja so ein, daß Sie ein paar Tage für uns erübrigen können, wir wollen Sie auf den Händen tragen — ein Faktum, das sich vielleicht bequemer bewerkstelligen läßt, wenn Sie von Karlsbad über Halle nach Berlin zurückkehren, als umgekehrt. —

Daß Sie mein in Berlin zurückgelassenes Hemd den grausamen Fingern der Berliner Schönen entzogen haben, ist sehr edel von Ihnen: übrigens ist dasselbe von Baumwolle und würde schon darum allen Angriffen, es in Scharpie umzusetzen, den energischsten Widerstand entgegengestellt haben.

Mit den herzlichsten Grüßen von uns Allen

Ihr R. F.

6. Halle, 17. November 1863.

Für die freundliche Benachrichtigung bin ich Ihnen sehr verbunden: ich wußte noch nichts von dem Glücke, das meiner Muse in Berlin wieder bevorsteht. Sollten Sie Gelegenheit finden, Krigar[1]) zu sprechen, so wäre mir das sehr lieb. Die Fuge des Kyrie ist nähmlich falsch metronomisirt: ihre Taktbewegung darf nicht in Vierteln, sondern muß in halben Noten genommen werden und zwar folgendermaßen: 𝅗𝅥 = 72, mithin eine schnellere Rhythmisirung, als die von mir angegebene. Der Verlauf in diesem Zeitmaaße wird ein weit schwungvollerer und

[1]) Hermann Krigar (1819—80), Musikdirektor und Professor in Berlin.

leidenschaftlicherer. Wie gesagt, es wäre mir sehr erwünscht, wenn Krigar diese Mittheilung von Ihnen erhielte. —

Leider bin ich abgehalten, der dortigen Aufführung beizuwohnen — wie Sie aus alten Zeiten vielleicht noch wissen, fällt in die laufende Woche unser Todtenfest-Concert und da giebt es immer mancherlei Vorbereitungen. Diesmal bringen wir das Cherubini'sche Requiem und die Cantate: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" von Bach zur Aufführung. Wenn Sie Beides zu einem kleinen Ausfluge nach Halle reizen könnte, würden Sie mit Jubel und Freude empfangen werden. —

In Halle ist nichts besonderes passirt — es steht weder eine glückliche noch unglückliche Liebe in Aussicht: Alles geht seinen alten krummbeinigen Weg. — Augenblicklich sind wir drauf und dran, statt der schlafengegangenen vier Museum-Concerte eine gleiche Anzahl im Abonnement zu arrangiren: es scheint aber eine schwere Geburt werden zu wollen. Die Singakademie ist wieder in Floribus und läßt auf eine Anzahl erträglicher Leistungen mit Gewißheit rechnen. Sogar die ci-devant Fräulein Emma Wunderlich, zur Zeit verheirathete Lüdecke, ist in den Chor getreten! — Wollen Sie die Güte haben, mich der Frau Gräfin Pourtalès und der Familie Hollweg zu empfehlen. Desgleichen Fräulein von Goßler, der ich nächstens die Lieder senden würde . . . —

In Eile R. F.

7. Berlin, 1. December 63.

Sehr Verehrter!

Ihren Brief erhielt ich am Tage vor der Aufführung früh um neun Uhr. Meine Vorsicht erwog die Möglichkeit einer gerade um diese Zeit stattfindenden Generalprobe. Eiligst zog ich mich an und im Ueberfluß der Vorsicht ergriff ich eine Droschke. Und siehe da, der Ueberfluß hatte nichts geschadet, denn Krigar begegnete mir mit dem Hut auf dem Kopf in der Thüre seiner Wohnung. So konnte denn die Fuge

in ihrem Tempo in der Generalprobe noch umstudiert und Tags darauf ganz glatt vom Stapel gelassen werden.

Mir war das Concert durch diese Pièce sehr interessant, denn ich glaubte, sie noch nicht zu kennen. Die Themen begrüßten mich dann aber doch gar zu freundlich als alte Bekannte, als daß ich es mir mit bloßer Familienähnlichkeit genügend hätte erklären können; und es ergab sich dann endlich auch aus einer halb verwischten Erinnerung, daß ich Ihr Kyrie im Sommer 1856 „baronisirend" in Halle gehört habe.

Leider muß ich eilig schließen. Gräfin Pourtalès habe ich von neuem von einer sehr edlen menschlichen Seite kennen gelernt, sie grüßt Sie sehr herzlich. Ebenso grüßen Bethmann-Hollwegs.

Ihr dankbarer Verehrer
A. v. S.

8.

Marienbad, 29. August 1864.

Als ich vor meiner Abreise von Halle einige geographische Studien hinsichtlich des Kronlandes Böhmen übte, war ich hocherfreut, unsere beiden Curörter so nahe aneinander gerückt zu finden. Damals hielt ich meine Reiseabsichten für höchst pläsirlicher Art und glaubte an keine Schwierigkeiten, die häufigen Gegenbesuchen etwa im Wege stehen könnten. Jetzt freilich bin ich eines Besseren belehrt worden! Auch auf mich, den neuen Badegast, hat der Curort mit seinen Einrichtungen einen despotischen Zwang ausgeübt, daß ich mit der musterhaftesten Gewissenhaftigkeit meines Leibes pflege und mich durch die geringste Abweichung von den herkömmlichen Regeln schwer bedrückt fühle. Aber auch das wird schon sein Gutes mit sich führen, und wäre es nur der Gewinn, sich später an der wiedergewonnenen Freiheit um so nachdrücklicher erlaben zu können. — Wie lange ich noch hier bleiben werde, kann ich augenblicklich nicht sagen — meinem Schwager habe ich gestern über meine Pläne einige Worte mitgetheilt. Jedenfalls reise ich zurück über Carlsbad und denke einige Tage dort zu verweilen: Sie

können gar nicht glauben, wie sehr ich mich auf einige Plauderstunden mit Ihnen freue.[1])

Mit meiner Gesundheit geht es im Allgemeinen nach Wunsch, nur mit den Ohren — mir die Hauptsache — will es aber immer noch nicht recht vorwärts: die alten Bedrückungen dauern unvermindert fort. Man vertröstet mich aber auf gute Nachwirkungen, und will ich einstweilen gern an sie glauben.

Von hier aus ist wenig zu melden. Trotz aller Langweiligkeit schrumpfen Tage zu Stunden und Wochen zu Tagen ein. Das Badeleben gleicht einem Schwamme, der, voll Wasser gesogen, sich dick aufbläht — zusammengedrückt aber als Symbol der Inhaltslosigkeit gelten kann. Bei Ihnen drüben wird's wohl auch nicht anders sein. Die Gedanken rosten einem förmlich im Kopfe ein. — Man hält sich dabei für dümmer, als man wirklich ist. Wollen Sie es mir glauben, daß ich augenblicklich nicht weiß, was ich weiter schreiben soll? Nach diesem heiteren Geständnisse wird es aber wohl am zweckmäßigsten sein, diesen schönen Brief mit einem herzlichen Gruße an Sie und mein Schwägerpaar zu schließen — hoffentlich treibt mein dürrer Schädel bald wieder einige Keime und Blüthen, die sollen Ihnen dann nicht weiter vorenthalten werden.

Ihr R. F.

---

[1]) Über den Besuch in Marienbad schrieb Baron von Senfft am 4. September 1864 an seine Braut:

. . . Ich wollte, Du hättest Franz in Marienbad sehen können. Ich habe einen himmlischen Tag mit ihm verlebt. Was für ein Abgrund von Geist steckt doch in dem Menschen. Dafür hat er aber auch zeitlebens die Einsamkeit gesucht. Auch in Marienbad kannte er nach dreiwöchentlichem Aufenthalt kaum ein paar Menschen, und auch diese nur ganz oberflächlich. Dafür kannte er aber die Natur der Umgebung ganz genau. Er schwamm in einem Meer von Entzücken und Glückseligkeit. Die ganzen Tage rennt er in den Wäldern umher, ganz allein — mit seinen Gedanken und Gefühlen. So kann ein Menschenherz sich bilden! Da hat man große und ernste Gedanken — und alles Kleine und Eitle schüttelt man ab, wie Staub. — Er führte mich in den Wäldern umher

9.

Marienbad, den 9. September 1864.

Da der Dr. Kratzmann der Meinung zu sein scheint, daß sich der Kreuzbrunnen mit meinen erhitzten Nerven noch einige Zeit herumbalgen soll, so sehe ich mich leider in die Nothwendigkeit versetzt, meinen hiesigen Aufenthalt über die üblichen 4 Wochen hinaus zu verlängern. Gar zu gern möchte ich aber noch einige Tage mit Ihnen in Carlsbad verkehren und es sogar einzurichten suchen, daß wir die Rückreise zusammen machten. Wollen Sie daher so freundlich sein, mir den Tag Ihrer Abreise möglichst bestimmt zu notificiren? Demgemäß würde ich meinen Marienbader Aufenthalt einrichten. —

Im Allgemeinen spüre ich noch nicht viel Besserung: die Blutwallungen dauern, natürlich mit Unterbrechungen, ungeschwächt fort und haben mein Gehör in einer fast unerträglichen Weise afficirt. Alle Welt verweist mich aber auf die Nachwirkungen der Cur, und mein Hoffen klammert sich vorläufig hieran fest. —

Sonst sieht's in Marienbad sehr öde aus — es wird nicht mehr lange dauern, so kann der Christ und Mensch, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, splitternackt über die Promenade laufen. Ob ich diese paradiesische Zeit abwarten werde, möchte ich jedoch stark bezweifeln — Sie müßten mir denn hier Beistand leisten wollen. —

Sollte mein Schwager noch in Karlsbad sein, so grüßen Sie ihn und seine Frau.

Schreiben Sie mir also recht bald einige Zeilen.

Ihr R. F.

---

und zeigte mir mit seligem Entzücken seine Lieblingsbäume. Dazwischen entspannen sich die tiefsinnigsten Gespräche über die höchsten Gegenstände, die der Menschengeist zu fassen vermag. Ich habe lange nicht einen so inhaltsvollen Tag verlebt und sehr gehoben und gestärkt kehrte ich nach Carlsbad zurück. Auch meiner Kräfte war ich mir von Neuem bewußt geworden. Ich konnte zu Franz Sachen aussprechen, wie zu keinem anderen Menschen.

10. Marienbad, 13. September 1864.

Da Sie schon Sonntag abreisen wollen, richte ich es auf alle Fälle so ein, daß ich Freitag Nachmittags gegen 5 Uhr in Carlsbad per Post eintreffe. Meine Reiseordre lautet eigentlich auch auf diverse Bummeltage — sollten nun unsere beiderseitigen Wünsche nicht gar zu entgegengesetzt lauten, so möchte ich mich fast Ihnen einige Tage zur Begleitung anbieten. Doch darüber redet sich's besser mündlich. —

Mit meiner Gesundheit ist es neuerdings weit besser geworden und ich gebe mich jetzt der frohen Hoffnung hin, wenigstens von einem Theil meiner Leiden befreit zu werden.

Mit den besten Grüßen an Sie und meine Schwägerin

Ihr R. F.

11.

Halle, 19. Februar 1865.

Für Ihre beiden freundlichen Briefe zunächst meinen herzlichsten Dank. Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich den ersten unbeantwortet gelassen habe — es ging mir aber so Vielerlei durch den Kopf und ich war noch dazu dermaßen verstimmt, daß ich mich gar nicht zum Briefschreiben emporschwingen konnte. Lassen Sie das als Entschuldigung gelten.

Mit meinem Befinden ist es in letzter Zeit etwas erträglicher gegangen — wenigstens hat die übergroße Reizbarkeit insofern nachgelassen, als ich jetzt im Stande bin, mit der Menschheit wieder verkehren zu können. Wahrscheinlich werde ich mich den Sommer über beurlauben lassen, um in der Schweiz längeren Aufenthalt zu nehmen. Vielleicht stärkt die dortige Bergesluft mein angegriffenes Nervensystem und giebt ihm die frühere Widerstandskraft einigermaßen zurück, die ich seit einem Jahre so ziemlich eingebüßt habe. Da ich nun die lebhafte Ueberzeugung in mir weiß, der Welt noch Einiges nützen zu können, so würde mir hauptsächlich aus diesem Grunde eine Rückkehr meiner Gesundheit von großem Werthe sein. Sie wissen, daß ich mir aus meiner Persönlichkeit eben so wenig, als aus der anderer

Leute mache und werden darum diese Anschauung bei mir ganz consequent und in der Ordnung finden.

Daß Stern[1]) meine Bearbeitung des Magnificat benutzt, wundert mich etwas, freut mich aber zu gleicher Zeit recht sehr. Sollte es Ihre Gesundheit, von deren unsicherem Bestand ich mit Bedauern höre, erlauben, dem Concerte beizuwohnen, würde mich ein kurzer Bericht über den Verlauf desselben sehr freuen. Die Weisen Berlins werden wohl hin und wieder zu meinen Auslassungen das bemooste Haupt schütteln. In letzter Zeit bin ich über die traurige Isolirung, in welche mich meine scharf zugespitzten Bestrebungen gebracht haben, häufig recht verstimmt gewesen und würde mich eine kleine Theilnahme anderer Menschenkinder recht sehr erquicken. — Freund Todt ist gegenwärtig mein Alles, mein musikalischer Stecken und Stab: hätte ich den nicht, so müßte ich die eigene Weisheit unermüdlich selbst fressen! Ich bearbeite nähmlich die Matthäuspassion für Orchester und bin mit diesem nicht ganz winzigen Geschäft so ziemlich fertig. Dabei hat mich Todt's Theilnahme vielfach munter gehalten — ich wäre sonst wohl oft genug müde und matt geworden. Vor Kurzem haben wir das Magnificat[2]) und eine der Weihnachts-Cantaten, die ich ebenfalls bearbeitete, zum großen Aergerniß der Bach'schen Widersacher aufgeführt. Namentlich scheinen sich Thümmel[3]) und mein Schwager der Mühe unterzogen zu haben, dem alten Herrn diverse Fußtritte zu appliciren — der Anhang schreit natürlich im vollen Chorus mit. Es ist ja aber in der Natur der Dinge tief begründet, daß man nur hochgelegene Punkte gern und mit Vorliebe anpinkelt.

Sonst ist von Halle wenig zu berichten . . . — Zu Ostern wird Bethge Halle verlassen — wir werden ihn recht sehr vermissen.

---

[1]) Julius Stern (1820—1883), Begründer des Stern'schen Gesangvereins in Berlin.

[2]) Von Seb. Bach, bearbeitet 1863 von R. F.

[3]) Universitätsrichter in Halle.

Frau Gräfin Pourtalès bitte ich herzlich zu grüßen.

Wie gesagt, wenn Sie mir über den Erfolg des Magnificat einige Mittheilungen zugehen lassen können, werde ich Ihnen dafür recht dankbar sein. — Alle grüßen!

Ihr R. F.

12. Berlin, im März 65.

Verehrter!

. . . Der Gräfin Pourtalès begegnete ich neulich, wie sie solo in der Victoriastraße seelenvergnüglich auf und abspazirte. Sie stellte mich und lud mich ein, an ihrer Promenade theilzunehmen und wir sind dann eine ganze Stunde auf und abgewandelt. Sie bittet Sie sehr, sie doch diesen Sommer in ihrer Villa Oberhofen am Thuner See zu besuchen. Sie wollte Ihnen auch sehr gut thun. Die Gräfin wird dort sein vom 15. Juni bis Ende August. Die Einladung ist nicht Phrase, sondern Ernst und liebenswürdig menschlich gemeint. Wenn Sie an die Dame schreiben, so brauchen Sie keine Form zu beobachten, als daß Sie mit „Euer Excellenz" beginnen und sich im übrigen ganz Ihrem Genius überlassen . . .

In alter Gesinnung

A. v. S.

13.

Halle, 27. October 1865.

. . . Mein trauriger Gesundheitszustand hat mich bereits um einen großen Theil meiner Jahreseinkünfte gebracht und ich denke selbst mit Haarsträuben an Alles, was noch kommen kann. Leider hat mir die Reise nach der Schweiz bis jetzt wenig Nutzen gebracht — im Gegentheil befinde ich mich heruntergekommener als je zuvor. Da heißt es denn, die Ohren steif halten! —

Von Ihrer Verlobung habe ich schon früher gehört und wünsche jetzt herzlich Glück. Möchten sich doch Ihre Ver-

hältnisse bald so weit klären, daß Sie mit einiger Genugthuung in die Zukunft blicken können. Eigentlich ist Ihnen das Schicksal diese Revanche recht sehr schuldig, denn hart genug hat es Ihnen zugesetzt! —

Die Frau Gräfin Pourtalès war sehr nachsichtig und gütig — sollten Sie Gelegenheit haben, sie zu sehen, so bitte ich dringend, mich ihr zu empfehlen . . .

Alle lassen bestens grüßen.

Ihr R. F.

14. Berlin, 10. Februar 66.

Hier ist ein sehr lieber Kerl, Fähnrich bei der Garde, heißt von Vignau.[1]) Trotz Garde aber und Adel ist er eine vernünftige Seele, die für nichts, als die reinen menschlichen Güter Sinn hat. Musikseele bester Art und dabei technisch ungewöhnlich beanlagt. Lebt in Ihren Liedern, begleitet sie, daß einem das Singen leid wird. Verbreitet Ihre Musik mit Eifer und Erfolg. Neulich hat er einen musikalisch sehr bedeutenden Kreis (Professor Mandel)[2]) Ihrem Reiche einverleibt.

Er wünscht nun dringend Ihre Lieder alle zu haben . . . Kann er sie vielleicht durch Ihre Güte zu demselben Preise wie ich einst erhalten? Unseres beiderseitigen herzlichen Dankes sind Sie gewiß. Bitte um einen freundlichen Bescheid. Schreiben Sie aber auch, wie es Ihnen geht.

Mir geht es körperlich vortrefflich. Im Sommer dachte ich nicht, daß ich durchkommen würde. Ich habe nun eine feste und angenehme Stellung und gute Aussichten.

Ihr dankbar ergebener

A. v. S.

15. Halle, 19. Februar 66.

Sie sind mir gewiß recht böse, daß ich Sie so lange habe warten lassen. Es ist mir aber in letzter Zeit wieder hunde-

[1]) Gegenwärtig Generalintendant des Theaters in Weimar.

[2]) Prof. Eduard Mandel (1810—82), berühmter Kupferstecher.

schlecht gegangen — ich konnte gar keinen Humor zum Schreiben erzwingen.

. . . Es ist spaßhaft, daß meine musikalischen Angelegenheiten von jeher weit mehr von Dilettanten als von Künstlern gefördert wurden. Ist das ein Lob oder ein Tadel? In Folge dieser seltsamen Erscheinung sind mir die eignen Lieder so fremd geworden, daß ich kaum noch ein dunkles Gefühl ihrer Descendenz spüre. Vielleicht lehnt sich auch der „Künstler" in mir auf.

. . . Hinsichtlich Ihrer persönlichen Angelegenheiten wünsche ich von Herzen Glück, daß es nach und nach Tag werden will. Haben Sie erst alle Klemmen überstanden, wird in Ihre Natur, die des Schönen und Edlen so viel in sich schließt, das rechte Gleichgewicht ganz von selbst einziehen. Möglicherweise stellen Sie sich auch dann immer mehr auf jenen Standpunkt, den ich von jeher zu den Erscheinungen des Lebens eingenommen habe. Im Grunde genommen bilden ja Person und Sache keinen Widerspruch — b e i d e zusammen repräsentiren erst die volle Einheit, sie können und dürfen nicht getrennt gedacht werden. Unterschreiben Sie dies Glaubensbekenntnis, so sind wir einig auf Leben und Tod!

Mit den herzlichsten Grüßen von uns allen

Ihr R. F.

16. Berlin, Ende Februar 1866.

Verehrter Meister!

Herzlichen Dank für Ihr inhaltreiches Schreiben . . . Ich kann mir nicht anmaßen, große Verdienste um Ihre Musik erworben zu haben. Aber um manche Menschenseele habe ich mir Verdienste erworben, in deren Leben ich Ihre Musik eingeführt. Was das besagt, wissen wir Beide. Das Ereignis ist kein blos musikalisches. Die Musik bleibt nicht ein armseliger Selbstzweck. Sie wird Mittel für den ganzen Menschen. Dies mein Bekenntnis.

Jetzt ziehe ich mich an. Singe in einer Künstler-Matinée.

A. v. S.

17. Halle, 13. Juli 66.

. . . Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Hochzeitsreise: möge Ihnen die Zukunft reiche Entschädigung für die vielen Leiden der Vergangenheit gewähren! Auf Ihre Ehegemahlin bin ich in Wahrheit äußerst gespannt — hoffentlich lerne ich sie einmal von Angesicht zu Angesicht kennen. Lassen Sie sie nur nicht gar zu viel Chopin spielen: der überreizt die Nerven — heilt sie nicht! — Sebastian Bach — das ist der Mann. —

Wie sehr mich darnach verlangt, Sie einmal in schön ausgeglichenen Verhältnissen wieder zu sehen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Meine Isolirung ist jetzt eine ziemlich vollständige und da sehnt man sich denn zuweilen nach einer gleichgestimmten Seele recht inbrünstig. Mit meinem Schwager bin ich nun auch glücklich auseinander — seit seinem Charakterkopf: „Sebastian Bach" in den Preußischen Jahrbüchern haben wir uns geschieden. Freilich war an dem Verhältnisse nicht viel zu retten; daher war es wohl am Besten, es ganz aufzulösen. Nun krähen seine Comparsen mich dafür um so gellender an![1]) Namentlich macht sich Thümmel gewaltig mausig und eröffnet gegen die Tendenzen der Singakademie einen förmlichen Kreuzzug. Wie lange ich mich unter sothanen Umständen werde halten können, muß dahingestellt bleiben: aber ergeben wird nicht, darauf können Sie sich verlassen! Uebrigens frägt sich's sehr, ob meine Ohren die gewohnten Strapazen noch lange aushalten können — sie gebärden sich von Tag zu Tag obstinater. Auf diese Weise hört der ganze Trödel am Naturgemäßesten von selbst auf. — Hinsichtlich der Zeitfragen mögen wir uns wahrscheinlich auf verwandtem Boden befinden. Meine politischen Ueberzeugungen ruhen mehr im Herzen wie im Kopfe, und da fällt denn die Entscheidung pro oder contra eben nicht schwer! —

Nächstens wird von mir ein neues Liederheft erscheinen. Es enthält meist ernste Sachen: man wird es wohl der

[1]) Vgl. oben Brief 11, S. 18.

Spezies: Cactus senilis zuzählen! Doch nun leben Sie recht wohl! Nehmen Sie einen freundlichen Gruß an Ihre liebe Braut mit auf den Weg und bleiben Sie nach wie vor ein bischen zugetan

Ihrem R. F.

18.

Berlin, 16. August 1866.

Herzlichen Dank für Ihren Brief. Meine Frau dankt herzlich für die freundlichen Grüße. Diese Grüße freuten sie sehr, denn sie hegt schon seit langer Zeit eine nachdrückliche Schwärmerei für Sie. Viel und oft muß ich ihr von Ihnen erzählen. Ihre Lieder sind und bleiben an der Tagesordnung.

Auf unserer Hochzeitsreise berührten wir Halle, konnten uns aber zu unserem größten Bedauern nicht aufhalten, weil durch ein Unwohlsein meiner Frau mein Urlaub bereits überschritten war.

Wir hatten vorgehabt, Sie zu besuchen. Nun mußte meine Frau die Freude, Sie kennen zu lernen, vertagen.

Wollen Sie nicht endlich wieder einmal im Winter oder Herbst Berlin mit Ihrem Besuche erfreuen und bei der Gelegenheit auch uns besichtigen? Kommen Sie doch!! Sie sollen sich bei uns wohlfühlen. Wir selbst sind sehr heitere behagliche Leute . . .

Ich hatte neulich hier die Freude, eine junge talentvolle Pianistin in Ihre Lieder einzuführen. Wunderbar schnell und tief wurden sie erfaßt; die Dame hat mir zweimal geschrieben und besonders auch Ihrer gedacht.

Sie schreibt das erste Mal unter Anderm:

„Wo bleiben die Lieder. Ich spiele oft „die Höhn und Wälder schon steigen". Das ist ein Vermächtniß, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin. Die Franz'schen Lieder haben einen besonderen Eindruck auf mich gemacht, sie haben eine Saite angeschlagen, die sich schon längst nach ihnen sehnte." — Wir leben wie die Eremiten; in meiner stillen Klause habe ich aus purer Verzweiflung den Lenau genommen und

zwei seiner Lieder in Musik zersetzt. Der Franz hat aber sehr darauf abgefärbt."

Im zweiten Briefe heißt es:

„Die Franz'schen Lieder erhielt ich eines Abends in England als man gerade Musik machte, da wurden sie denn gleich von der Post aufs Piano versetzt, gesungen, bewundert, discutirt und singt man sie jetzt mit Passion in vielen Häusern, wo Franz'sche Lieder nur vom hören sagen bekannt waren. Dies ist Ihnen lieber zu hören als Dank. Nicht wahr?"

Soweit Frl. Ella von Schulz . . .

A. v. S.

19. Halle, 21. August 66.

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, den ich auch recht bald, ganz meiner alten Gewohnheit entgegen, beantworte, obschon er Nichts enthält, was direkt dazu aufforderte. Freilich ist ein bischen Egoismus wieder mit im Spiele, indem ich mich krampfhaft an jede Veranlassung klammere, die mich einen Augenblick meine trübselige Isolirung vergessen läßt. Sie werden sagen: „Tu l'as voulu, Dandin", — und ich muß beschämt die Augen niederschlagen. Es hat aber Alles so kommen müssen, wollte ich oder die Welt an sich selbst nicht zum Heuchler und Lügner werden.

Von Ihrer Durchreise erzählte Lademann,[1]) der Sie auf dem Halle'schen Bahnhof flüchtig sprach. Er stellte zugleich Ihren späteren Besuch in Aussicht, auf den wir uns Alle herzlich freuten. Vielleicht hat Sie L. auf seiner Rückreise in Berlin wieder aufgesucht, und da mag er denn in seiner zufahrenden Weise eine erbauliche Schilderung von meiner gegenwärtigen Persönlichkeit entworfen haben. Sollte dies wirklich der Fall sein, so müssen Sie mir schon einige erklärende Worte erlauben. — Sie werden sich aus mancherlei Aeußerungen entsinnen, daß L. von jeher nicht zu meinen stillen Passionen gehörte. Seine rücksichtslose Selbstsucht schien mir stets

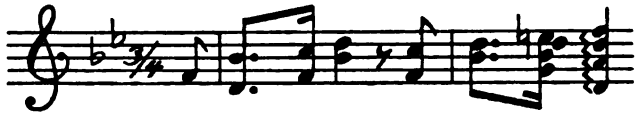
[1]) Professor in Greifswald.

unberechtigt, weil er für dieselbe herzlich wenig Gründe, derentwillen man sie einigermaßen hätte erträglich finden können, geltend zu machen wußte. Seitdem sind Jahre verflossen — er mag sich in seiner, ich mich in meiner Manier entwickelt haben, das zu untersuchen, gehört nicht weiter hierher. Vor einigen Wochen kam er nun nach Halle und hielt sich in dieser schönen Gegend etwa 6 Tage auf. Offenbar sollte ihm das Nest als eine Art Wärmstein, mit welchem er dies oder jenes abgestorbene Glied neubeleben wollte, dienen. Sobald ich das merkte, ließ ich ihn meine Verstimmung ziemlich unverholen fühlen, denn es giebt für mich nichts Widerwärtigeres als ein Herumwühlen in Dingen, die längst todt und begraben sind. Natürlich bezog der Mann mein Betragen durchaus nicht auf sein Verhalten, sondern hielt mich für ein in vollem Untergange begriffenes Individuum, dem man mit helfender Nachsicht beizuspringen habe . . . Kurzum, so lange L. in Halle herumschnüffelte, wurde ich von den verschiedensten Seiten angeschrieen: „Was mir denn eigentlich fehle — ich möchte mich doch ja recht schonen," u. s. w. u. s. w. Sogar Todt kam eines Tages angewandelt und offerirte sich im Auftrage meines zärtlichen Curators als eventuelle Stütze, wenn ich allein nicht mehr fortkommen könnte. Wahrscheinlich hat nun der halt- und maßvolle Ritter L. auch Ihnen sein tiefstes Beileid über mich als Menschenruine ausgesprochen. Nehmen Sie die Sache aber nicht gar zu ernsthaft, da ich in Wahrheit noch nicht so weit heruntergekommen bin, als des Schwätzers Eitelkeit gern glauben möchte. Zwar befinde ich mich herzlich schlecht und meine Ohren gehen rasch einer traurigen Zukunft entgegen — Grund genug, um zuweilen in tiefe Verstimmung zu gerathen — aber von den Dioskuren Lademann und Todt lasse ich die müden Glieder nun und nimmermehr stützen, darauf können Sie Gift nehmen. — Doch reden wir über die Thoren nicht länger. — Sie legen ja nur immer die eigenen Maaßstäbe an andere Menschen, und da will es denn zuweilen nicht recht klappen . . .

Vielleicht interessirt Sie dafür die Notiz, daß einer

Ihrer Lieblinge: „O danke nicht für diese Lieder“ vor Kurzem in Amerika mit Begleitung der Guitarre im Druck erschienen ist. Wie lange wird's noch dauern und sie dudeln in der andern Hemisphäre „Ja du bist elend“ auf der Maultrommel. Auch die Popularität hat ihre höchst bedenklichen Seiten! —

Dresel[1]) veranstaltet gegenwärtig eine Ausgabe der von mir componirten Burns'schen Gedichte mit englischem Text. Da hat sich denn überall die erfreuliche Thatsache herausgestellt, daß meine Musik formell wie ideell zu den Originalen noch weit besser klappt, als zu den Uebersetzungen. Ist es nicht z. B. ein netter Zufall, wenn in dem Liede: „Nun holt mir eine Kanne Wein“ bei der Stelle: „das Banner fliegt, in langer Reih'“ im Original: „die T r o m p e t e n schmettern und die Banner fliegen“!



Und in dem Liede: „Früh' mit der Lerche Sang wandert' ich weit“ heißt es bei Burns: While larks with little wings fann'd the pure air — „wenn die Lerche mit leichten Schwingen durchfächelt die reine Luft.“ — Von den F l ü g e l c h e n und dem F ä c h e l n ist in der Uebersetzung nicht die Rede, aber die 16tel meiner Begleitung klappen recht hübsch auf und zu. Nicht leugnen kann ich es, daß mir derartige Züge viel Freude gemacht haben. Möglicherweise kann Dresels Unternehmen meinen Liedern für Altengland von Nutzen sein, sofern sich die dort lebenden Lederschläuche überhaupt von ihren starren Traditionen loszumachen im Stande sind. Leider faßt man aber Burns auf der Kreideinsel nur als volksthümlichen

[1]) Otto Dresel (1826—1890), Schüler Hillers und Mendelssohns, lebte seit 1848 in New York und Boston, wo er als vortrefflicher Pianist und Komponist wirkte. Dresel hat in Amerika viel für Verbreitung deutscher Musik gethan.

Dichter, und da wird denn meine Musik auf harte Vorurtheile stoßen, obschon sie vielleicht auch nach der Seite hin tiefer blickenden Naturen einigermaßen genügen dürfte. —

Die Excerpte aus den Briefen der jungen Pianistin haben mich tief gerührt. Sie scheint meiner historischen Entwickelung gründlich folgen zu wollen, denn: „Die Höh'n und Wälder schon steigen" war mein: maiden speech! Wenn sie geduldig bis zum „Cactus senilis" fortschreitet, dann wollen wir ihre Ausdauer loben. Gewöhnlich fügen aber die sich für mich Enthusiasmirenden jenem schönen maiden speech noch: „Er ist gekommen" hinzu und damit glauben sie der ganzen Gattung gerecht zu sein. — Oft schon habe ich darüber nachgedacht, was eigentlich daran Schuld sein mag, daß sich meine Lieder im Durchschnitt so wenig selbst zu helfen im Stande sind, daß es immer erst direkter Vermittelungen bedarf, bevor sich die Theilnahme ihnen zuwendet. Der Musiker von Fach findet doch in ihnen eine Menge Handwerksfragen erledigt, an denen sich sein Künstlerauge nach Herzenslust weiden kann — der gebildete Dilettant dagegen steht der einfachsten Natürlichkeit gegenüber, die seine humanistischen Interessen unter allen Umständen fesseln müßte. Brächten aber die guten Musikanten ein bischen poetische Unmittelbarbarkeit und die gebildeten Kunstfreunde etwas weniger lange, dafür aber um so feinere Ohren mit auf die Welt, würde sich jener Uebelstand schnell genug zum Besseren kehren. Nur wer von beiden seine richtig zugemessene Dosis hat, dem bleibt mein Ausdruck schwerlich ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Hoffen wir daher auf eine zweckmäßiger organisirte Generation, wozu freilich vor der Hand verflucht wenig Aussicht zu sein scheint: erst müssen sich Pieffke[1]) und Consorten gründlich austoben!

In Halle wirtschaftet gegenwärtig die Cholera auch recht gründlich . . . Wir selbst wohnen in einer recht heiteren Gegend, die uns die Controlle der Opfer außerordentlich er-

[1]) Preußischer Militär-Musikmeister.

leichtert. Das geht den ganzen, geschlagenen Tag heraus und herein, immer an meinem Parterrefenster vorüber! Am vergangenen Sonnabend sind einige sechsundsechzig gestorben, was für den Anfang gewiß eine recht anständige Summe repräsentiert! Mich selbst zwingen die Verhältnisse hier auszuharren, da Alles ausgerissen ist, was mich zur Noth in der Kirche vertreten könnte! —

Am Schluß des Semesters hatten wir in der Singakademie eine wunderschöne Aufführung. Außer der unvergleichlichen Trauerode von Seb. Bach kamen noch Partien aus Händels Allegro und Pensieroso zur Darstellung. Sie würden sich königlich über diesen Reichthum des neusten und seltensten Ausdrucks gefreut haben! Es ist eine wahre Schande, daß dergleichen Kabinettstücke der Menschheit so lange vorenthalten bleiben können! — Jetzt kommt aber die hohe Politik dran, und da müssen die Musen vorläufig schweigen. Meine Leyer will sich gar nicht in diese neue Tonart stimmen lassen, so stark ich auch an den Wirbeln schraube und drehe. Wo werden die Güter bleiben, um die es sich verlohnt zu leben?

Mit den besten Grüßen an Sie und Ihre liebe Frau von uns Allen

Ihr R. F.

Was ist denn aus du Vigneau geworden? Hat er Alles glücklich überstanden? Ist denn die Frau Gräfin Pourtalès wieder in Oberhofen, oder blieb sie die Zeit über in Berlin?

20. Berlin, 23. September 66.

Hochverehrter!

Ihr liebes Schreiben vom 21. v. M., das mir, wie Sie wohl auch ohne meine ausdrückliche Versicherung glauben werden, wieder eine ganz besondere Freude bereitete, war hier in meiner Abwesenheit eingetroffen und holte mich erst spät im nördlichen Schleswig ein. Auf dieser Reise, die, wie Sie leicht denken können, (4 Wochen nach der Hochzeit)

eine Geschäftsreise war, hatte ich wohl Lust und Willen, aber schlechterdings nicht die geringste Zeit und Muße, Ihnen zu antworten. Anfang dieser Woche kehrte ich nun zurück und inmitten des Festtrubels finde ich stille und einsame Stunden, in denen ich mich am liebsten mit Ihnen unterhalte.

Ihre Mittheilungen über das Dresel'sche Unternehmen interessieren mich höchlichst, wenn ich Ihnen auch leider darin zustimmen muß, daß die nächsten Jahre hierzulande mehr Herrn Pieffke und Consorten angehören werden. Wir haben erst einen Akt des politischen Dramas hinter uns.

Ihr Schlußwort: „Wo werden die Güter bleiben, um die es sich verlohnt zu leben?" war mir eine große Wohlthat, wie ein Klang aus der fernen Heimath... Wie gerne würde ich mit Ihnen einmal wieder über diese Dinge sprechen. In Summa: die nächsten Jahre werden für die humanen Interessen faule Zeiten sein. Zur weiteren Zukunft habe ich gute Hoffnung.

... Gerade das hat mich in Ihrer Musik so tief und nachhaltig erfaßt, daß sie nicht blos Musik ist. Darum können auch „Musiker" ihr nichts anhaben. Sie ist eingewurzelt in den ewigen Grund des Menschenherzens und, so oft ein Herz sich still auf sich besinnt, wird es in Ihren Liedern sich wiederfinden und wer dieses einmal an sich erfahren, verlangt nicht nach äußeren Bürgschaften oder Garantieen, sondern ist ohne alles Weitere ihres Dauerwerthes gewiß.

Wie schmerzlich berührt mich die Kunde, die mir Ihr Brief von Ihrem äußeren Leben giebt. Möchte wenigstens das körperliche Leiden in seinem Fortschritte einhalten.

Von der Isolirung, die Sie constatiren, empfinde auch ich schon in meinen jungen Jahren ein gut Theil. Ich habe wenig Gesinnungsgenossen gefunden, und auch von denen, die ich gefunden zu haben glaubte, habe ich die überwiegende Mehrzahl als Illusionen wieder aufgeben müssen. Aber meiner, von Ihnen manchmal gescholtener Gemüthsart entspricht es, den schroffen Bruch und Gegensatz zu vermeiden und ein freundliches Nebeneinanderhergehen womöglich zu retten. Es ist nicht Furchtsamkeit noch Faulheit, sondern

etwas Anderes. Auch sagt mir eine nachfolgende Reflexion, daß auf diesem Wege viel Bitterkeit und Kraftverzehrung mir und anderen erspart wird. Dies ist, wie Sie wissen, unsere alte Controverse, und ich bitte Sie, wenn ich heute diese Controverse von neuem constatire, darum nicht an meiner hingebenden Verehrung zu zweifeln. Ohne keck zu sein, rechne ich mich unter Ihren Verehrern zu den dankbarsten und treusten. Könnte ich in Ihrer Zukunft Ihnen nur irgendwie zur Erleichterung oder Erfrischung dienen, so kennen Sie mich genug, um zu wissen, mit welcher Freude ich diese Aussicht ergreifen würde.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie uns diesen Winter einmal besuchen wollen? Ich glaube, Sie würden sich bei uns ganz wohlfühlen.

A. v. S.

21. Halle, 18. November 66.

Zum Todtenfest (d. h. zur Vorfeier desselben) führen wir diesmal das Mozart'sche Requiem auf. Wenn Sie demselben beiwohnen könnten, würde ich mich außerordentlich freuen! Bei der Gelegenheit hätte ich denn auch Mancherlei mit Ihnen zu verhandeln, was vielleicht für meine Zukunft von erheblicher Wichtigkeit sein könnte.

Vielleicht convenirt es Ihnen, mit Theodor Krause,[1]) der die Baßsolis singen wird, nach Halle zu reisen. In dem Falle nehmen Sie vielleicht mit ihm Rücksprache. — Mir geht es herzlich schlecht — wenn meine armselige Persönlichkeit schon früher nur einen sehr geringen Schatten warf, so ist auch der jetzt fast verschwunden. —

Zwar kann ich zu meiner eigenen Beruhigung sagen, ein nicht ganz schlechter Soldat gewesen und als solcher im Kampfe gefallen zu sein — wäre mir bei der Gelegenheit nur lieber gleich das Lebenslicht ausgeblasen worden!

Doch über dergleichen mündlich mehr — sehen Sie ja zu, daß Sie kommen können. In Eile

Ihr R. F.

---

[1]) Sänger.

22. Halle, 22. Februar 67.

Beikommend erhalten Sie den gewünschten Aufsatz von Liszt:[1]) möge er in der Seele dessen, für den er zu lesen bestimmt ist, eine ähnliche Wirkung hervorbringen, als ich sie eben nach der Lektüre an mir selbst verspürt habe. Freilich befinde ich mich gegenwärtig in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung, die es sehr erklärlich macht, wenn das von fremder Hand gezogene Facit meines Lebens erschütternd auf mich einwirkt.

Bald schreibe ich Ihnen einmal ausführlich und trete dann hinter den Coulissen hervor, hinter die mich die jetzt schwebenden Verhandlungen gestellt haben.

In letzter Zeit bin ich nicht ganz unthätig gewesen. Heine ist ganz gründlich verarbeitet worden und hat in einer Reihe von Liedern Blut lassen müssen. Es sind mir in seinen späteren Sachen eine Menge von Stoffen entgegengetreten, die wahrlich einer musikalischen Illustration werth genug sind. Früher besaß mein Ausdruck wahrscheinlich noch nicht zureichende Gewandtheit und Geschmeidigkeit, um mit dergleichen Gegenständen fertig werden zu können. Die jahrelange Vertiefung in Bach hat meiner lyrischen Ader aber keinen Schaden zugefügt — hoffentlich werden Sie meine nächsten Veröffentlichungen, die bis gegen Ostern hin erfolgen, davon überzeugen.

Für Alles, was Sie schon für mich gethan haben und noch thun werden — wie soll ich Ihnen danken?! . . .

R. F.

23. Halle, 23. März 67.

Beikommend erlaube ich mir, Ihrer lieben Frau mein soeben erschienenes op. 38 zu übersenden: ich bitte, es freundlich auf- und annehmen zu wollen. — Vielleicht finden Sie heraus, daß ich in diesen Liedern den Elementargeistern ein gut Theil näher auf den Leib gerückt bin, als bisher:

[1]) In der Neuen Zeitschrift für Musik 1855 Band 43, Nr. 22 u. 23.

in der „starken schwarzen Barke" klingen wenigstens jene dämonischen Mächte ziemlich sattsam mit hinein. — Diesem Hefte sollen in Kurzem noch drei andere folgen, die ich ebenfalls meinen besten Sachen beizähle: — Naturcultus! —

R. F.

24. Halle, 4. Mai 67.

Beikommend übersende ich Ihrer Frau Gemahlin das zweite Heft meiner neuen Lieder. Es enthält wieder Sachen, auf die ich großen Werth lege. Was sie von meinen früheren Produktionen wesentlich unterscheidet, möchte ein gewisser realistischer Zug sein, der sie mit der Wirklichkeit enger verkettet, ohne sie deshalb in Trivialität aufzulösen. Darauf weisen schon die poetischen Stoffe hin, an die ich mich vor Jahren kaum gewagt haben würde. Sehen Sie sich den Kram einmal unter diesem Gesichtspunkte an — vielleicht können Sie meiner Behauptung beipflichten. Daß damit die Lieder, sollte sich diese Thatsache bestätigen, einen nicht unerheblichen Fortschritt gemacht haben, unterliegt wohl keinem Zweifel . . .

Mit meiner Gesundheit geht es herzlich schlecht — je mehr ich die Ohren schone, um so reizbarer und empfindlicher werden sie! — . . .

In Halle ist sonst Nichts vorgefallen, was Sie interessiren könnte. Freilich komme ich mit zu wenig Menschen in Berührung und erfahre darum auch herzlich wenig.

R. F.

25. Halle, 25. Mai 1867.

Beikommend erhalten Sie ein Exemplar des dem Baron von Keudell[1]) zugeeigneten Liederheftes. Es enthält Sachen, auf die ich Werth lege — mögen sie auch Ihnen nicht ganz

[1]) Robert von Keudell, Geheimer Legationsrath im Auswärtigen Amte, seit 1876 Gesandter in Rom.

mißfallen! In Kurzem erscheint noch ein Heft bei Härtels, dem endlich zwei im Siegel'schen Verlag folgen werden. — Sie sehen, wie ich die unfreiwillige Muße, zu der mich mein Leiden verdammte, nicht ganz unausgenützt ließ. Uebrigens gewährt mir die Thatsache, daß die Erschlaffung und Abspannung des äußeren Organs der Elasticität der übrigen geistigen Funktionen zur Zeit noch keinen Eintrag gethan hat, ein eigenthümliches Genügen: das Componiren ist mir nie rascher und glücklicher von der Hand gegangen, als gerade jetzt . . .

Da ich Ihnen schon so viel Dank schuldig geworden bin, wird es mir nicht schwer, in aller Eile ein neues Conto anzulegen — lieb sollte es mir aber doch sein, wenn Ihr Gewissen damit in keine gar zu arge Bedrängnis geriethe. Ich gebe mich nähmlich der stillen Hoffnung hin, mittelst der neuen Lieder manches Vorurtheil beseitigen zu können, das dem Interesse an meinen Hervorbringungen bisher hindernd im Wege stand. Zu den früheren guten Eigenschaften bringen sie eine festere Plastik und stellen sich demzufolge in weniger unbestimmten, verschwimmenden Conturen dar. Kurzum, das verehrte Publicum wird jetzt kräftiger mit der Nase auf die Objekte gedrückt. Außerdem bieten die Lieder — für mich wenigstens — eine Reihe neuer Klänge, die der Natur wie abgelauscht zu sein scheinen, und das in einer Gestalt, welche an knapper Bestimmtheit kaum noch zu wünschen übrig lassen möchte. — Ferner hat sich die Musik vielfach an dichterische Stoffe gewagt, die meines Wissens hier zum ersten Male behandelt werden: wenn ich nicht ganz fehlte, ist damit der musikalische Ausdruck nicht unwesentlich bereichert worden. Schließlich sind diese Lieder dankbarer für den Gesang und weniger schwierig für das Klavier geschrieben. —

Obschon dies nun Ansichten sind, die wohl besser aus einem fremden Munde als aus dem meinigen kommen sollten, mag ich sie Ihnen doch nicht vorenthalten: einmal fußen sie auf festen Ueberzeugungen und dann dürfte die Meinung des

Autors doch auch ein gewisses Recht, sich zur Geltung zu bringen, haben.

Das neue Conto besteht nun in der dringenden Bitte, sich der vorliegenden Folge meiner Lieder nach Kräften annehmen und sie im Kreise Ihrer Bekannten unter den eben angedeuteten Gesichtspunkten vertreten zu wollen. Zwar wird es dieser ganz unpassenden Mahnung kaum bedürfen, da Sie ja auch ohnehin für meine künstlerischen Interessen stets vollbewußt eingestanden sind. Die veränderten Verhältnisse meiner äußeren Lebenslage machen aber einen kräftigen Apell an die Sympathien der Mitwelt einigermaßen nöthwendig, sie bilden den eigentlichen Kern zu meiner Aufforderung . . .

R. F.

26. Halle, 3. Juni 1867.

Beikommend übersende ich für Ihre liebe Frau ein weiteres Liederheft, das ich freundlichst anzunehmen bitte. Sein Inhalt sei Ihnen bestens empfohlen! —

Wie hat denn der Baron von Keudell meine Dedication aufgenommen? . . . Dabei fällt mir Etwas ein, wonach ich schon lange einmal fragen wollte. Mein Großvater mütterlicherseits, Namens Schultesius, war Feldwebel, Sergeant oder dem Aehnliches in dem früheren sogenannten Halleschen Regiment. Er wie seine Frau müssen sehr gute und achtbare Leute gewesen sein und hatten häufig Regimentsjunker in Kost und Pflege. Damals war meine Mutter ein junges Mädchen und scheint die munteren Herrchens einigermaßen in Zucht gehalten zu haben. Mit entschiedener Vorliebe und Neigung sprach sie aber stets von einem Junker von Keudell, der in der Familie wie ein Kind vom Hause gelebt haben muß. Sollte derselbe etwa Keudells Großvater gewesen sein? Es wäre wirklich nicht uninteressant, wenn sich das Schicksal hier wieder einmal in seltsamen Verschlingungen gefiele: der Mutter liebevolle Güte, einem Fremdlinge erwiesen, würde von dessen Enkel am Sohne

reichlich vergolten, ohne daß derselbe von jener eine Ahnung haben konnte! Erkundigen Sie sich doch gelegentlich bei Keudell in dieser Angelegenheit, — es sollte mich außerordentlich freuen, derartigen Verhältnissen im Leben begegnet zu sein. —

Von Dresel habe ich jetzt auch Nachricht und zwar so brillante, daß mir Mund und Nase dabei offen stehen geblieben ist. Denken Sie ums Himmels Willen, die Leute haben in dem [Franz-]Concerte [in Boston] 2000 Thaler zusammengebracht, die sie mir vorige Woche überschickten![1]) . . . Was soll man zu solchen Erscheinungen sagen? Ich bin noch ganz stumm und sprachlos... Jedenfalls werden Sie sich mit mir dieses großen Erfolges freuen.

Doch nun leben Sie recht wohl und grüßen Sie mir Ihre liebe Frau recht herzlich. Dem Töchterchen drücken sie aber einen Kuß auf, der ihre Stimme für die Zukunft segnen soll. R. F.

27. Halle, 5. Juni 67.

Mit dem Ihrigen kam zugleich ein Brief von Keudell an. Er schreibt sehr freundlich und hat die Zueignung gut aufgenommen. Auch er zeigt mir an, daß meine Angelegenheit bereits längst erledigt sei[2]) —: ich weiß immer noch kein Sterbenswort! An wem mag nur die Schuld dieser Verzögerung liegen? Längst schon wäre ich über alle Berge, und muß nun die schöne Zeit so ungenutzt vorüberstreichen lassen! Wahrscheinlich wird meine Dotation auf das Universitätsjubiläum mit aufgespart werden sollen — zu dem ich nun so wie so hier bleiben muß. Glücklicher Weise haben die Behörden auf meinen Zustand einige Rücksicht genommen und hoffe ich, die Ohren mit einem blauen Auge durchzubringen. — Gestern hat die Halle'sche Sing-

[1]) Vgl. darüber Procházka S. 85.

[2]) Es handelt sich um ein Jahresgehalt, das Robert Franz zur Wiederaufnahme der Bearbeitung Bach'scher Werke vom Könige verliehen wurde.

akademie unter Selmar Bagge[1]) eine erste Aufführung erlebt: Sie können sich denken, wie mir aus der Ferne zu Muthe war.

Was Sie in Ihrem Briefe von „Worten der Anerkennung", die ich über Sie ausgesprochen haben soll, [schreiben,] verstehe ich nicht recht. Was ich damals schrieb, ist meine feste Ueberzeugung und die kann man sich doch wohl in letzter Instanz einmal sagen? Aber ich will mich Ihrem Wunsche fügen, dies Thema zwischen uns unberührt zu lassen.

R. F.

28. Halle, 25. Juni 1867.

Vielen Dank für Ihre Mittheilungen und Mühewaltungen. — In den Grundzügen schließe ich mich Ihrem und von Keudell's Rathe vollständig an: zunächst werde ich Einem hohen Universitäts-Curatorium (an das habe ich ja direkt zu berichten) die außerordentliche Bedeutung Bach's im Allgemeinen und seine Wichtigkeit für die protestantische Kirche im Besonderen ausführlich expliciren. Dem soll sich anreihen, daß man Bach's Kirchensachen in der überlieferten Form praktisch nicht brauchen könne, weil die damaligen Gewohnheiten mit den gegenwärtigen Einrichtungen im grellsten Widerspruch stünden. Es sei ein Bearbeiter unbedingt nothwendig, der diese Wunderwerke einem andächtigen Publico erst mundrecht machen müsse. Als einen solchen stelle ich mich dar: meine bisherigen Bearbeitungen könnten dafür Bürgschaft leisten — auch in Zukunft würde ich nach denselben Principien mich verhalten. — Je mehr nun das Unternehmen nach dieser Seite hin gesichert erscheine, um so weniger leider nach der entgegengesetzten, die doch nothwendig als einer der Hauptfaktoren mit in Rechnung gezogen werden müsse: im großen Publicum nehme man

[1]) Selmar Bagge (1823—96), Komponist und Musikschriftsteller, später Redakteur der Deutschen Musikzeitung in Wien.

durchschnittlich sehr wenig Notiz von meinen Arbeiten. Damit hänge denn freilich die Möglichkeit der Verlagsfrage auf das Engste zusammen und es wäre dringend zu wünschen, daß mir die Verantwortlichkeit hierfür nicht länger allein auf den Schultern liegen bliebe. Sollte es möglich sein, das Cultusministerium für diesen hochwichtigen Gegenstand in der Weise zu interessiren, daß es an der Herausgabe jener Werke, etwa durch eine Subscriptionszahl, sich betheilige, dann zweifle ich keinen Augenblick, in Folge dieser Thatsache materielle und moralische Vortheile bestimmt in Aussicht stellen zu können. Würden die Musikverleger erst gewahr, wie man in Preußen dergleichen Dinge von oben herab nicht gleichgültig ansähe, dann dürften sie sich keinen Augenblick besinnen, zuzugreifen.

Die Wendung, welche hiermit der Angelegenheit gegeben wird, halte ich nach allen Richtungen hin für praktisch und ersprießlich. Den Verlegern und dem Publicum wird mein Unternehmen geschützter vorkommen — ich selbst bewege mich dann ungezwungener. Meine künstlerische Unbefangenheit wäre zum Teufel, wenn ich mich nur überwacht und nicht unterstützt fände: darin kenne ich mich viel zu gut, um das nicht mit aller Bestimmtheit voraussagen zu können.

Was meinen Sie dazu, wenn ich mich gegen Keudell ausführlicher über die hier flüchtig berührten Gesichtspunkte ausließe? Ich weiß ja nicht, ob ihm dergleichen bequem ist! . . .

Sollten Sie nun mit Dem oder Jenem nicht einverstanden sein, dann bitte ich um baldige Auskunft. Daß mich die Geschichte etwas quält, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. —

Mit Ohlshausen[1]) habe ich auch verhandelt. Er war sehr theilnehmend und stellte seinerseits alle mögliche Unterstützung in Aussicht. Hätte man sich mit ihm allein zu benehmen, dann gäbe es gar keine Schwierigkeiten. Der moderne bureaukratische Staat scheert aber Alles über einen

[1]) Vortragender Rat im Kultusministerium.

Leisten — Kunst und Wissenschaft: Eins wie das Andere muß aktenmäßig festgestellt und umgränzt werden, bevor es sich äußern darf. Wie mancher gute Keim wird da gleich im Entstehen erdrückt! Es ist ein wahres Leidwesen!!! — ....

In Leipzig scheinen sich jetzt meine Aktien etwas zu heben — die neuen Lieder sind ebenfalls daran schuld. Schauen Sie hinein und immer wieder hinein — sie sprechen viel Geheimes aus!

R. F.

29. Halle, 19. Juli 1867.

... Vor Kurzem hatte man mir wieder einmal von Berlin aus recht gründlich den Kopf gewaschen. Die Bote & Bocksche Musikzeitung brachte eine Recension über mein op. 38, wahrscheinlich aus der Feder des Gesanglehrers Engel[1]) ... Alle die alten Dummheiten qualmten wieder lustig auf und versetzten mich in Zeiten zurück, die ich längst für überwunden und abgemacht gehalten hatte. Der unglückliche Sangesbruder beschwert sich hier über Gewalt, die ihm der Klavierpauker anthut — aber auch dem Klavierpauker soll ich zuweilen Dinge zumuthen, denen er, als ehrlicher Mann a vista spielend, nicht vollkommen gewachsen ist. — Und der arme „Child Harold" wird gar als meiner unwürdig bezeichnet! Bisher war ich naiv genug zu glauben, mit dieser Composition wirklich einen neuen Weg für den musikalischen Ausdruck gefunden zu haben — ja Kuchen! da haben mich die Berliner Tausendsassas rasch durch einen energischen Ordnungsruf eines Besseren zu belehren gewußt. Nr. 5 und 6 des angezogenen Heftes werden ebenfalls als unbedeutend verächtlich bei Seite gewischt und nur Nr. 1 und 2 finden einige Gnade vor den Augen der kritischen Majestät. Wo die Wichte nur den Muth, sich unausgesetzt zu blamiren, herbekommen mögen? Eine Erklärung findet freilich ihre Einfalt in verschiedenen Thatsachen. Schubert

[1]) Gustav Engel (1829—95), Musikschriftsteller und Gesangslehrer.

ist den . . . die höchste Liedspitze — natürlich muß alles Nachfolgende Epigonenwirthschaft sein, die sich an jeder Abweichung von der historischen höchsten Potenz einfach und kinderleicht nachweisen läßt.

So gleichgültig mir an und für sich dergleichen Eselsgeschrei ist, hat es doch für die nächste Zeit immerhin seine fatalen praktischen Consequenzen: die Masse der noch unter dem „Ya" stehenden Individuen, welche diesem Rufe aus höheren Sphären gläubig folgt, ist imponirend genug, um zunächst sämtlichen Verlegern einen heillosen Schrecken einzujagen. Härtels werden mit tief herabhängenden Ohren unter der Traufe des „Engel-Wassers" gestanden haben, und es wird erst manches heiteren Sonnenstrahles bedürfen, bevor sie dies wilde Sturzbad wieder verwinden.

Wenn man solchem schnöden Scribenten nur einmal einen ellenlangen Blutegel ansetzen könnte, der das ranzige Hirn vom Unflath etwas reinigte! So sitzt dies Gesindel aber da und schmunzelt wie eine . . . Wanze aus den verschwitzten Vatermördern heraus — was kann das sein?

In Kurzem hoffe ich Ihnen mein Opus 43 übersenden zu können: mögen Sie es einiger Theilnahme für werth halten! —

R. F.

30. Halle, 28. December 1867.

Bei einer soeben vorgenommenen Revision meiner Noten stellt sich's heraus, daß ich Ihnen mein zuletzt erschienenes Liederheft noch gar nicht zugesendet habe. Wenn ich diese Versäumniß jetzt nachhole, nehme ich dabei an, daß Sie mein neuer Notenkram hinlänglich interessirt, um die Completirung desselben für Sie wünschenswerth zu machen. Die in Halle gesammelten Erfahrungen haben mich über den eigentlichen Werth dieser Nestküken und Spätlinge etwas mißtrauisch gemacht, obschon ich nachgerade daran gewöhnt sein sollte, auf bessere Zeiten zu hoffen, wenn schlechte eingetreten sind. Galten doch bei ihrem Erscheinen

Lieder wie „nun die Schatten dunkeln etc.“ für dürftige Absenker meines Opus I und mußten erst Jahre verfließen, bevor dieser kleine Irrthum rectificirt wurde. Jetzt nun soll ich mit aller Gewalt beim alten Bach in höchst bedenklicher Weise schwere Anleihen erhoben haben — warten wir es ruhig ab, ob sich diese Behauptung an den neuen Liedern, für die ich, eben weil sie Nestküken sind, eine sonderbare Vorliebe hege, bewahrheiten wird. Du lieber Gott! wo stand ich nach der Ansicht meiner biederen Landsleute nicht schon zu Gevatter? Bald wars bei Schubert, bald bei Schumann, bald sogar bei Mendelssohn — von den alten Kirchenvätern ganz zu schweigen! Erwischte dieser oder jener kluge Häuptling zwei Accorde, die sich in ähnlicher Verbindung bei einer der genannten Größen bereits vorfanden — flugs hatte ich geräubert, obschon ich doch selbst nur zu gut wußte, wie nachdrücklich mich meine schwache Memorie vor dergleichen Todsünden schützte. Angesichts solcher Jämmerlichkeiten blieb nur ein bedeutsames Achselzucken übrig: man darf ja schon aus Menschenliebe den Leuten das Vergnügen, sich um jeden Preis blamiren zu wollen, nicht schmälern. — Die nächste Folge der Verbreitung jener auf Seb. Bach rückweisenden Gerüchte ist denn die gewesen, daß alle Absatzquellen gründlich verstopft wurden, wodurch ich wieder in die fatale Lage komme, in den Augen meiner Herren Verleger vorläufig als Täuscher dazustehen. So hat z. B. unser Karmrodt[1]) die Weihnachtszeit über — der richtige Hallenser pflegt sonst diese Periode zu benutzen, seine Notenbedürfnisse für das laufende Jahr zu befriedigen — nicht etwa ein ganzes Heft meiner Lieder, wohl aber *eine einzige* Nummer derselben mit Mühe und Noth untergebracht! Das heiße ich doch glänzende Geschäfte machen! —

Aber nun zu etwas Anderem! — Vor einiger Zeit ist die von mir bearbeitete Bach'sche Cantate „ich hatte viel Bekümmerniß“ im Druck erschienen. Ich schickte dem Herrn

[1]) Verleger in Halle.

von Keudell ein Exemplar und erhielt die freundliche Antwort, daß er eine Aufführung des Werkes, natürlich soweit es die Verhältnisse erlaubten, im Auge behalten wolle. Darauf fußend, machte ich Vierling, der gegenwärtig, wie Sie wissen, in Berlin lebt, Mittheilung und stellte ihm anheim, ob er nicht am Ende der rechte Mann sei, der hier helfen könne. Wie er mir nun schreibt, hat er nicht übel Lust — jedoch scheinen ihn die mancherlei mit der äußeren Herrichtung verbundenen Schwierigkeiten noch abzuschrecken. Aus seinem Briefe geht hervor, daß er Ihnen neulich in Gesellschaft begegnet ist: wie wäre es, wenn Sie meinen Vorschlag einmal gründlich mit einander durchsprächen? Es wäre doch vielleicht möglich, einen Weg ausfindig zu machen, der zum Ziele führt. Wie bedeutsam eine gute Aufführung in Berlin für die Zukunft meines Bachunternehmens sein würde, brauche ich wohl kaum zu erwähnen: man könnte sich thatsächlich von der herrlichen Wirkung überzeugen, und das ist der einzige Vorsprung, den ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt wünsche.

Was ich Ihnen eben schreibe, ist selbstverständlich nur ein Vorschlag zur Güte: — ist es Ihnen unbequem, sich auf solche Dinge einzulassen, dann betrachten Sie meine Worte als in den Wind gesprochen — macht Ihnen dergleichen Trödel dagegen einigen Spaß, dann reden Sie mit Vierling — er, Sie, Keudell und die Duncker sind Leute, denen man etwas durchzusetzen schon zutrauen darf.

In Berlin ist ja jetzt ein wahrer Segen von Cymbeln und Harfen eingezogen! Nun wenn der Klapperstorch gleich drei Kinder — und was für welche! — mit Einem Male bringt, dann kanns nicht fehlen. Liebig,[1]) Stern, Bilse[2]) — nette Drillinge! — Die werden den Berlinern die Ohren schon vollflöten, daß sie den Himmel für einen Dudelsack ansehen. Es wird aber wahrscheinlich nicht lange dauern und die bösen Rangen haben sich bei den Köpfen. Möchten

[1]) Begründer der Berliner Sinfonie-Kapelle.
[2]) Begründer des Bilseorchesters.

doch die beiden Außenstände das liebliche Mittelstückchen recht weidlich abzausen und ihm einigen Speck von den fetten Rippen schinden!

Sie sehen, daß ich noch immer derselbe schadenfrohe und bösherzige Mensch bin — soll man denn aber solchem Teufelsbraten noch Heil und Segen auf die krummen Lebenspfade wünschen? Auch hinsichtlich Halle's läuft mir zuweilen ein heimlicher Kitzel über die Seele. Die Singakademie ist auf dem besten Wege, eine Kleinkinderbewahranstalt zu werden — von den übrigen Kunstinstituten ganz zu schweigen. Glücklicher Weise verfügt man hier über rührige und einsichtsvolle Vorstände — da kann es denn nicht fehlen! —

Mit meinen Ohren steht's immer noch auf dem alten Flecke. Die ewig wechselnde Witterung dieses Winters kann natürlich keinen heilsamen Einfluß ausüben. Am meisten quält mich die Unthätigkeit, zu der ich verdammt bin: der Grillenfang befindet sich dabei in voller Blüthe. Das Wort „Blüthe" erinnert mich an das letzte Lied in opus 43 — nach meinem Dafürhalten muß Ihnen das zusagen: wird es gut gesungen und fein gespielt, dann glauben die Ohren Nase geworden zu sein, ein so süß duftendes Aroma schlürfen sie ein. —

Doch Sie werden meines Geplauders nun überdrüssig sein. Indem ich Sie bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen, schließe ich mit dem Wunsche, daß Sie sich zuweilen, wenn Sie gerade nichts Besseres zu thun haben, erinnern mögen Ihres

Robert Franz.

31. Halle, 20. Mai 1868.

Der Antheil, den Sie bisher an der Entwickelung meiner Lebensverhältnisse nahmen, legt mir die Verpflichtung auf, Ihnen von Zeit zu Zeit zu rapportiren. Gegenwärtig haben nun die Dinge eine eigenthümliche Wendung genommen, auf die ich wenig vorbereitet sein konnte. Es sind nähmlich

bei dem Cultusministerium in Betreff meiner Bearbeitungen Gutachten von den Herren Grell,[1]) Taubert[2]) und Bach[3]) eingelaufen, die dieselben als geradezu kunstgefährlich bezeichnen. Dadurch bin ich in eine so fatale Lage gekommen, daß es mir für die Folge sehr schwer geworden wäre, aus Staatsmitteln Unterstützung für eine Thätigkeit anzunehmen, die nach jenen Declarationen nichts weniger als segensreich genannt werden konnte. Glücklicher Weise fand ich Gelegenheit, durch Goßler's[4]) gütige Vermittelung den Herrn Cultusminister[5]) in Halle zu sprechen. Er hat mich aufgefordert, einen neuen Antrag, die eventuelle Betheiligung des Cultusministeriums durch Zeichnung einiger Exemplare meiner Partituren betreffend, direkt an ihn einzureichen und weiter Leute namhaft zu machen, die sich bereits von der Brauchbarkeit der in Rede stehenden Arbeiten praktisch überzeugt hätten, deren Gutachten nöthigenfalls eingeholt werden könne. Dies ist vor Kurzem geschehen und ich muß nun abwarten, welchen Verlauf die Sache nimmt. — Zunächst schien es mir von der größten Wichtigkeit, dem Herrn Baron von Keudell zu referiren. Er hat mir bereits freundlich geantwortet und seinen weiteren Beistand zugesagt. Hoffentlich dient dieser kleine Zwischenfall nur zu meinem Besten — er bringt wenigstens einiges Leben in die Stagnation der hier einschlagenden Kunstverhältnisse: ein Gewinn, den ich nicht hoch genug anschlagen kann. — Uebrigens brauche ich Sie wohl kaum zu ersuchen, diese Mittheilungen mit der größten Discretion zu behandeln — sonst gräbt man Gegenminen und ich komme in noch ärgere Verlegenheiten. Sollten Sie aber den Herrn von Keudell gelegentlich sprechen, so würde das gewiß nicht ohne Einfluß auf die zunächst nothwendigen Schritte bleiben.

---

[1]) Eduard Grell (1800—1886), Dirigent der Berliner Singakademie.

[2]) Wilhelm Taubert, (1811—1891), Hofkapellmeister in Berlin, Komponist.

[3]) Emil Leonhard Bach, Pianist.

[4]) Goßler's, Familie der Ministerin von Mühler.

[5]) Heinrich v. Mühler, 1862—72 preußischer Kultusminister.

Ist Ihnen denn mein letzter Brief und die Sendung des Op. 43 zu Händen gekommen? Ihr Schweigen läßt fast das Gegentheil fürchten. — Mit meinem Befinden geht es immer mehr und mehr bergab — die Ohren wollen kaum noch die nothwendigsten Dienste verrichten. Was das noch werden soll, mag der Himmel wissen! . . .

Werden Sie mir nicht bald einmal schreiben? Fast fürchte ich, daß Sie aus irgend einem Grunde nicht mehr viel von mir halten. Direkte Beweise dafür habe ich nicht — es liegt mir nur als Gefühl in den Gliedern. Auch Freund Zimmermann war neulich längere Zeit in Halle: der hat von mir ebenfalls nichts wissen wollen. Doch das sind nur thörichte Schwätzereien. —

R. F.

32. Fürstenwalde, 11. Juni 1868.

Sehr geehrter Herr Musikdirector!

Ihre sehr freundliche Weihnachtssendung[1]) ist allerdings in meine Hände gekommen. Hätten Sie aber eine Ahnung von dem Winter, der hinter mir liegt, so würde ich die anscheinend unverzeihliche Säumnis nicht noch zu entschuldigen brauchen.

Seit Anfang dieses Jahres hat sich meine Stellung bei meiner Gesellschaft wesentlich verändert, und wenn diese Veränderung selbst die Folge einer sehr angespannten Thätigkeit war, so war es nur natürlich, daß sie eine noch größere Anspannung zur Folge hatte.

Den Brief an Sie zu vertagen, lag mir aber um so näher, als mir eine Reise nach Halle vorschwebte, die sich dann leider wieder hinausschob; und als ich dann wirklich nach Halle kam, konnte ich auch nur von Gründonnerstag Abend 10 Uhr bis Charfreitag Mittag verweilen.

Frau und Kind, die auf dem Lande sind, befinden sich wohl. Meine Frau dankt verbindlichst für Ihren freundlichen Gruß.

[1]) Vgl. Brief 30, S. 39.

Der Schluß Ihres Briefes enthielt, so viel ich mich entsinne, einen Zweifel an der Identität meiner Person oder doch wenigstens meiner Gesinnungen gegenüber den früheren Zeiten. Darauf kann ich nur erwidern, daß die Wirbel meines äußeren Schicksals mein inneres Leben sehr wenig berührt haben. Von dem, was ich wollte und liebte, habe ich nichts aufgegeben, vielmehr trägt es mich mit täglich sich verjüngender Kraft und läßt mich fühlen, daß auch die kommende Zeit daran nichts ändern wird.

Ebenso wenig hat auch mein besonderes Verhältnis zu Ihnen eine Wandlung erfahren. Es ist heute wie früher die Stellung bereitwilliger Dienstfertigkeit, zu der von Anfang an unsere Beziehungen gravitirten. Auf Illusionen waren meine Gesinnungen von vornherein nicht basirt. Wie sollten sie da alterirt werden können?

Mit den wärmsten Wünschen für Ihr und Ihrer Familie Wohlbefinden

Ihr ergebenster A. v. Senfft.

33. Berlin, 11. September 1868.

Hochverehrter Herr Musikdirector!

Aus gestern empfangenen Mittheilungen, die mir als zuverlässig gelten, entnehme ich zu meiner Ueberraschung, daß Sie von meinem letzten Schreiben dritten Personen in wenig freundlicher Weise Kenntnis gegeben haben.

Mißdeutungen, wie die mir von Ihnen untergelegten, glaubte ich nach den Ihnen vorliegenden nunmehr zehnjährigen Erfahrungen aus meinem Leben von Ihrer Seite nicht verdient zu haben.

Ich glaube, ich kann Ihnen dies, ohne anspruchsvoll zu erscheinen, aussprechen.

In alter Verehrung

Ihr ergebenster A. v. Senfft.

Soeben gehe ich wieder auf Reisen.

34. Halle, 14. September 1868.

Es thut mir sehr leid, daß man ein gelegentliches Wort nicht einiger Discretion werth gehalten hat. Uebrigens sind die mir entwischten Aeußerungen derart, daß ich sie jeden Augenblick Ihnen gegenüber glaube vertreten zu können, obschon ich gern einräume, sie wären besser gegen dritte Personen unterblieben. Klatschereien sind aber heut zu Tage ein wesentlicher Nährstoff der gebildeteren Welt — sie würde ja sonst vor gähnender Langeweile umkommen. Schon aus purer Menschenliebe wären darum alte Waschweiber zu toleriren, wenn sie nur einfache Referate brächten und sich nicht in allerhand phantastischen Uebertreibungen gar zu sehr gefielen. Und dergleichen Extravaganzen scheinen denn auch in unserem Falle vorzuliegen, Sie würden sonst schwerlich einen Brief für der Mühe werth gehalten haben. Außerdem kennen Sie ja mein Schandmaul hinlänglich und wissen, daß man bei dem nicht jede Silbe mit der Goldwage prüfen darf. Das soll aber durchaus keine Rechtfertigung sein — ich habe sehr gefehlt, Angelegenheiten, die nur vor das Tribunal der Zunächstbetheiligten gehören, indiscret behandelt zu haben. Wollen Sie mir dafür Indemnität gewähren? Ich bitte dringend darum. — Weiß der Himmel, was ich in meinem letzten Briefe geschrieben haben muß — Sie beantworten denselben mit einer feierlichen Erklärung, deren Schluß wörtlich lautet: „Ebenso wenig hat mein besonderes Verhältniß zu Ihnen eine Wandlung erfahren. Es ist heute wie früher die Stellung bereitwilliger Dienstfertigkeit, zu der von Anfang an unsere Beziehungen gravitirten. Auf Illusionen waren meine Gesinnungen von vornherein nicht basirt. Wie hätten sie da alterirt werden können?“

Was nun meine Person anbetrifft, habe ich Ihnen gegenüber nie etwas von „bereitwilliger Dienstfertigkeit“ Aehnlichem gewußt. Ich fand in Ihnen Anlagen verkörpert, die mit den mir heiligsten Interessen glücklich zusammenfielen — auf jene suchte ich in der uneigennützigsten Weise, so gut ich es eben konnte, einzuwirken: nicht meinet-, nicht

Ihretwegen, sondern lediglich der Sache willen. Bei der Gelegenheit haben Sie vielleicht hin und wieder persönlich profitirt — ich ebenfalls, und zwar sehr Viel. In diesen Wechselbeziehungen hoben sich aber alle gegenseitigen Verpflichtungen auf — Jeder empfing und gab zu gleichen Theilen. Seit zwei Jahren änderten sich jedoch die bisher harmlosen Verhältnisse ganz gewaltig. Sie häuften Güte über Güte auf mich — ich nahm Alles dankbar an, weil ich mir zutraute, im umgekehrten Falle zur Noth ähnlich handeln zu können. —

Nach diesen flüchtigen Auseinandersetzungen werden Sie sich's erklären können, wie schneidend mich die oben angezogenen Worte berühren mußten, — sie schrieen mir die ganze Misère meiner Lage laut in die Ohren. Ich lese den heillosen Satz wieder und wieder — über „die Stellung bereitwilliger Dienstfertigkeit" vermag ich nicht hinweg zu kommen, so gern ich auch an eine Mißdeutung meinerseits glauben möchte. —

Um Ihnen aber das besonders Peinliche dieses Eindrucks ganz deutlich zu machen, müssen Sie mir eine kurze Abschweifung, die den eigentlichen Kernpunkt meiner gegenwärtigen Stimmung betrifft, erlauben. Dabei setze ich mich vielleicht der Gefahr, mißverstanden zu werden, aus — lassen wir es aber darauf ankommen!

Ueber mein physisches Leiden brauche ich wohl nicht zu reden — das ist gerade groß genug, um es, ohne zu verzweifeln, ertragen zu können: ich bin Musiker mit Leib und Seele und habe keine Ohren mehr, die zu gebrauchen sind! Von etwas Anderem will ich reden.

Seltsamer Weise erfreute sich meine Muse im vergangenen Jahre eines Altweibersommers. Je weniger ich auf einen solchen gefaßt war, um so freudiger überraschte mich seine Erscheinung. Ich schrieb munter darauf los, wie ich eben mußte und ließ die Pferdchen laufen, so weit sie die Füße tragen wollten. Zu meiner größten Genugthuung fand ich, daß die letzten 10 Jahre harter Arbeit nicht ganz ohne Einfluß auf mein persönliches Vermögen geblieben

waren — sie hatten mich offenbar in den Stand gesetzt, Ausdrucksformen, die mir früher nicht pariren wollten, mit spielender Leichtigkeit zu beherrschen. Wenn mir nun ein Ding eben recht gelungen zu sein schien, so gehörte der Gedanke: „was wird wohl der oder jener dazu sagen?“ nicht zu den kleinsten Annehmlichkeiten — konnten doch auch Andere von der vermeintlichen Entwickelung vielleicht einigen Nutzen ziehen! Eine leidlich ausgebildete Gabe der Selbstkritik (die Berliner nennen dergleichen Kram, allerdings mit einem etwas kühnen lapsus linguae: „reflectirend componiren“) setzte mich bald in den Stand, die kleinen Schöpfungen soweit abzurunden, daß sie der Oeffentlichkeit, ohne ihrem Urheber Schande zu machen, übergeben werden konnten. Ein Heft nach dem andern erschien: ein Ereigniß, das meinen Freunden zu notificiren ich niemals unterließ. War es nun Zufall oder lag es in der Art der Gegenstände — nach jeder Kundgebung durfte ich mit dem Dichter singen: „Todesstille herrscht im Wasser“. Was war das? Hatte ich Dummheiten gemacht — oder sollte ich gar (meine Bescheidenheit lehnt sich noch heute gegen diese Annahme auf) den Freunden etwas aus den Augen gelaufen sein? — Auch Sie begnügten sich meist mit einer flüchtigen Empfangsanzeige und ließen mich völlig im Zweifel, ob die armen Spätlinge Freude oder Mißfallen erregt hatten. —

Dadurch wurde ich innerlich mehr und mehr den alten Beziehungen entfremdet und empfand das schmerzlich genug! Halle mit seinen edlen Insassen war zwar längst von mir aufgegeben, sonst hätte ich es jetzt vollkommen berechtigt ablehnen müssen, und nun sollte ich auch noch den kleinen Kreis auswärtiger Interessenten verlieren? — In solch eine bittere Stimmung fiel Ihr Brief und wüthend schlug ich die letzten Brücken ein, die mich noch mit der Welt in einiger Verbindung gehalten hatten. — Dies ist in nuce meine gegenwärtige Situation und nun verdammen Sie, wenn Sie das Herz dazu haben!

Ihr

R. F.

35. Berlin, 2. October 1868.

Ihr freundliches Schreiben vom 14. erreichte mich auf langen Umwegen über Nürnberg und München in Bayreuth. Meine Reise ging dann noch weiter. Seit Kurzem bin ich daheim, aber von Arbeit so überhäuft, daß ich vor Ende dieses Monats kaum hoffen darf, zu Athem zu kommen.

Zu einer eingehenden Beantwortung Ihres freundlichen Schreibens fehlt mir leider die nöthige Muße. Ich muß mir diese vorbehalten, weil ein gründliches Mißverständniß aufzuklären bleibt.

Den Umstand mit den dritten Personen betrachte ich nach Ihren Aeußerungen als erledigt und schließe mit einem Gruß ohne Mißton und mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlbefinden.

Unverändert

Ihr ergebenster A. v. Senfft.

36.

Halle, 5. October 68.

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, der mir einen schweren Stein von der Brust gewälzt hat. Vielleicht sehen Sie Zeit und Menschen unter gefälligeren Gesichtspunkten und mag Ihnen daher das Ausscheiden eines Individuums aus Ihren Lebenskreisen leichter ersetzbar scheinen, als ich das von mir sagen kann. Ich für mein Theil bin nachgerade über die Jahre hinweggekommen, wo man sich mühelos neuen Eindrücken anschließt und schon zufrieden sein muß, den Rest der Vergangenheit leidlich zu erhalten. Kleine Differenzen giebt es ja überall — ihretwegen sollten sich Leute, die in den Kernpunkten sonst einig sind, nun und nimmermehr in die Haare gerathen: der Verlust dürfte dabei größer sein, als der Gewinn. Freilich mußte ich für meine Persönlichkeit von jeher viel Nachsicht in Anspruch nehmen, auf die ich nur dann rechnen zu können glaubte, wenn die großen Fehler durch die kleinen Vorzüge in ein

nicht gar zu grelles Licht mit der Zeit gesetzt wurden. Zu meiner bitteren Betrübniß gestehe ich jedoch ein, daß ich mich im Allgemeinen in dieser Annahme getäuscht fand — wie wäre sonst die Erscheinung, gegenwärtig so gut wie verlassen dazustehen, zu begreifen? Uebersehe ich die Schaar der Abgewandten, so wird mir ganz angst und bange! Was gab es da für schöne Tage, die ich glücklich schwärmend mit dem verlebte, was für selige Stunden, deren künstlerische Weihe die heitersten Gebilde emporzauberte, mit jenem! „Wo sind sie hin?" darf ich wohl mit Heine ausrufen. Leider bildete in diesen Verhältnissen immer die Kunst, nicht das Leben den Mittelpunkt — an letzterem sind sie alle gescheitert und zu Grunde gegangen! Doch was hilft das Lamentiren — man hat eben die Dinge zu nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten. —

Der Herr von Keudell schrieb mir neulich im Vertrauen, daß er für den Winter ein Singkränzchen beabsichtige, in welchem vorwiegend Händel und Bach floriren sollten. Hat er Ihnen schon Mittheilung gemacht? Vor Kurzem habe ich ihm Händels Jubilate, das soeben in meiner Bearbeitung erschienen ist, zugesandt — wahrscheinlich wird er es singen lassen und Sie lernen dabei ein Werk kennen, dessen Mark seltsam genug mit der Gegenwart contrastirt. Diese sucht wohl dem Körper eine Güte anzuthuen, macht die Leute auch einigermaßen muskulös: — wo möchte sich aber eine Geistesenergie ausfindig machen lassen, die nur entfernt an die des Riesen Händel heranreichte? Hier gilt überall die Losung: da steht's und so ist's. Halle'sche Neuigkeiten weiß ich nicht mitzutheilen . . . — Bethge hat Aussicht, bald eine Pfarre zu bekommen und da wird denn Frl. Lieschen Franz rasch unter die Haube kriechen wollen. —

Das wäre von hier aus zu vermelden. Mit meinen Ohren geht es immer noch herzlich schlecht. — Das hat mich aber nicht abgehalten, recht fleißig gewesen zu sein.

R. F.

37. Berlin, d. 7. November 1868.

Verehrtester Herr Musikdirector!

Anfang vorigen Monats schrieb ich Ihnen, daß ich mir noch die Aufklärung eines gründlichen Mißverständnisses vorbehalten müßte. Augenblicklich habe ich ein paar relativ freie Tage und beeile mich, die drückende Schuld abzutragen.

Sie richten in Ihrem Schreiben vom 14. September Ihre Haupt-Anklage gegen meinen Passus von der „Dienstfertigkeit" und den „Illusionen" und stellen unmittelbar daneben einen kurzen Abriß unserer Beziehungen, der in Periode II auf meiner Seite ein paar besondere Freundschaftsdienste verzeichnet, wie sie Periode I nicht aufweisen soll. Als Zeitbestimmung tritt dabei die Frist von zwei Jahren auf, und wenn ich diesen Zeitraum überdenke, so kann ich die besonderen Dienste, von denen Sie reden, nur auf die Affaire mit dem Cultus-Ministerium beziehen und Ihre Auffassung der incriminirten Stelle nur so verstehen, als wenn Sie darin ein Pochen auf das Verdienst meiner kaum nennenswerthen Bemühungen sähen.

Bei dieser Auslegung hätten Sie sich aber schon deswegen nicht beruhigen sollen, weil die Geschichte unserer langjährigen Beziehungen Ihnen gewiß nicht den geringsten Anhalt bot, mir eine so kleinliche und niedrige Gesinnung auch nur von Ferne zuzutrauen.

Ich Ihnen ein paar Laufereien als Dankespflicht aufrücken!! Wahrhaftig, wenn ich mich mit Dergleichen aufhalten wollte, wenn ich es für würdig hielte, überhaupt zu untersuchen, ob ich auf Erkenntlichkeit Ihrerseits Anspruch habe, so würde ich mich nicht auf solche Aeußerlichkeiten berufen. — Als ich jene Worte schrieb (Dienstfertigkeit, Illusion) fürchtete ich wahrlich keine solche Mißdeutung, einfach, weil ich mir bewußt war, Ihnen viel wärmere und vollherzigere Freundschaft bewiesen zu haben, als bei der Keudell-Mühler'schen Sache sich zeigen konnte. Um mich zu dergleichen kleinen Gefälligkeiten zu veranlassen, braucht man

nicht Robert Franz zu sein, dem ich mich selbst zu größestem Danke gerne verpflichtet weiß. Dergleichen bin ich oft in der Lage, für kaum mir bekannte Empfohlene zu thun. Und übrigens habe ich von „Dienstfertigkeit" und „Illusionen" schon in Periode I unzählige Male ganz in demselben Sinne zu Ihnen gesprochen, ohne daß Sie daran Anstoß genommen . . .

Ich komme nun zu dem weiteren Inhalte Ihrer beiden Schreiben vom 14. September und 5. October. Sie schreiben: „Sollte ich gar den Freunden etwas aus den Augen gelaufen sein" und an einer anderen Stelle: „Es mag Ihnen das Ausscheiden eines Individuums aus Ihren Lebenskreisen leichter ersetzbar scheinen."

Verehrter Herr Musikdirector! Unbeständigkeit, Herzlosigkeit und Untreue hat mir noch kein Mensch vorgeworfen. Noch nirgends habe ich mich frivoler Weise zurückgezogen, wo man auf meine Freundschaft einigen Werth legte.

Sie klagen über die Aufnahme, die Ihre neuesten Lieder bei mir fanden; und hier spricht der Schein allerdings sehr gegen mich, doch aber ist meine Schuld geringer.

Ich habe, wie Sie wissen, in Folge der allertraurigsten und zugleich zwingendsten Verhältnisse, vor drei Jahren in die mir fremde, antipathische Sphäre der Geschäfte treten müssen, und unter den hiesigen Verhältnissen schwer zu kämpfen. Dieser harte Kampf um die Existenz raubt mir für die Gegenwart alle und jede Empfänglichkeit für neue Eindrücke, so daß ich froh bin, wenn es mir gelingt, auch nur einige der früher angeknüpften Fäden fortzuspinnen.

Dies war mein Zustand, als mir Ihre neuesten Lieder als etwas wirklich Neues gegenübertraten. Wenn Sie sie mir selbst mit Ueberzeugung vorführten, regte sich in mir der Glaube, aber schließlich blieben sie mir doch ein verschlossenes Buch. — An wem lag die Schuld? An mir oder an den Liedern? Ich hatte keine Kraft, keine Zeit, keine Muße, keine Stimmung, mich mit dieser Frage gründlich zu beschäftigen und ließ sie Ihnen gegenüber darum am liebsten unberührt. Auch konnten die Briefe, mit denen Sie Ihre

freundschaftlichen Notensendungen begleiteten, mich zu einer Aussprache wenig ermuntern.

Sie klagen über die Verlassenheit und Oede Ihres Lebens und über das Abgewandtsein so vieler alten Freunde! . . .

Sie adressiren Ihre Klage an mich, der Ihnen diesen Ausgang bereits vor mehr als 8 Jahren mit größter Bestimmtheit unablässig vorausgesagt hat. „Des Menschen Gemüth ist sein Schicksal" sagt Novalis. Sie haben von jeher Alles Persönliche gering geachtet, nun wird sein Werth Ihnen wider Willen fühlbar.

Wenn Mirza Schaffy vor einem reichen Manne, der ohne Freunde dasteht, Scheu empfindet, was müßte er erst zu dem geistigen Millionär sagen, der von der Natur mit allen Mitteln und Gaben ausgestattet ist, um die besten Menschen anzuziehen und Mittelpunkt eines schönen und reichen Lebens zu werden?! Nur etwas Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit und statt Hohn ein wenig Erkenntlichkeit, so wären Ihnen die Herzen der Menschen zugeflogen und — treu verbunden geblieben.

In einem Briefe vom August v. J. rufen Sie sich einmal selbst zu: „tu l'as voulu, George Dandin." Aber können Sie nicht auch ausrufen: „jamais trop tard?!" Das ist mein Motto! Das können Sie wahr machen. Sie sind erst 50 Jahre und haben nicht Händel und Gluck in den Sechzigern ihre zweite schöne Jugend gehabt? Tragen Sie von der ewigen Jugend denn weniger in sich? Das glaube ich nun und nimmermehr!

Sie sagen, wir könnten etwas Besseres thun, wie uns in die Haare zu fahren. Das ist auch meine Meinung, und darum bitte ich Sie dringend, diesen Brief nicht unter die Kategorie des in die Haare Fahrens zu stellen, sondern sich überzeugt zu halten, daß er gut und wahrhaft freundschaftlich gemeint ist. Wenn Sie gerecht sind, werden Sie ihn mehr schätzen, als die Lumperei mit dem Cultusministerium.

Durch eine Gegenäußerung würden Sie mich sehr erfreuen. Uebrigens hoffe ich noch vor Weihnachten Halle zu berühren. —

In alter Verehrung Ihr

A. v. S.

38.

Halle, 9. November 68.

Großen Dank für Ihren Brief! So sehr ich auch die theilnehmende Gesinnung, welche denselben diktirte, zu schätzen weiß, kann ich doch nicht umhin, noch Einiges zur endlichen Klärung der schwebenden Differenzen herbeizubringen . . .

Nach der Aufführung des Requiem marschirten wir in herkömmlicher Weise — Sie, Todt, Saran und ich — in den Ring,[1]) um noch ein Stündchen zu plaudern. Meist sprach ich mit Ihnen über meine Aussichten und legte schließlich Alles vertrauend in Ihre Hände. Darauf fand denn aber doch noch eine andere Unterhaltung statt und sie muß es unter allen Umständen gewesen sein, auf die Ihre neue Position zu mir zurückzuführen sein wird. Sie referirten nähmlich über gewisse Vorurtheile, die über mein kunstlerisches Verhalten in Berliner Kreisen im Schwange seien — im Allgemeinen liefen sie darauf hinaus, daß man mich dort in Verdacht habe, weit mehr mit Reflexion, als in voller Unmittelbarkeit zu componiren. Ich zuckte die Achseln und mag etwa geäußert haben: das wären wohl grundlose Anschuldigungen, die nur durch die Zeit Widerlegung finden könnten. Zu meiner großen Ueberraschung schlossen Sie sich aber jenen Ansichten theilweise an, und es blieb mir nun nichts übrig, als dagegen Protest einzulegen. Ganz bestimmt weiß ich, daß dies in einer höflichen und ruhigen Form, durchaus nicht in heftiger und persönlicher Art geschah. Machen wir uns nun die Situation klar! Mir wird der Grund und Boden alles künstlerischen Schaffens trocken

[1]) Gasthof am Markte.

in Frage gestellt, und ich soll das schweigend zugeben? Mein ganzer Kram wäre ja, dies ist meine feste Ueberzeugung, keinen Schuß Pulver werth, wenn er seine Wurzeln nicht ausschließlich in das Fruchtreich der Naivität gesenkt hätte! Schließen denn Gefühl und Reflexion nicht einander aus? Und nun soll auf einmal jenes durch diese erzeugt werden! Daß ich häufig und ernst über Kunst und Leben nachgedacht habe, räume ich gerne ein. — Wehe dem, der das verabsäumt. Demohngeachtet sollte ich aber doch meinen, in meinem Verhalten — oft genug mir selbst zum größten Nachtheile — weit mehr durch den Impuls der Empfindung, als durch die Skepsis der Reflexion geleitet und bestimmt worden zu sein. Sie können und müssen das besser wissen wie jeder Andere. Doch es ist hier nicht der Ort, eine Apologie für innere Prozesse zu führen. Ich habe nur einfach die Thatsache zu constatiren, daß Sie den Nerv meines Daseins negirten und ich, so gut ich es vermochte, Einspruch dagegen erhob. Sollte ich nun in diesem Bemühen etwa eine Wendung gebraucht haben, die verletzend wirkte, so geschah es wahr und wahrhaftig völlig absichtslos. Dies den Fall gesetzt — wäre es nicht viel besser gewesen, mich Tags darauf einfach zur Rede zu stellen, statt die Verstimmung zwei Jahre hindurch wie einen bösen Geist über mir schweben zu lassen? Ich würde schwerlich Anstand genommen haben, jedes schlimme Wort zu revociren und Sie dringend um Verzeihung zu bitten . . .

Obige lange Expektorationen fallen natürlich in Nichts zusammen, sobald sich meine Vermuthungen in Bezug auf jene Unterhaltung als haltlos erweisen. Dann aber ist es auch unter allen Umständen an Ihnen, mir frank und frei zu sagen, worin ich fehlte, und ich werde gut zu machen suchen, was noch gut gemacht werden kann. —

Sonst berührt Ihr Brief noch verschiedene andere Punkte, auf die ich, soll meine Antwort nicht zu einem Buchballen anschwellen, nur flüchtig eingehen kann. Sie sagen: „Was haben sich die Menschen nicht Alles von Ihnen gefallen lassen!“ Erlauben Sie, daß ich diese Worte um-

drehe und frage: „Warum bin ich der große Esel gewesen, mir Zeit meines Lebens so Viel von den Leuten gefallen zu lassen!“ Meine ganze Existenz ist ja nur mit Fußtritten gepolstert, die man mir direkt und indirekt, ohne daß ich meist zu reagiren im Stande war, unausgesetzt gab! Diese schöne Ware steht soeben wieder in Halle in bester Blüthe — ich muß sie nach wie vor stillschweigend einkassiren. —

Was weiter den Bruch mit meinen alten Freunden betrifft, habe ich den niemals vollzogen: nicht um ein Haar anders würde ich mein Verhalten einzurichten wissen, sollte sich Alles noch einmal erneuen wollen. Mit Saran habe ich über zwei Jahre nach seinem Weggange von hier im traulichsten Verkehr gestanden — erst nachdem mich der Mann auf das Schnödeste täuschte, ließ ich ihn ruhig seine Straße ziehen. Und wie mit dieser, war es mit den übrigen Bekannt- und Freundschaften auch: Hinrichs, Osterwald,[1]) Ritschl[2]) und wie sie noch heißen mögen, fielen von mir ab, ich nicht von ihnen. Daß mir diese Thatsache unangenehm genug ist, gestehe ich mit Freuden ein — ich will aber lieber ganz und gar isolirt leben, als unwahre, geschraubte Verhältnisse cultiviren. —

Mit meiner Qualität als „Millionär“ in geistigen Gütern ist es eben auch nicht weit her. Ich habe mich stets bemüht, Dingen und Menschen einfach und natürlich entgegen zu treten — auf diesem Wege fand ich häufig die simple Lösung des Knotens. Dabei unterstützte mich eine leidliche Beobachtungsgabe, und ihr habe ich wohl das Beste in Kunst und Wissen zu danken. Den Leuten machte ich es aber nie schwer, von diesen vermeintlichen Vorzügen nach Belieben zu profitiren — freilich bin ich niemals Jemanden nachgelaufen und werde dies in Zukunft auch schwerlich thun. Den Mittelpunkt eines schönen und reichen Lebens zu bilden, gehen mir aber die wesentlichsten Eigenschaften ab: halb

---

[1]) Wilhelm Osterwald (1820—87), Dichter und Schriftsteller; vgl. Procházka S. 25.

[2]) A. Ritschl (1822—1889) Theologe.

taub, ohne alle geselligen Formen — ich würde ein nettes Centrum abgeben!

Weiter sieht mein Menschenhaß fürchterlicher aus, als er es im Grunde genommen ist. Zuweilen fühle ich das lebhafte Bedürfniß, mir Aerger und Verdruß von der Leber weg zu reden, und da geht es denn allerdings nicht immer glatt ab. Ist die Polterei, ein Erbstück von meinem guten Vater, vorüber, dann bin ich in Wahrheit nur ein Zettel in der Löwenhaut. In so einer Polterstimmung mag ich denn auch z. B. den Berliner Engel „bucklich" geschimpft haben — das bezog sich aber keineswegs auf ein körperliches Gebrechen, sondern auf die wilden Auswüchse, wie sie sich in dünkelhaftem Hochmuth und alberner Selbstgefälligkeit der Welt schon seit Jahren darstellten. Uebrigens gehören Sie auch nicht zu den unbedingten Verehrern der süßen Menschheit, nur pflegen Sie derartigen Gefühlen nicht so drastischen Ausdruck zu geben wie ich. Demohngeachtet thut es mir sehr leid, daß „meine Art mich über die Welt und meine Gegner zu äußern, peinlich" auf Sie gewirkt hat. Diesen Effekt beabsichtigte ich in keiner Weise, sondern ließ mich nur in Schlafrock und Pantoffeln gehen. —

Ihr Verhältniß zu den neuen Liedern endlich kann ich auch nach den gegebenen Andeutungen nicht recht verstehen. Zwar stelle ich nicht in Abrede, daß der monotone Lauf Ihrer Geschäfte sehr absorbirend wirken muß — es müßte aber doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sich für dergleichen Bagatellen kein Stündchen hätte erübrigen lassen, um einen Standpunkt pro oder contra zu gewinnen. Und, gestehen Sie es nur offenherzig, Sie haben sich denselben auch sicherlich längst verschafft. Damals, als ich noch unter dem unmittelbaren Einfluß jener kleinen Schöpfungen stand, wäre mir jede Meinungsäußerung, selbst eine ablehnende, ein Labsal gewesen — jetzt ist es mir tout même, was die Welt zu den lyrischen Capriolen eines 52jährigen alten Narren sagt. —

Uebrigens bitte ich Sie noch dringend, mich nicht gar zu streng beim Worte nehmen zu wollen: ich bin kein logisch

geschulter Kopf, so wie ohne alle dialektische Gewandtheit und werde nur verlegen, wenn man mir scharf auf die Finger sieht. Zudem sind derartige Erörterungen kaum meine Force — handelte es sich um Kunstdinge, so wäre schon eher etwas Vernünftiges mit mir anzufangen. Lesen Sie also zwischen den Zeilen und Sie werden finden, daß „Ihr Auge auf keine leere Stelle fällt", wenn es sich bei mir um Freundschaft im höheren Sinne des Wortes handelt. Mit dem Wunsche, daß diese Ueberzeugung ungezwungen in Ihnen Platz greifen möge Ihr

R. F.

39.

Halle, 2. December 1868.

Hoffentlich erreicht Sie mein Brief — wo nicht, dann ist die Eisenbahn und nicht meine Saumseligkeit schuld . . .

Schäffer[1]) grüßen Sie recht herzlich von mir — ich würde nächstens antworten.

Vor Kurzem hätte ich aus Schwerin: „Apollo's Feast" bekommen und wäre über eine Menge darin enthaltener Arien ganz entzückt. Einiges ist bereits von mir bearbeitet — ich würde vielleicht 20 Nummern zusammenstellen.

In großer Eile

Ihr R. F.

40.

Halle, den 27. März 1869.

. . . Seit Weihnachten bin ich sehr fleißig gewesen — es sind 28 große Arien aus Händel's Opern fertig geworden. Dabei ist mir wirklich ein ganz neues Licht aufgegangen: Händel ist der größte Dramatiker, der je existirt hat! Sagen Sie es aber ja nicht weiter, sonst glaubt man mich einer neuen Verrücktheit anheimgefallen . . .

Lieschen wird sich auch bald verheirathen: täglich wartet Bethge auf seine Ordination. — Wenn nur erst Alles glück-

[1]) Julius Schäffer, Komponist und Musikschriftsteller.

lich vorbei wäre: — ich werde einen hübschen Brautvater abgeben!

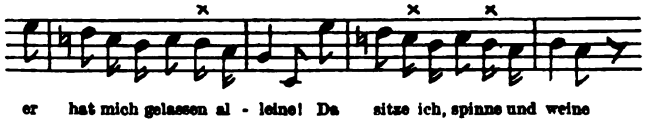
Verzeihen Sie die Flüchtigkeit meines Schreibens — mir brummt der Kopf an der Grippe. —

R. F.

41. Halle, 4. April 1869.

. . . Daß Sie meine Lieder so gründlich studiren, lese ich mit Vergnügen. Treiben Sie's aber nur nicht gar zu weit mit der Gründlichkeit: was man an Sicherheit gewinnt, geht leicht an Unmittelbarkeit verloren. Letztere ist und bleibt ein sich stets erneuernder Fruchtboden, auf dessen Besitz der höchste Werth zu legen ist. Ein Bischen Leichtsinn schadet niemals. —

Ihre Bedenklichkeiten wegen: „er hat mich gelassen alleine" kann ich nicht theilen. Der heftig zuckende Rhythmus dieser Stelle ist für die beiden ersten Verse sehr charakteristisch und bietet einen vortrefflichen Gegensatz zu den correspondirenden Takten des dritten Verses. Dort ein starres Hinbrüten, hier dessen glückliche Lösung. — Uebrigens paßt mein Rhythmus auch für den weiteren Verlauf vortrefflich. Denken Sie sich folgende Form:



Augenblicklich fängt Alles an lahm und holprig zu werden! Und nun gar erst der zweite Vers — da wäre eine Skansion in Daktylen geradezu falsch. So hoch ich auch das Metrum in Ehren halte — zuweilen muß es sich doch den Gesetzen des musikalischen Ausdrucks unterordnen. Sehen Sie sich einmal unter diesem Gesichtspunkte Bach an, der leistet darin noch ganz andere Dinge. Ein geschmackvoller Vortrag weiß ja auch dergleichen kleine Widerhaarigkeiten zu mildern: würde freilich die Silbe: „ge" scharf betont, dann gebe ich gern das Verletzende meiner Accentuation zu.

Zu alledem kommt noch, daß mein Rhythmus alten Liedformen abgelauscht ist: der vorletzte Takt von Nr. 6 desselben Heftes leistet beim „von einander" weit Stärkeres. Mein Volksliederton wendet sich eben Zeiten zu, in denen wirkliche Volksweisen entstanden. Mit dem Auftreten der Kunstformen und deren Eindringen in das allgemeinere Empfinden geht ja stets das ächte Volkslied zu Grunde. —

Wünschen will ich nur, daß Ihre übrigen Scrupel ebenso leicht gehoben werden können, wie dieser. Stoßen Ihnen dergleichen wieder auf, so bleiben Sie mir ja nicht bei der Einzelheit stehen, sondern halten Sie sich dieselbe etwas weiter von den Augen ab — dann läßt sie sich vielleicht dem Verlaufe des Ganzen bequemer unterordnen. — Dabei gebe ich gern zu, daß ich mich auch irren kann — gewiß aber für jede Bemerkung dankbar bin, die mich in den Stand setzt, dergleichen Mängel noch bei Lebzeiten zu berichtigen. Schenken Sie mir also Nichts — ich bitte dringend darum.

R. F.

42.

Halle, 5. Mai 69.

Tausend Dank für Ihre liebenswürdige Theilnahme! Steht dieselbe auch nur im innigen Zusammenhange mit den bisher gegen uns geäußerten Gesinnungen, so fügt sie doch stets wieder einen neuen Ring in die Kette Ihrer Güte. —

Für das schöne Geschenk wird sich Lieschen selbst bei Ihrer Frau Gemahlin bedanken — sollte das nicht innerhalb der nächsten 24 Stunden geschehen, so entschuldigt sie wohl die Menge neuer Obliegenheiten, die erst zur Ruhe gebracht werden muß, bevor man sich wieder der letzten Vergangenheit erinnert.

Polterabend und Hochzeit sind möglichst still und anspruchslos vorübergegangen.[1]) Das Ehepaar Hinrichs, meine Schwester und deren Mann, Fräulein Schede und Todt, mein

[1]) Es handelt sich um die Vermählung der Tochter Franz' mit dem jetzigen Superintendenten Bethge.

treuer Genosse, waren die Polterabendgäste. Minchen hatte aus Berlin auch kommen wollen, war aber durch die Kränklichkeit des alten Duncker[1]) abgehalten worden.

Sonst hat sich der Kreis unserer übrigen Bekannten in der alten Weise bewährt und uns ungeschickten Leuten über manche Schwierigkeit mit freundlicher Selbstverleugnung hinweggeholfen: Alle haben sie sich uns zu großem Danke verpflichtet.

R. F.

43.

Halle, 26. Juli 1869.

Beikommend erlaube ich mir, Ihnen die Händel'schen Opernarien zu übersenden. Sie können sie fast ausnahmslos Ihrem Gesangsrepertoire einverleiben; es wäre Jammer und Schade, wenn Sie sich etwa des Titels wegen davon abhalten ließen. Solche Musik ist viel zu schön, als daß man sie einer Stimmgattung gönnen sollte. Schlagen Sie nur ein bischen Lärm, damit die Sachen recht bald unter die Leute kommen — sie sind dessen werth genug und man muß doch auch die Schmachperiode, in der sie unbeachtet bleiben konnten, nach Kräften abzukürzen suchen. In Ihre Hand ist es gelegt, den gebildeten Berliner zuerst mit echt dramatischer Musik bekannt zu machen: schon der Sache wegen hat das immerhin einen gewissen Reiz . . .

Ihren letzten Brief habe ich empfangen. Tags darauf stellte sich Dreßler[2]) richtig ein und wir verlebten miteinander sehr angenehme Stunden. Er ist ein prächtiger Mensch und in keiner Weise mit den übrigen Musikanten zu vergleichen. Gäbe es viele seiner Art, es würde um unsere Kunstverhältnisse besser stehen. Die deutschen Collegen wollen nun einmal nichts von mir wissen, und es scheint meinen Compositionen das wunderliche Geschick bestimmt zu sein, erst exportirt und dann wieder importirt werden zu müssen, bevor sie für die lieben Landsleute den rechten haut-goût

[1]) Geheimrat Max Duncker.
[2]) Dreßler, junger Pole, Musiker.

bekommen. Neulich hat sich ein ehrlicher Hallenser, der in New-York als Arzt prakticirt, bei seiner Sippschaft allen Ernstes erkundigt, ob wohl der in Amerika gut accreditirte Rob. Franz dasselbe Individuum sein könne, das in der alten Salzstadt unbeachtet Pflaster trete. Welcher Bescheid dem Manne wurde, weiß ich nicht — vielleicht spielt die bekannte Somnambule[1]) wieder eine Rolle und es wäre demnach nicht unmöglich, daß die für Medien begeisterten Antipoden künftig in meiner Wenigkeit ein kräftiges Agens erblickten: eine Apotheose kann mithin gar nicht ausbleiben! —

Dreßler erzählte von Ihren Musikabenden und daß Sie dieselben auch im nächsten Winter fortsetzen würden. Wenn ich mir eine unmaßgebliche Bemerkung erlauben darf, möchte ich vor zu weit getriebener Gewissenhaftigkeit warnen. Beschränken Sie sich nicht auf eine bestimmte Anzahl von Liedern, sondern nehmen Sie Musik in bunter Reihe vor: Schubert, Bach, Schumann, Händel, Franz — wofür eben Neigung und Zufall entscheiden. Was man bei solcher Maxime etwa an Sicherheit einbüßen sollte, profitirt man an Federkraft: den Gewinn veranschlage ich höher, als den Verlust. Je leichter und schneller Sie sich in Kunstsachen

---

[1]) Über diese Somnambule schreibt Franz in den achtziger Jahren an Frau v. Senfft:

Es darf garnicht Wunder nehmen, daß die Berliner Clique sich an d'Albert zu reiben sucht, denn das Verläumden und Verdächtigen ist ja ihr Beruf, wenn sichs namentlich um eine Größe handelt, die sie um viele Kopfeslängen überragt. Auch ich armer Teufel wurde seiner Zeit von ihrem Geifer bespritzt. Stellte doch der famose S. aktenmäßig ein Gutachten über mich aus, in welchem es unter anderem hieß: „R. F. wird Halle niemals verlassen, weil dort eine Somnambule lebt, die ihm im magnetischen Schlafe die Lieder vorsingt, welche unter seinem Namen erschienen sind. Sobald er sie aufgeschrieben hat, wird er nochmals magnetisirt und die Hellseherin korrigirt dann die Fehler heraus, welche der Pseudoautor prästirte.“ Das Spaßhafte an dem S.'schen Gutachten ist aber die Behauptung, daß meine Lieder nicht auf dem legitimen Wege erstanden sind, sondern erst geheimnisvolle Mächte in Bewegung gesetzt werden müßten, um ihnen ins Dasein zu verhelfen. An diese immerhin namhafte Auszeichnung scheint jener Biedermann garnicht gedacht zu haben.

zurecht finden lernen, um so größer wird ja der Gesichtskreis Ihrer Interessen. — Von Ihrem Gesang war übrigens D. ganz entzückt . . .

Vor vier Wochen war Osgood[1]) mit Kind und Kegel 8 Tage lang in Halle. Der Mann besitzt eine nicht gewöhnliche Feinfühligkeit und fand sich überraschend schnell zurecht. Zwar sind seine Stimmmittel keineswegs brillant, er weiß sie aber so natürlich zu benutzen, daß mir seine Reproduktion wenig zu wünschen übrig ließ. Ich konnte mich an ihm in aller Eile wieder einmal von A—Z durchleben — für mich ein Ereigniß, auf das ich bereits längst Verzicht geleistet hatte. Wahrscheinlich kommt Osgood nächstes Jahr auf längere Zeit wieder nach Halle, ich für mein Theil habe mich ihm zur Verfügung gestellt. —

In Berlin bereiten sich ja große Dinge vor! Alle Zeitungen sind voll von der neuen Akademie der Musik und den stolzen Hoffnungen, die man mit ihr in Verbindung bringt. Mögen sie sämmtlich in Erfüllung gehen!

. . . Schreiben Sie mir bald einige Zeilen und stürzen Sie sich über Hals und Kopf in die Hochfluthen der Händelschen Musik: dergleichen Stahlbäder kann man jetzt gebrauchen.

R. F.

44.

Halle, 14. December 1869.

Mit Beginn des nächsten Jahres denke ich eine Eingabe an das Universitäts-Curatorium wegen Erneuerung der Remuneration zu machen. Es wäre gewiß von größter Wichtigkeit, wenn Sie mit dem Baron von Keudell in dieser Sache Rücksprache nehmen wollten, da von seinen Entscheidungen die Form jener Eingabe wesentlich abhängt. Soll es bei den bisherigen 200 Thalern ein Bewenden haben oder ist eine Möglichkeit vorhanden, den früher beantragten Satz von 400 Thalern ins Auge zu fassen? Selbstverständlich kann

[1]) Amerikanischer Sänger.

ich hierüber keine Meinung haben und füge mich im Voraus den Verhältnissen. Könnte ich aber auf letztere Summe hoffen, so wäre mir eine schwere Sorge vom Herzen genommen. Das vergangene Jahr hat doch ein tüchtiges Loch in unsere kleine Casse gerissen, obgleich wir Lieschens Ausstattung auf das Allernothwendigste beschränkten . . .

Nun habe ich wohl einiges Honorar für meine Arbeiten bezogen — leider werden aber die Aussichten auf derartige Revenuen in dem Maße problematischer, als der Sinn für bessere Musik in stetem Abnehmen begriffen ist: ich klopfe wie ein Bettelmann vergebens an alle Thüren. — Weiter hängen die amerikanischen Hilfsquellen lediglich vom Zufall ab und sind daher als etwas Gelegentliches zu betrachten . . .

Dies sind in Kurzem meine Aussichten für die Zukunft. Rechnen Sie noch den täglich mehr und mehr um sich greifenden Ruin meiner Ohren hinzu, so vervollständigen Sie sich das heitere Bild . . .

In den nächsten Tagen hoffe ich, Ihnen ein Exemplar der Händel'schen Altarien, von denen Sie bereits Einiges bei mir kennen lernten, schicken zu können. Mittlerweile sind noch 12 Duette, die zu dem Schönsten dieser Gattung gehören, fertig geworden. Aus denen ragen wieder drei der berühmten Kammer-Duette, die Händel als blutjunger Mensch in Hannover nach dem Vorbilde Steffani's[1]) schrieb, thurmhoch empor: eine Anzahl dieser Compositionen ging später in den Messias, zum Entzücken frommer Gemüther, über. — Obschon ich ganz bestimmt erwartete, daß die Publication der Händel'schen Arien sofort wie ein Wetter einschlagen müßte, scheine ich mich doch wieder sanguinischen Hoffnungen zu sehr hingegeben zu haben. Man kann eben von der Thorheit nicht lassen, die eigenen Ueberzeugungen auch bei Anderen vorauszusetzen und vergißt dabei, welche Entwickelungen erst vorangehen mußten, bevor man zu ihnen gelangte. — . . .

---

[1]) Agostino Steffani (1655—1730), Komponist.

Täglich werde ich in Halle, was Musikalisches betrifft, mehr und mehr ein Fremdling. Der gegenwärtige Leiter holt redlich nach, was wir im argen Hochmuth versäumten, und präpariert damit das Publicum gründlich auf die funkelnagelneueste Kunstproduction. So wird sich denn auch im guten Halle der Fortschritt in's Blaue gewissenhaft vollziehen — in der Luft liegt dieser Wechselbalg ja so wie so.

Ihr R. F.

45. Halle, 20. December 1869.

Beikommend erhalten Sie die Händel'schen Altarien: mögen sie Ihnen soviel Freude machen, als ich bemüht war, ihren Werth in das hellste Licht zu setzen. Wir können unsere vielen Widersacher in der Kunst gar nicht besser belehren, als wenn wir uns dem einzig Wahren und Echten immer unbedingter anschließen . . .

Aus ökonomischen Gründen wohne ich gegenwärtig im vornehmsten Viertel der guten Stadt Halle, in Glaucha, wo man nicht nur sehr leicht Keile auf den Rücken, sondern auch einen Stich unter die Rippen bekommen kann: „Lange Gasse 25" ist unsere Residenz. Links und rechts grunzen die Schweine und duftet das süße Aroma zweier Stärkemachereien! Hielt es schon früher schwer, meine Wohnung, wenn mich der oder jene Fremde in Augenschein nehmen wollte, ausfindig zu machen, gehört das jetzt fast zu den Unmöglichkeiten! Neulich haben welche 4 Stunden lang vergebens nach mir gefahndet! — . . .

Suchen Sie nur für die Händel'schen Arien soviel wie möglich Propaganda zu machen — das wird auch meinen Liedern sehr zu Gute kommen. —

R. F.

46. Berlin, den 30. December 69.

Hochverehrter Herr Musikdirector!

Der letzte Monat war für mich aufreibend. — Man kann mich totschlagen, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen für

die sehr gütige edle Händel-Gabe meinen schönsten Dank im letzten oder vorletzten Briefe oder garnicht ausgesprochen habe.

In diesem Falle bitte ich tausendmal um Entschuldigung. Der Fehler liegt nicht in der Gesinnung, sondern in der geschäftlichen Ueberbürdung!!

Die besten Glückwünsche für 1870 von Ihnem

ergebensten

A. v. S.

Ohne indiscret sein zu wollen: Ist zwischen Ihnen und Dresel eine Wolke aufgestiegen? —

47. Halle, d. 30. December 1869.

Zunächst tausend Dank für Ihre gütigen Bemühungen — sollten sich Keudells Absichten auf 400 Thaler realisieren lassen, wäre mir für alle Zeiten geholfen!

Beiliegend erhalten Sie den Katalog der Bearbeitungen, die in den letzten drei Jahren fertig geworden sind. Die meisten der Opernarien und Duette erscheinen in Deutschland zum ersten Male: ich halte deren Herausgabe für ein Verdienst um die Kunst . . .

Vor Kurzem haben Nasemann[1]) und Böhmer Jeder 5000 Thaler geerbt. Ein armer brustkranker Teufel, der früher bei ihnen in Pension war, vermachte Beiden diese Summe. Letzthin hatte ich einige Male mit Böhmers zu thun: es handelte sich um eine Textberichtigung der Händelschen Duette, zu der sie mir verhalfen. Er wie sie, beide sind außerordentlich liebenswürdige Menschen! —

Mit wem hat sich denn der Herr von Keudell verlobt? Wird er sich bald verheirathen?

Vor Kurzem erhielt ich ein reizendes Portrait Heine's. Von Weltschmerz und anderen bissigen Eigenschaften ist in des Mannes Zügen keine Spur zu finden — herrliche Augen, ein von Grazien umspielter Mund, das

[1]) Philologe, Gymnasialdirektor.

Ensemble: höchste Sauberkeit und Einfachheit. Mit ihm ist doch der letzte deutsche Dichter ins Grab gestiegen, man müßte denn auf einen Herrn Kurdi Hoffnungen setzen, von dem ich neulich ein Gedicht las, das folgendermaßen lautet:

„Auf dem Wasser gleitet
Selbstvergnügt mein Kahn,
Alles dies zusammen
Greift mich mächtig an!"

R. F.

48.

Halle, 1. Januar 70.

Die Schlußbemerkung Ihres Briefes nöthigt mich zu einer eiligen Rückäußerung. Sie fragen: „ob zwischen Dresel und mir eine Wolke aufgestiegen sei?" Direkt weiß ich Nichts von deren Existenz, wohl aber habe ich das bange Gefühl, als stehe irgend ein Ungewitter am Himmel. Eine Menge kleiner Differenzen sind in letzter Zeit zwischen ihm und mir zum Vorschein gekommen, daß eine gewisse Verstimmung nicht zu den Unmöglichkeiten gehört.

Wie ich Ihnen schon früher gesagt zu haben glaube, läßt sich Dresel etwas sehr gehen — auch ich leide hin und wieder an dieser bösen Eigenschaft, kann aber mit gutem Gewissen die Versicherung geben, gegen ihn in dieser Hinsicht nur ein kleines Kind zu sein. Zankten wir uns gelegentlich ein Bischen herum, hatte das nicht gar zu viel auf sich, weil jeder vom Andern wußte, daß er zur Noth die Sache höher zu stellen vermöchte als die Person. Das ist nun so hin und her gegangen, bis ich's mit den Händel'schen Opernarien zu thuen bekam. Von vornherein nahm Dresel gegen sie eine ziemlich gereizte Stellung ein, die sich in dem Maße steigerte, als ich wärmer und wärmer wurde. Seine Einwände waren in keiner Weise stichhaltig, indem sie durchaus nicht auf das Wesen der Sachen eingingen, sondern ausschließlich den specifisch-musikalischen Standpunkt, eine Richtung, die ich wie die Sünde hasse, vertraten. Auf ein Gespräch in meinem

Sinne ging er niemals ein, hörte vielmehr schweigend zu und dachte wahrscheinlich sein Bestes: die Musiker verachten ja die Kunstästhetik aufs Aeußerste! —

So verstrich der Sommer, ohne daß wir viel von einander hörten. Zwar schrieb ich zu verschiedenen Malen sehr ausführlich, bekam aber so gut wie keine Antwort. Endlich erhielt ich einen Brief aus Dresden, der ein baldiges Eintreffen in Halle annoncirte. Inzwischen war ich fleißig gewesen: ich hatte eine größere Anzahl Händel'scher Duette bearbeitet, von denen ich mir gerade bei Dresel außerordentlichen Erfolg versprach. Leider sollte ich mich in dieser Annahme bitter getäuscht finden. Er trat sämmtlichen Nummern höchst gleichgiltig entgegen und das in einem Grade, daß er selbst es für nöthig hielt, sich mit großer Abspannung zu entschuldigen. Die Duette wurden also zugeklappt. — Darauf gingen wir denn selbander nach Krauses Garten, redeten über dies und jenes, bis plötzlich Dresel mir in einer Weise die Leviten zu lesen begann, daß mir Maul und Nase offen stehen blieben: „Er halte das ganze Unternehmen mit Händel für verfehlt, weil es nirgends auf lebhaftere Sympathien stoßen könne. Uebrigens werde es mit meiner Einseitigkeit von Tag zu Tag bedenklicher, wenn man stets nach Idealen strebe, verliere man zuletzt den Grund und Boden unter den Füßen: die heilloseste Isolirung wäre nur die natürliche Folge davon." Ich stand sprachlos da und erschrack am meisten darüber, welch tiefe Kluft mich von meinem langjährigen Freunde schied. Viel geantwortet habe ich auf diese wunderlichen Vorwürfe auch nicht, sondern bin kopfschüttelnd meiner Wege gegangen. — Dann sind wir noch einmal in Leipzig flüchtig einander in die Haare gerathen, weil ich mir's unmöglich gefallen lassen konnte, Zeit und Neigung an Kunstwerke, die absolut inhaltslos wären, verschwendet zu haben! Ich replicirte ohngefähr Folgendes: „Wenn man 20 Kerle wie Dich, und 20 Kerle wie mich in einen Topf zusammenschmeißt, ist dieser Klumpen noch lange nicht im Stande, ein einziges jener Duette fertig zu kriegen!" —

Weiter weiß ich Nichts zu sagen. Sollten aber dergleichen Erbärmlichkeiten eine Wolke zwischen Dresel und mir heraufbeschworen haben, würde ich davon auf das Schmerzlichste berührt werden, ohne mir jedoch ein Jota meines guten Rechtes zu vergeben. — Da ich nun aber Dresel viel zu viel Dank schuldig bin, als daß ich seine Freundschaft leichtsinnig aufs Spiel setzen möchte, so ersuche ich Sie dringend, mir mitzutheilen, was Sie irgend wissen, damit ich mich in Zukunft richtig benehme. Es würde mir sonst nichts übrig bleiben, als nach Leipzig zu reisen, um Dresel selbst über unser weiteres Verhältniß entscheiden zu lassen. Will er es mit seiner Künstlersippschaft halten — ich habe Nichts dagegen, werde aber schwerlich von der Partie sein. Den Standpunkt dieser Gesellen habe ich nachgerade an den Stiefeln abgelaufen und will lieber verhungern, als Ueberzeugungen, die ich mir sauer genug erkaufen mußte, untreu werden. Amicus Dresel, sed magis amica ars. Antworten Sie mir, ich bitte dringend, umgehend!

Ihr R. F.

49. Halle, 7. Januar 70.

. . . Daß Ihnen die Arie „stille amare" so sehr gefällt, freut mich ungemein: sie ist gewiß der höchsten Theilnahme werth. Nur möchte ich unter den von Ihnen angezweifelten Nummern 1, 2, 5 und 6 ausnehmen — soviel ich wenigstens davon verstehe, gehören sie zu Händel's vollendetsten Leistungen.

In den letzten Tagen haben wir eine furchtbar plötzliche Trauernachricht erhalten: der Mann meiner Schwester ist gestorben. Wer die Verhältnisse näher kennt, muß diesen Fall als mehr wie trostlos bezeichnen.

R. F.

50. Halle, 12. Februar 1870.

. . . Daß Herr von Beuermann[1]) gestorben ist, werden Sie wohl gehört haben. Wir verlieren in ihm den treff-

[1]) Curator der Universität Halle.

lichsten Mann, dessen Humanität sich allen Verhältnissen gegenüber bewährte: selten ist wohl ein Todesfall von einer allgemeineren und aufrichtigeren Trauer begleitet gewesen.

Neulich sprach ich Frl. Spielberg,[1]) die vor Kurzem von Berlin, wo sie sich längere Zeit aufgehalten hatte, zurückgekehrt war. Nach ihrer Aussage scheinen meine künstlerischen Angelegenheiten dort gegenwärtig etwas empor zu kommen: sollte das in der That der Fall sein, so werde ich Ihnen wie für so vieles Andere wohl auch hier den meisten Dank schuldig sein. Nachgerade dürfte es aber auch Zeit werden, daß meine Musik in eine entscheidende Krisis tritt: entweder wird sie für alle Zeiten beseitigt oder nimmt eine gesicherte Stelle ein. Immer wie ein armer Sünder auf den letzten Urtheilsspruch warten zu müssen, ist eine gar zu aufreibende Situation. Sonst noch fangen auch die Wiener an, meinen Sachen einige Aufmerksamkeit zu schenken, und wieder ist es der gebildete Dilettantismus, der die Initiative ergreift. —

Ihrer Frau Schwester[2]) konnte ich leider meinen Besuch noch nicht machen und zwar aus einem Grund, den Sie gewiß für recht albern erklären werden. Die fürchterliche Kälte der vergangenen Wochen hat mich nähmlich genöthigt, meine alte Pelzmütze hervorzusuchen und über die kranken Ohren zu ziehen. Ablegen darf ich sie augenblicklich noch nicht, kann aber in diesem seltsamen Costüm doch unmöglich einer fremden Dame aufwarten, wenn ich nicht riskiren will, abgewiesen zu werden . . .

R. F.

51. Halle, 27. Februar 1870.

. . . Ihre Frau Schwester läßt Ihnen durch mich die freundlichsten Grüße sagen. Neulich war ich bei ihr und fand eine Dame von einer Liebenswürdigkeit, wie sie mir

---

[1]) Helene Spielberg, später verehelichte Frau Professor Kohlschütter, Pianistin.

[2]) Frau Ida von Glasenapp, geb. Senfft v. Pilsach.

im Leben noch nie begegnet ist. Man muß ohne Weiteres zu einer so gearteten Persönlichkeit das unbedingteste Vertrauen haben — mir war's, als ob ich sie schon seit Jahren ganz genau gekannt hätte. Die einfachste Herzensgüte steht ihr auf die Stirn geschrieben. Sobald meine Frau von Lieschen wieder abkommen kann, soll ihr erster Gang zu Ihrer Frau Schwester sein — sie wird gewiß in meinen Enthusiasmus mit einstimmen. Jedenfalls werde ich öfters meinen Weg nach dem Paradeplatz einschlagen . . .

In Halle fangen sie jetzt auch an, den Frauenzimmern die Zöpfe abzuschneiden: im Heerlager derselben ist eine furchtbare Aufregung. Abends sieht man nur Männer mürrisch auf den Straßen umherwandern.

R. F.

52.

Halle, 24. März 1870.

Wie soll ich Ihnen nur noch für die viele Güte und Aufmerksamkeit, die Sie meinen Angelegenheiten[1]) widmen, danken? Ohne Ihr unmittelbares Eingreifen würden sie schwerlich im gegenwärtigen Stadium stehen. Hoffentlich wird Ihnen die Genugthuung, Alles in ein fröhliches Ende auslaufen zu sehen. Nun und nimmer hätte ich aber gedacht, daß der Geschäftsgang dermaßen complicirt sei: das geringste Versehen kann ja sämmtliche Anstrengungen sofort wieder in Frage stellen. Das wäre so eine Thätigkeit für mich!

. . . In musikalischen Dingen geht es in Halle jetzt wunderlich zu. Mein Nachfolger[2]) zeigt sich seiner Aufgabe täglich weniger gewachsen und wirft Alles bunt durcheinander. Statt sich einigermaßen den bisherigen Traditionen anzuschließen, scheint er sich für verpflichtet zu halten, gründlich mit ihnen zu brechen, ohne doch im Stande zu

[1]) Es handelt sich um eine Erhöhung der schon erwähnten Remuneration für die Bearbeitung Bachscher Werke.

[2]) Franz mußte wegen seines Gehörleidens sein akademisches Dirigentenamt niederlegen.

sein, an deren Stelle etwas Besseres setzen zu können. Wenn das überhaupt eine Genugthuung ist, erlebe ich's täglich, daß die vergangenen Zeiten ernstlich zurückgewünscht werden: die Leute versteigen sich sogar zu dem possirlichen Diktum, ich wäre am Ende doch nicht so unpraktisch gewesen, als ich ausgesehen. Daß ich auf diesem Felde noch Rosen pflücken sollte, hätte ich mir auch nicht im Traume einfallen lassen. — Vielleicht erlebe ich's noch, das Uebrige ebenfalls im öffentlichen Werth steigen zu sehen: es sind wenigstens allerhand Anzeichen vorhanden, daß meine musikalische Richtung aus der bisherigen Verschollenheit heraus zu treten beginnt. Da bin ich denn sehr gespannt, welche Position die guten Hallenser zu ihr nehmen werden. So ganz leicht haben sie sich den großen Muthsprung ins Gegentheil hinein aber nicht gemacht und es dürfte wohl einiger equilibristischer Künste bedürfen, bevor sie damit glücklich zu Stande kommen. Uebrigens haben sie jedenfalls noch Zeit zu derartigen Vorbereitungen: gar zu schnell wird sich ein Umschwung zu meinen Gunsten schwerlich vollziehen, dafür bürgt die deutsche Gründlichkeit.

In Kurzem gebe ich ein neues Liederheft heraus, das einige Nummern enthält, die Ihnen vielleicht Vergnügen machen. Außerdem erscheinen noch im Laufe des Frühjahrs 12 Händel'sche Duette, von denen ich mir guten Erfolg verspreche. In Amerika sind die Händel'schen Arien bereits zu wiederholten Malen in Concerten gesungen worden und haben außerordentlichen Beifall gefunden. Die deutschen Musiker sehen freilich immer noch mürrisch drein — hoffentlich bricht der gebildete Dilettantismus auch diesen Widerstand und mein großer Landsmann hält siegend seinen Einzug in die Herzen der Menschen.

R. F.

53. Halle, 8. Mai 70.

Für die vielen Mühewaltungen, welche Sie in meinem Interesse hatten, muß ich Ihnen um so dankbarer sein, als

sie von dem beabsichtigten Erfolge nicht begleitet wurden. Gern hätte ich Ihnen das frohe Gefühl gegönnt, die Existenz eines zur Zeit hilflosen Menschen sicherer gestellt zu haben; die Verhältnisse waren jedoch mächtiger, als die wohlwollenden Anstrengungen meiner Freunde — dabei werde ich mich beruhigen müssen. Recht bei Lichte besehen, kann ich es nur für ein großes Glück halten, daß man mir die bisherigen Unterstützungen weiter gewährte: meine künstlerischen Leistungen stehen ja in einem Credite, der gleich Null ist und von Nichtbetheiligten vollständig übersehen wird. Liegt dies nun auch in der Natur einer Richtung, die den derzeitigen Strömungen schnurstracks zuwiderläuft, so mögen Mißerfolge wohl betrübend sein, lassen sich aber leicht genug erklären. Also nochmals, tausend, tausend Dank! — . . .

Letzthin habe ich ein neues Liederheft abgegeben: so wie es erschienen ist, sende ich's Ihnen zu. Da erzählte mir Jemand neulich, daß er meine sämmtlichen Lieder, prachtvoll gebunden im Musiksalon des Palais Strousberg prangen sah. Leider wurde diese erfreuliche Thatsache durch die bedenkliche Nachbarschaft Gumbert'scher und Abt'scher Compositionen einigermaßen beeinträchtigt: demohngeachtet beweist sie einen Fortschritt zum besseren! . . .

R. F.

54.

Halle, den 11. Mai 1870.

. . . Können Sie Dreßler bestimmen, die Pfingstzeit in Halle zu verleben, werde ich mich sehr freuen. Dabei erlaube ich mir zu bemerken, daß es Dreßler frei steht, sofern er keine zu großen Ansprüche macht, bei uns zu logiren. In Richards Schlafzimmer ist ein überzähliges Bett aufgeschlagen — wir haben mithin nicht die geringsten Molesten. Ob Dreßler aber in musikalischer Hinsicht Nutzen von seinem hiesigen Aufenthalte ziehen wird, muß ich dahingestellt sein lassen. Viel Musiciren kann ich nicht mehr und was mein sonstiges Kunstwissen betrifft, fürchte ich, daß es anderen

Leuten zum gedeihlichen Fortkommen eher schädlich als nützlich werden dürfte. Mehr und mehr muß ich mich leider überzeugen, in wie grellem Widerspruch sich meine Ansichten über Kunstbetrieb mit den gegenwärtigen Forderungen befinden: wer sich ihnen gemäß eine Existenz in der Welt schaffen will, mag sich im Voraus auf beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten gefaßt machen. Deßhalb frägt sich's, ob ein Negiren in meinem Sinne überhaupt noch frommt und es nicht besser sein möchte, die Situationen unbefangen hinzunehmen, wie sie nun einmal geworden sind. Trotz aller radikalen Neigungen haben mich die Verhältnisse zu einem wüthenden Reactionär in der Kunst gemacht: ich suche für die Zukunft nur noch Heil in der Vergangenheit und da hält es denn infam schwer, dem wilden Andrange gegentheiliger Bestrebungen, von denen die Welt fast ganz erfüllt ist, einigen Widerstand zu leisten. Diese verzweifelte Position dürfte denn auch der Schlüssel für meine Isolirung sein: es hieße etwaigen Tölpeleien, die ich mir vielleicht hin und wieder zu Schulden kommen ließ, wirklich zu viel Ehre erweisen, wollte man sie für eine so miserabele und hilflose Lage allein verantwortlich machen. Will also Dreßler kein Gift schlucken, dann thut er wohl, ruhig in Berlin zu bleiben: kommt es ihm jedoch auf eine größere oder kleinere Dosis dieser Waare nicht an, dann will ich mich wie ein Kind auf die Pfingstwoche freuen und auskramen, was ich etwa an Vorräthen habe.

R. F.

55.

Berlin, 2. Juli 1870.

Hochverehrter Herr Doctor!

Man bittet mich, Ihnen den jungen Herrn Bock[1]) zu empfehlen, der Sonntag Ihnen seinen Besuch machen wird.

Nach Allem, was ich über ihn höre, muß er ein prächtiger Mensch sein, von sehr gutem Herzen und begeisterungsfähig

[1]) Der jetzige Chef der Berliner Firma.

für Edles und Schönes. Für Ihre Lieder soll er ein hohes Interesse haben. Er wollte mich neulich besuchen, da ich aber auf Reisen ging und erst gestern, wo Bock bereits nach Leipzig gereist war, zurückkehrte, so hat die persönliche Bekanntschaft bis zu seiner Rückkehr im August vertagt werden müssen.

Ich bin überzeugt, sein Interesse für Ihre Sachen wird sich bei näherer Bekanntschaft noch erheblich steigern und entschieden befestigen.

Der junge Bock übernimmt noch in diesem Sommer die Leitung der Bock'schen Musikhandlung (Bote und Bock), die hier am Orte wohl die bedeutendste ist.

Ihr ergebenster

A. v. S.

Meine arme Schwester!! Die sterbende Tochter ist ein herrliches, liebes Wesen, der Verlust unersetzlich.

56. Halle, 4. Juli 1870.

Der mir von Ihnen für den Sonntag angezeigte Buchhändler Bock ist bereits Tags zuvor — also v o r dem Eintreffen Ihres Briefes — in Halle gewesen; leider hat er mich aber nicht zu Hause getroffen und nach Krause's Garten zu wandeln, ist ihm gewiß zu umständlich gewesen. Es ist mir recht verdrießlich, den jungen Mann nicht gesprochen zu haben, da er nach Ihren Schilderungen ein weißer Sperling innerhalb der Musikalienhändlerzunft zu sein scheint. Es wäre wirklich einmal zu wünschen, wenn ein vernünftiger Mann in diesem verrotteten Kreise Posto faßte — sofern ihm einige Geldmittel zu Gebote stehen, könnte er der Kunst große Dienste erweisen. — Daß sich Bock als Geschäftsmann für meine Kunstrichtung interessirt, spricht übrigens sehr für eine erfreuliche Wendung, die meine Angelegenheiten in Berlin genommen haben. Dabei werde ich Ihnen wohl wieder das Meiste zu verdanken haben. —

Auch in Halle fängt mein Weizen an in Blüthe zu

schießen. Verkündet doch sogar der große Haßler[1]) meinen Ruhm und giebt sich die Miene, als habe er bei jedem meiner Werke zu Gevatter gestanden. Auf dergleichen Loblieder lege ich nun freilich weniger Werth, da sie offenbar aus nicht ganz reiner Quelle fließen. Doch kann ich nicht in Abrede stellen, daß der Gedanke, welche Position die guten Hallenser zu meinen musikalischen Leistungen, wenn sie das Unglück haben sollten, etwas in Mode zu kommen, nehmen werden, für mich viel Anmuthendes hat. Rippenstöße und Fußtritte haben sie den armen Liedern genug versetzt und es dürfte einigermaßen schwer halten, mit Anstand eine gelungene Schwenkung zu vollführen. Da ich mich nun von ehrgeizigen Absichten ziemlich frei weiß und deßhalb von Eitelkeit noch nicht ganz und gar angefressen bin, so steht sehr zu fürchten, daß ich den lieben Landsleuten jene graziösen Versuche schwerlich erleichtern werde und sie mithin ihre liebe Noth haben möchten, sich unbefangen in ein neues Fahrwasser hineinzuschlängeln. —... Uebrigens sind diese Errungenschaften sehr frischen Datums.

Doch dem sei, wie ihm wolle: schon der Kunst wegen würde es mich freuen, wenn meine Richtung die gebührende Anerkennung fände. Diese Anerkennung würde aber auch eine Bejahung jener Principien sein, denen ich Zeit meines Lebens treu geblieben bin. Mein Ausdruck stellt einen steten Crystallisationsprozeß der Töne untereinander dar: das Verwandte zieht sich überall an, das Fremdartige wird wie von selbst abgestoßen. Dieser Grundzug hat sich im Verlauf meiner künstlerischen Entwicklung immer entschiedener herausgebildet und darum sind mir meine späteren Hervorbringungen, was ihren elementaren Gehalt betrifft, bedeutsamer als die früheren. Vielleicht mögen sie für die Gegenwart nicht den nöthigen Zündstoff in sich bergen — demohngeachtet nehme ich nicht den mindesten Anstand, für ihre Langlebigkeit zu garantiren. Hat man sich Jahre lang mit der Quintessenz der Musik fast ausschließlich be-

[1]) Musikdirektor in Halle.

schäftigt, so ist es gar kein Kunststück, in diesen Dingen klar zu sehen. Lieder wie: „die Verlassene“ in Op. 40 sind nicht gemacht — sie sind geworden. —

R. F.

57. Berlin, 12. Juli 1870.

Hochverehrter Herr Doctor!

Keudell ist wieder einheimisch, wenn auch augenblicklich in Varzin. Seine Adresse: Geheimer Legationsrath Baron von Keudell, Berlin, Victoriastr. 32.

Ich bedauere, daß Bock Sie verfehlt hat. Er wird das diesmal Versäumte gewiß bald nachholen. Er interessirt sich sehr für Sie.

Bei seiner Rückkehr will er mich besuchen. Dann wird sein Interesse gewiß nicht abnehmen.

Davon, daß Ihre Sachen hier in Aufnahme kommen werden, bin ich überzeugt. Ich sehe es vor Augen. Wenn man früher ein Heft Ihrer Lieder forderte, so mußte Bock es meistens verschreiben lassen, einzelne waren kaum vorhanden. Jetzt hat er alle Lieder einzeln v o r r ä t h i g!!

Ich hoffe vom nächsten Winter Manches. — Früher behinderten mich manche großen Hindernisse, die nun glücklich beseitigt sind.

Von dem schweren Unglück[1]) in der Familie meiner Schwester haben Sie gehört! —

Mit vielen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr ergebenster
A. v. S.

58.

Halle, 14. Juli 70.

Großen Dank für Ihre gütige Mittheilung, die mich endlich in den Stand setzt, dem Herrn von Keudell meinen verbindlichsten Dank abstatten zu können. Gleich heute

[1]) Vergl. Brief 55, Nachschrift. Frau v. Glasenapp hatte ihre Tochter verloren.

habe ich geschrieben und dabei um Entschuldigung gebeten, mit meinen Privatangelegenheiten mitten in einen politischen Orkan hineingefallen zu sein, der den unmittelbar Betheiligten leicht den guten Humor, sich noch nebenbei um Bagatellen zu kümmern, nehmen könne. Wir wollen nur von Herzen wünschen, daß die angegriffene Gesundheit des Herrn von Keudell keinen Stoß durch den wilden Wahnsinn, welcher unsere kindischen Nachbarn soeben ergriffen hat, erleiden möge. Wer hätte ein so arges Getöse noch vor acht Tagen für möglich gehalten! Dieser Liszt'sche Schwiegersohn! —[1])

Das schwere Unglück, welches die Familie Ihrer Frau Schwester betroffen, hat die allgemeine wie unsere besondere Theilnahme lebhaft in Anspruch genommen. Solchen Ereignissen gegenüber kann man nur ein mitfühlendes Herz haben und muß es der Zeit überlassen, die Wunde, so gut es eben gehen mag, wieder zu heilen. Was ein Verlust dieser Art aber bedeuten will, haben wir annähernd während der Zeit erfahren, wo Lieschen zwischen Leben und Sterben schwebte. Erlauben Sie mir hiermit mein aufrichtigstes Beileid zu sagen . . .

R. F.

59.

Raschwitz, 13. September 1870.

Beikommend erhalten Sie die Händel'schen zwölf Duette und mein neuestes Liederheft. Erstere werden Sie, bis auf Nr. 2, in Praxi nicht gebrauchen können — sehen Sie aber demohngeachtet die übrigen Nummern genauer an: — es lohnt sehr der Mühe! —

Meine Lieder dagegen dürften sich insgesammt als ausführbar für Sie erweisen, sofern sie Ihnen gefallen sollten: das ist freilich die große Hauptsache! —

Die große Zeit, welche wir soeben durchgemacht haben, verlebte ich nicht in Halle, sondern in Raschwitz bei Leip-

[1]) Emil Ollivier, französischer Minister.

zig, wo ich sechs Wochen im Kreise der Familie Flinsch[1]) wohne. Nächsten Donnerstag reise ich wieder nach Halle zurück und hoffe Sie dort über kurz oder lang einmal zu sprechen . . . Haben Sie nicht in Erfahrung gebracht, ob es mit Herrn von Keudell's Befinden gut steht? Diese fürchterlichen Strapazen könnten auch einen kerngesunden Menschen über den Haufen werfen. Und wenn nun erst der schwere Krieg glücklich überstanden ist, was wird dann für eine Arbeit für Bismarck und seine Leute losgehen! Diese Männer müssen wirklich Riesenschultern haben, wenn sie unter solcher Last nicht zusammenbrechen...

R. F.

60.

Berlin, 27. November 70.

Hochverehrter!

Sie kennen das Schicksal der hiesigen Hochschule. Vermittelungsversuche scheinen definitiv gescheitert. Joachim geht, nachdem Rudorff[2]) den Abschied erhalten. — Man will aber das Institut, wenn auch in modificirter Gestalt, fortsetzen, maßgebende Leute haben sich an mich gewandt, ich wurde sogar gebeten, die diplomatische Verhandlung mit auswärtigen Größen persönlich zu übernehmen, mußte dies aber abschlagen. Die Unterstützung „mit der That" konnte ich also nicht leisten. Selbst in Betreff des Rathes habe ich ernstlich erwogen, in wieweit ich mich in diese ganzen mißlichen Verhandlungen einlassen dürfte — in gerechter Würdigung der einander gegenüberstehenden beiden Parteien des gegenwärtigen Conflicts. Es wurde mir aber klar, daß ich schon meiner Freunde wegen die Möglichkeit künftiger Beziehungen zum Kultusministerium nicht ab-

[1]) Kunstsinnige, Franz befreundete Familie.

[2]) Ernst Rudorff, Pianist und Komponist, seit 1869 Professor an der Hochschule für Musik. Auf Bitten des Kultusministers wandte sich Herr von Senfft an Robert Franz, um seine Meinung über etwa neu zu gewinnende Kräfte einzuholen.

schneiden dürfte. Auch hat man ja die Möglichkeit, gutes zu wirken durch seinen Rath!

Also gestatte ich mir, Ihren werthvollen Rath einzuholen. Natürlich ist mein lebhafter Wunsch, Leute herzuziehen, die eine Stellung zu Ihrer Musik haben.

1. Gesucht: ein Klavierlehrer. Ich dachte an Dresel. a) Würde er geneigt sein, b) Ist er den albernen kritischen Berlinern gegenüber, die natürlich besonders die Hochschule auf's Korn nehmen, „Pianist" genug? . . .

2. Gesucht: ein erster Lehrer für Violine. Ersatz für Joachim. Man denkt an David. Ich habe gesagt: „Gesinnungsloser Violinstreicher", denkt überhaupt nicht daran, Leipzig zu verlassen. Habe ich recht? Wissen Sie einen anderen? . . .

A. v. S.

61. Leipzig, 30. November 1870.

In aller Eile schreibe ich Ihnen von Leipzig aus ein paar Worte die Berliner Angelegenheiten[1]) betreffend. Sie sind eben nur Vorläufer späterer ausführlicher Mittheilungen.

Im Allgemeinen bin ich der Ansicht, daß man sich mit Vierling in Verbindung setzt, um dessen Ansicht zu hören. Vierling ist ein verständiger, unabhängiger und gebildeter Mann, der in diesen bösen Handel gewiß einen guten Ausweg zu finden wissen wird. Er besitzt große Personalkenntnis, verfolgt eine ganz respektable Kunstrichtung, hat einen entschiedenen Charakter und jedenfalls den besten Willen. Ob er selbst eine Stellung an der Hochschule zu übernehmen geneigt sein wird, weiß ich freilich nicht — er würde sich am besten für Contrapunkt, Compositionslehre, Partiturspiel usw. eignen. Jedenfalls werden seine Rathschläge sehr zweckmäßig sein. —

Hinsichtlich eines Chef's der Anstalt wüßte ich niemand anders namhaft zu machen als F. Hiller[2]) in Cöln. Von dem

---

[1]) Neubesetzungen an der Hochschule für Musik.

[2]) Pianist und Komponist (1811—85), organisierte das Konservatorium in Köln.

habe ich zwar für meine Richtung kein Heil zu erwarten, — demohngeachtet ist er die einzige geeignete Persönlichkeit. Er hat einen Namen, weiß sehr anzuregen, besitzt Organisationstalent, ist ein wackerer Lärmschlager — Alles Eigenschaften, die für eine derartige Stellung wie gemacht sind. — Als Gesanglehrer nenne ich in erster Linie die Garcia,[1]) die unter den jetzigen Verhältnissen am Ende nicht abgeneigt sein dürfte, nach Berlin zu gehen. Sie erfreut sich der allergrößten Connexionen, ist voll Temperament und Leben und unter allen Umständen eine hundertmal tüchtigere Gesanglehrerin, als Stockhausen ein Gesanglehrer ist. — Sollten Gründe vorliegen, daß man von der Garcia absehe, so nenne ich zunächst Marchesi und dessen Frau.[2]) Ersteren kennen Sie ja persönlich — zwar ist er ein bischen Charlatan: das gehört aber auch zum Handwerk. Gegenwärtig hat er in Wien Stellung — ob auf Jahre hin verpflichtet oder nicht, kann ich nicht sagen. — Als Clavierlehrer kann ich nur für Dresel stimmen. Er würde sich mit Hiller und Vierling, die er beide persönlich kennt und respektirt, gewiß gut stehen. Seine Thätigkeit ließe wenig zu wünschen übrig: ist er auch kein moderner Virtuos, so vertritt er dafür eine um so gediegenere Kunstrichtung: Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn usw. sind, wie Sie wissen, die Basis seiner Kunstbildung, sonst ist er noch völlig unabhängig und braucht Niemandem ein gutes Wort zu geben — aus bissigen Angriffen, wie sie das Berliner Treiben vielleicht mit sich bringen möchte, macht er sich schwerlich viel und hat gegen dergleichen Dinge sein Fell in Amerika hinlänglich gegerbt. Einen großen Namen hat er freilich nicht — an solchen Qualitäten, wenn man sie in erster Linie in Aussicht nehmen sollte, würde aber die Hochschule früher oder später zu Grunde gehen. Die jetzige hohe Künstler-

[1]) Pauline Viardot-Garcia, berühmte Gesanglehrerin, geb. 18. Juli 1821 in Paris, lebte damals in Baden-Baden.

[2]) Mathilde Marchesi, berühmte Gesanglehrerin, geb. 26. März 1826, damals am Konservatorium zu Wien.

welt, je weniger sie zur Weiterführung der wahren Kunst leistet, um so aufgeblasener und dünkelhafter sucht sie sich geltend zu machen. — Hinsichtlich eines Geigers wird von David[1]) schwerlich die Rede sein können: der leidet jetzt sehr an Asthma und geht sogar damit um, sich in Leipzig pensioniren zu lassen. — Dafür wüßte ich aber keinen besseren Vorschlag zu machen, als Röntgen[2]) ins Auge zu nehmen. Der ist solid, gewissenhaft, verständig, ohne künstlerische Prätensionen und Anmaßungen — zwar auch kein Mann von großem Namen, aber durchaus tüchtig. Mit solchen Leuten läßt sich thatsächlich mehr ausrichten, als mit blendenden Namensgrößen, die auf die Dauer nur Verwirrung anzurichten pflegen. Vielleicht weiß aber Vierling eine noch geeignetere Kraft zu bezeichnen: das wäre mein Vorschlag: — 1. Hiller (Chef), 2. die Garcia oder Marchesi, 3. Röntgen (?), (die übrigen de Ahna usw.), 4. Vierling, 5. Dresel.

Die beiden ersten haben in der öffentlichen Meinung große Geltung und sorgen für die Reputation des Instituts. Die drei letzten sind durchaus tüchtige, ehrenwerthe Künstler von Erfahrung und Wissen.

Hoffentlich können Sie mit diesen Zeilen etwas anfangen: es sollte mir die größte Freude bereiten, wenn ich mich in dieser Angelegenheit nützlich machen könnte. Verfügen Sie also ganz über mich. — Was dabei meine persönliche Kunstrichtung anbetrifft, kann garnicht die Rede von einer Berücksichtigung derselben sein: die wird sich schon mit der Zeit durchsetzen lernen — zunächst liegt der Bestand des Instituts vor: es wäre Jammer und Schade, wenn eine so treffliche Gelegenheit, der Musik in Preußen eine schöne Stätte zu bereiten, verloren gehen sollte.

In großer Eile

R. F.

---

[1]) F. David (1810—73), Konzertmeister in Leipzig.

[2]) E. Röntgen (1829—92), Violinist, Konzertmeister im Gewandhaus-Orchester.

62. Halle, den 30. November 1870.

Bester Herr Baron!

Erlauben Sie, daß ich meinen flüchtig skizzirten Leipziger Brief durch einige Halle'sche Randglossen ergänze.

Fällt ein Kunstinstitut in die Hände einer Coterie, kann es auf die Dauer nun und nimmermehr gedeihen. Wenn das Partei- und Cliquenwesen schon in Staatsangelegenheiten ein nothwendiges Uebel ist, das ertragen werden muß, weil die Massen sonst an Unbeweglichkeit zu Grunde gehen würden, so wirkt dasselbe in Kunstdingen geradezu verderblich. Die neudeutsche Partei, die Jünger Schumann's, die Bekenner Mendelssohn's, die historisch-philologische Schule — eine Clique sucht leider gegenwärtig der andern den Rang abzulaufen. Die Berliner Hochschule fiel von vornherein den Schumannianern in die Hände: natürlich ließen sie sich's angelegen sein, die Position nach Möglichkeit auszubeuten. Das war eben eine Calamität, die zu keinem guten Ende führen konnte. Hätte noch der Meister selbst an der Spitze gestanden, wäre durch die Wucht seiner Persönlichkeit vielleicht manches ausgeglichen worden, was die engherzige Jüngerschaar nicht zu tilgen verstand. Im Interesse der Kunst halte ich es geradezu für ein Glück, wenn diese hochmüthige Partei das Terrain räumt und Leute den Zügel in die Hand nehmen, die freieren Anschauungen zu folgen genöthigt sind: Joachim, Brahms, Rudorff, Bruch, Kirchner, Bargiel usw. — sie alle sind durch den Willen der Schumann gefesselt, die wieder ausschließlich den Manen ihres Gatten huldigende Opfer bringt. Darum schlage ich Hiller so lebhaft vor: der k a n n sein Persönliches nicht allein durchsetzen wollen, weil es nicht groß und bedeutend genug ist, um allgemeineren Bedürfnissen zu genügen. Hiller's Ehrgeiz wird aber Alles daran geben, ein ihm anvertrautes Kunstinstitut, das einen so bedeutsamen Hintergrund hat, zu heben. Der Mann ist von großer Beweglichkeit und versteht es vortrefflich, junge Leute zu enthusiasmiren. Diese Eigenschaften sind aber für der-

artige Verhältnisse vom höchsten Werthe und kaum durch andere zu ersetzen. Gelingt es, d e n zu gewinnen, dann zweifle ich keinen Augenblick, daß Alles gut gehen wird.

Was weiter die Garcia betrifft, so schwärme ich keineswegs für ihre künstlerische Persönlichkeit: sie hat aber ebenfalls viel Initiative und zieht sicherlich eine Menge Gesangsbeflissener nach Berlin. Zudem versteht sie sehr viel von der Technik des Gesanges und läßt auch guter Musik, namentlich Händel'scher, ihr Recht widerfahren. Zu guterletzt spielt sie schön Clavier, liest ihre Partitur wie ein Capellmeister und eignet sich mithin für einen Posten an der Hochschule ganz besonders. H i l l e r u n d d i e G a r c i a, b e i d e h a l t e n s i e d a s I n s t i t u t g a n z a l l e i n ü b e r W a s s e r!

Die übrigen Lehrer erachte ich nicht für so wesentlich — man dürfte leicht gleiche, wie die von mir in Vorschlag gebrachten, finden. Nur um Gotteswillen nicht lauter Leute von hochtönenden Namen, wenn sie nicht zugleich Garantie für solidere Eigenschaften bieten. Unsere sogenannten „großen Künstler" sind insgesammt vom Publicum verrückt gemacht — mit solcher Waare läßt sich's schwer verhandeln. Ein schlichter, ehrlicher und erfahrener Mann dürfte auf die Länge segensreicher wirken, als ein Lockvogel mit prätentiösem Gefieder... Uebrigens möchte ich mir hierbei die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daß es nur im wohlverstandenen Interesse des Instituts liegen möchte, wenn es sich nicht ausschließlich die Aufgabe stellt: „Künstler" ziehen zu wollen. Deren hat es von jeher, faßt man den Begriff einigermaßen rationell, verdammt wenige gegeben — alle 50 Jährchen einen oder zweie — die übrigen Menschenkinder waren höchstens dazu berufen, gute Musik treiben zu lernen, und dazu braucht man eben nicht Mann von Fach zu sein. Das Wort „Künstlerthum" ist ganz allein an dem vernagelten Hochmuthe schuld, dem die gegenwärtige Künstlergeneration, mit ihrer sogenannten höheren Mission, verfallen zu sein scheint . . .

Für Schäffer stimme ich nicht. Der läßt sich von den

Verhältnissen treiben, statt sie zu beherrschen. Nach Berlin gehören aber scharfe Kehrbesen, die nöthigenfalls mit Gewalt durchzugreifen verstehen, wenn's in Güte nicht gehen will.

Jedenfalls wird es aber die Hauptschwierigkeit bieten, den Berlinern mit einem Violingranden den Mund zu stopfen. „Das ist kein Joachim", wird es da heißen, „wie kann man uns zumuthen, vom Pferde auf den Esel zu steigen!" Aber auch dies scheinheilige Gerede verstummt mit der Zeit, wenn ein braver und tüchtiger Mann handelt, statt zu träumen . . .

Wäre ich doch selbst hinlänglich auf dem Platze, um nach Berlin reisen zu können! — vielleicht würde ich mich nützlich machen können. So aber bin ich durch die Verhältnisse, die sich täglich trüber gestalten, an die Scholle gebunden. Mein Gehör kommt mehr und mehr in Abnahme — ich muß daher auf das Aengstlichste über die kleinen Reste, die mir noch übrig geblieben sind, wachen . . .

Aus Halle weiß ich nichts zu melden — wir leben nach wie vor in unserem Palais: „Lange Gasse" No. 25 von aller Welt wie abgeschnitten und erfahren Neuigkeiten zumeist erst, wenn sie starken Schimmel angesetzt haben.

Nochmals erkläre ich mich auf das Freudigste bereit, in Angelegenheiten der Hochschule mich nützlich zu machen: kann ich auch nicht mitthaten, so doch mitrathen.

Herzlich grüßend

Ihr R. F.

63.

Halle, 30. November 1870.

Eben erhalte ich Ihren zweiten Brief und beeile mich zu versichern, daß ich gar nicht daran denke, die Candidaturen Dresel's und Schäffer's als officielle zu betrachten. Dergleichen Dinge wollen jetzt reiflich erwogen sein und darf überhaupt das Lehrerpersonal eines so wichtigen Institutes nicht stückweis zusammengesetzt werden, sondern muß unter

einander in organischer Verbindung stehen. Die Oberleitung — also nach meinem Vorschlage etwa Hiller — kann nur dann mit Aussicht auf Erfolg wirken, wenn sich die unter ihm stehenden Lehrkräfte mit ihr in Harmonie befinden. Demnach würde der Chef als Grundstein zu betrachten sein, über dem sich das Uebrige erst aufzubauen hätte. Also unter keiner Bedingung das nothwendig gewordene Personal einzeln zusammentrommeln! Das Künstlervolk ist eine ganz wunderliche Race — Leidenschaften und Stimmungen pflegen in diesen Regionen die vernünftigen Erwägungen sehr zu überwuchern — im Durchschnitt lebt man hier wie Hund und Katze mit einander.

Je mehr ich über die ganze Angelegenheit nachdenke, um so wichtiger will sie mir vorkommen. In Preußen wird sich's nicht so leicht wieder ereignen, daß eine Musikanstalt dermaßen Subvention erhält, wie dies bei der Hochschule der Fall ist. Es muß daher alles aufgeboten werden, sie der Kunst zu erhalten. Freilich dürfte es dringend nöthig sein, dieselbe sich in möglichster Unabhängigkeit entfalten und ihr gegenüber ausschließlich das sachliche und in nur sehr geringem Maße das persönliche Element walten zu lassen. Je mehr man sich diese Gesellschaft vom Leibe hält, um so besser möchte es sein! — Vielleicht stimmen Sie diesen Ansichten selbst bei — für mich unterliegt das Alles gar keinem Zweifel.

Uebrigens bitte ich meine Offenherzigkeiten, die ich aber für unumgänglich nothwendig halte, nicht etwa als Anmaßungen deuten zu wollen: ich selbst glaube ja an keine erfreuliche Zukunft der Kunst, bin auch weit von der Annahme entfernt, daß sich wirkliche Talente durch positive Satzungen bilden lassen: das Beste muß eben jeder an sich selbst thun — in diesem Sinne ist aller Unterricht negativer Art. Für die künstlerische Praxis können jedoch edle Resultate durch gutes Vorbild und Beispiel erzielt werden — damit ist aber schon unendlich viel gewonnen!

R. F.

64. Berlin, 14. December 1870.

Hochverehrter!

Ihr Brief, oder vielmehr die Kopie war bei Herrn von Keudell in Versailles, der sehr an diesen Angelegenheiten theilnimmt. Einliegend Kopie seiner Antwort. Ich kann heute nicht das Geringste schreiben, da Alles in der Schwebe . . .

Von Adelheid halte ich mich jetzt ganz zurück — nothgedrungen! Dort herrscht jetzt absolute Konfusion. Der Boden schwankt unter der „Mühlerin". Das macht die Verwirrung total. Näheres gelegentlich mündlich.

. . . Daß Sie sich so sehr bereitwillig für den Dienst der guten Sache zu fernerem Dienste anbieten, ist sehr edel von Ihnen. Ebenso, daß Sie so großsinnig von den eigenen Kunstinteressen abstrahiren.

A. v. S.

65. Halle, den 15. December 70.

Ihre Mittheilungen, obwohl sie keine fertigen Resultate nachweisen, haben mich dennoch außerordentlich interessirt. Auch freue ich mich über den Beifall, den meine Vorschläge in Ihren und des Herrn von Keudell Augen gefunden haben — setzen Sie nur alles daran, daß keine unberufenen Leute die Hände ins Spiel bekommen — sonst giebt's wieder eine bunte Wirthschaft! — . . .

Daß Joachim ein ausgezeichneter Geiger ist, daran zweifelt kein vernünftiger Mensch — darüber hinaus reichen aber seine Gaben nicht! Vor Kurzem habe ich mich davon wieder persönlich überzeugen können. Der letzte Jahrgang der Händelgesellschaft brachte die berühmten Kammerduette, welche zum größeren Theil von Brahms und in einer Nummer von J. bearbeitet worden sind . . . Wenn nun auch das Joachim'sche Opus dergleichen Schulschnitzer nicht zeigte, war der Stil dafür um so armseliger — es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von Geschmack solches Zeug unter seinem Namen herausgeben kann . . .

R. F.

66. Halle, 18. December 1870.

. . . Die Aeußerung, daß ich es meinen Liedern selbst überlassen wolle, sich durchzusetzen, haben Sie wohl etwas zu wörtlich genommen. Hierbei huldige ich durchaus keiner quietistischen Anschauung, halte aber die Zeit im Allgemeinen noch nicht für geeignet, ihnen gerecht zu werden. Ihr Inhalt steht in gar zu großem Gegensatze zu den jetzt herrschenden Maximen und wird nicht eher auf weitere Geltung Anspruch erheben können, als bis diese Strömungen zu weichen beginnen. Tritt dieser Fall erst ein, dann wird es nur eines geringen Anstoßes bedürfen, sie in Curs zu setzen: zuvor muß sich aber das dramatische Pathos in der Lyrik gründlich überlebt haben und dazu ist vor der Hand noch wenig Aussicht vorhanden.

Joachims Aeußerungen über meine Bearbeitungen überraschen mich einigermaßen -- der Mann muß sich mittlerweile wohl eines Anderen besonnen haben. Noch vor Jahresfrist schob er Dresel etwas verdrießlich mit der Behauptung zurück: in solchen Dingen dürfte Nichts vorgeschrieben werden, man müßte es jedem guten Kapellmeister (! ?) überlassen, sich hier selbst zu helfen. Hätte er wirklich von dem Werthe meiner Arbeiten eine klare Vorstlellung, würden sich durch s e i n e Vermittlungen ganz andere Resultate im Interesse Händels und Bachs erzielen lassen. Mein Bestreben, jenen Skizzen in erster Linie eine stimmungsvolle Ausführung zu geben, aus ihnen lyrisches Capital zu schlagen, wird gegenwärtig am Lebhaftesten angefochten; man nennt es ein Hineinragen einer fremden Persönlichkeit und geht dabei von der albernen Voraussetzung aus, daß Bach und Händel im Grunde genommen gefühllose Klötze gewesen sind. Sie brauchen nur die Bearbeitungen Anderer — ich nehme immer Mozart und Mendelssohn aus — anzusehen, um sich sofort davon zu überzeugen, wie die Bearbeiter kein Fünkchen Empfindung herauszupinken vermochten, wie sie vielmehr Alles hierauf Bezügliche mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit eliminirten, um nur bei Leibe den Verdacht nicht aufkommen zu lassen, die alten Meister hätten Herzensregungen ge-

huldigt, die heutzutage noch gang und gäbe. — Da ich nun dergleichen nüchterne Gesichtspunkte nicht theile und von ganz entgegengesetzten Ansichten ausgehe, so muß ich mir jene Anfechtungen schon gefallen lassen und kann mich auch hier nur einer Zukunft getrösten, die vorurtheilsfreier ist als die Gegenwart . . .

R. F.

67.

Halle, 24. December 1870.

. . . Aus Ihrem Briefe ersehe ich nicht, in welches Stadium die Geschicke der Hochschule getreten sein mögen. Leider hat man sich nun dieser Angelegenheit auch in der Kammer bemächtigt und sie zu Parteizwecken auszubeuten gesucht. Trug die heutige Kunstgenossenschaft das Näschen bereits hoch genug, so wird sie sich wohl in Folge der gesteigerten Nachfrage ein Futteral machen lassen müssen, um diesen edlen Zinken vor Schaden zu hüten. — Was mag denn wohl die Phrase des Herrn Miquel[1]): „Der berühmte Künstler werde nur bleiben, wenn ihm mit oder ohne Wissen des Cultusministeriums volle Genugthuung widerfahre," zu bedeuten haben? So weit mir der Handel bekannt ist, hat Joachim gekündigt, weil man Rudorff gehen hieß: es wäre aber doch mehr als „Rache für Sadowa", wenn der bescheidene Mann unter „Genugthuung" die Rehabilitirung Rudorff's verstehen sollte. Dann fehlte nur noch, daß dieser stolz ablehnte, um den Dünkel dieser Blase bis zum Platzen zu steigern. Ja, ja! — Beethoven besaß auch darin einen prophetischen Scharfblick, daß er sich die ausübenden Musiker weit vom Leibe hielt. Er kannte die Usurpationsgelüste dieser Herren hinlänglich, um sich nicht auf gleiche Stufe mit ihnen zu stellen. Freilich leben jetzt keine Beethoven's mehr — da tanzen denn die Mäuschen trunken

[1]) Frankfurter Abgeordneter, späterer Bürgermeister und Finanzminister.

vor Uebermuth im romantischen Mondschein auf und ab. — Sieht man übrigens das haltlose Gebahren der Liberalen mit unbefangenen Augen an, so wird man fast mit Gewalt ins reaktionäre Lager getrieben. Hier wissen sie doch wenigstens zur Noth, was sie wollen — dort herrscht nur arrogante Selbstverblendung.

Was den unseligen Krieg und die aus ihm fließenden Culturverwüstungen betrifft, müssen wir schon still halten. Ohne Zweifel wird das deutsche Volk zunächst alle Hände voll zu thuen bekommen, bevor es die materiellen Schäden zur Noth wieder heilt. An die Lösung höherer Fragen kann dabei wohl kaum gedacht werden und das ist auch recht gut: man würde sonst die Hand verzweifelnd in den Schoß sinken lassen. Noch sehr viel altes Unrecht ist gut zu machen — des neuen, das sich mittlerweile außerdem anhäufen dürfte, gar nicht zu gedenken! Unter allen Umständen zwingen aber dergleichen Zeiten zu einer gewissen Selbstlosigkeit — hierin liegt nach meinem geringen Dafürhalten ihr wahrer Werth.

R. F.

68.

Halle, 15. März 71.

. . . Ueber mich kann ich leider nicht eben Erfreuliches berichten — seit Weihnachten hat ein greuliches Leiden, die sogenannte „freiwillige Musik", in meinem Kopfe Quartier bezogen und peinigt mich in einer Weise, die fast wahnsinnig machen könnte. Zwar verschaffte mir die Leipziger Cur einige Erleichterung, die mich aber um so schmerzlicher die Verwüstungen, welche in meinen armen Ohren durch jene dämonische Wirthschaft angerichtet sind, wahrnehmen läßt. Geht das so fort, dann werde ich wohl bald ganz und gar ausspannen müssen . . .

Heute habe ich denn auch mein letztes Liederheft und die Händel'schen Duette an den Herrn Baron v. Keudell gesandt. Zu gleicher Zeit konnte ich ihm die erfreuliche Thatsache mitteilen, daß das Allegro noch im Laufe des

Sommers gedruckt werden wird. Ich will nur wünschen, daß die Frau Kronprinzessin wegen der langen Verzögerung nicht zürnt — ich trage ja keine Schuld an derselben. — Vielleicht haben Sie zufällig davon gehört, daß der Cäcilienverein — (Alexis Holländer) — jenes Werk mit meiner Bearbeitung zur Aufführung gebracht hat. Im Allgemeinen scheint der Erfolg nicht ungünstig gewesen zu sein, wenigstens ist mir dergleichen berichtet worden. Die Zeitungsinserate waren zum Theil sehr possirlicher Art. Namentlich zeichnete sich das des Exkapellmeisters Dorn[1]) — in der Post — aus. Der gute Mann führte den geistreichen Gedanken einer musikalischen Leichenschau einigermaßen gewaltsam durch und brachte dabei die ergötzlichsten Dinge zum Vorschein. Hoffentlich lebt aber Händel's Werk ein paar Jährchen länger als Dorn's „Schöffe" und straft damit die Orakelsprüche des alten Thoren gründlich Lügen. Was soll man jedoch zu der heillosen Ignoranz sagen, daß ein Königl. Preußischer Hofkapellmeister — freilich außer Dienst — den Schlußchor, der feinsinnig in einer Kirchentonart geschrieben ist, für trübseliges Moll hält? Heut zu Tage darf selbstverständlich Nichts gelernt haben, wer ein keckes Wort mit drein reden will — umgekehrt lernt man sich bescheiden, weil man stets befürchten muß, nicht genug zu wissen. — Gott bessre es! . . .

R. F.

69. Berlin, 24. März 1871.

Hochverehrter Herr Doctor!

Von Geschäften überhäuft, weiß ich nicht, an welchem Tage ich zu Ohlshausen komme.

Für heute nur die Bitte: Thun Sie in der Pensionirungsfrage zunächst noch keine definitiven Schritte.[2])

[1]) Dorn, Berliner Hofkapellmeister.

[2]) Es handelt sich um die Niederlegung des Organistenamtes an der Ulrichskirche zu Halle.

Seien Sie ohne Sorge. Künftige Generationen werden Ihnen Dank wissen, aber schon die gegenwärtige wird von dem großen Dank, den sie Ihnen schuldet, wenigstens einen kleinen Theil abzutragen suchen.[1])

Immer Ihnen ergeben

A. v. S.

70.

Berlin, 30. März 71.

Hochverehrter Herr Doctor!

Nach einer Besprechung mit Thümmel kam mir der Gedanke, ob nicht der Thümmel'sche Plan, Sie als außerordentlichen Professor in die philosophische Facultät zu bringen, von hier aus durch einen Machtspruch des Ministers durchgeführt werden könnte, und es schwebte mir dabei die Hoffnung vor, unsern Freund Keudell bald im Ministerium begrüßen zu können.

Ich suchte diesen also zuerst auf, erfuhr aber von ihm mit aller Bestimmtheit, daß Mühler bleibt.

Mit K. wäre die Sache vortrefflich gegangen. Mit Mühler wird sie schwerlich durchzusetzen sein. Aber wir (d. h. K. und ich) werden doch Alles versuchen.

Bitte schreiben Sie mir umgehend, ob Sie noch jetzt

---

[1]) Seit langer Zeit hatte Herr v. Senfft den dringenden Wunsch, eine Schenkung für Franz ins Leben zu rufen. Nicht allein um den Meister zu ehren und ihm eine materielle Erleichterung zu schaffen, sondern auch um gleichzeitig ein größeres Publikum auf seine Schöpfungen aufmerksam zu machen. Denn bisher wurden diese nur von einem kleinen Kreise auserlesener Musikfreunde gewürdigt. – Die Sache war nicht leicht; Herr v. Senfft kannte das fast krankhafte Zartgefühl von Franz, der vor materiellen Dingen oft eine wahre Scheu empfand. Von einem öffentlichen Aufruf konnte also nicht die Rede sein. Herr v. Senfft trat mit Herrn v. Keudell in Verbindung. Ein Ausschuß wurde gebildet, welcher durch Musikaufführungen etc. den Wunsch der Freunde in kurzer Zeit verwirklichte. Dieser Plan ist bereits in den obigen Worten angedeutet.

an der Universität lesen, was und wie viel Stunden. Sowie ich hierüber genau orientirt bin, gehe ich sofort zu Ohlshausen resp. Mühler.

In Eile Ihr v. S.

71. Leipzig, d. 2. April 1871.

Seien Sie mir ja nicht böse, daß ich Ihre beiden Briefe so spät beantworte. Um noch einen letzten Versuch zu machen, meinen Ohren ein Bischen aufzuhelfen, bin ich seit 8 Tagen wieder in Leipzig und lasse mich mit Wasser maltraitiren. Da sind mir denn Ihre Briefe nachgeschickt worden, wodurch meine Antwort erst heute möglich wird.

In Betreff eines Arrangements wegen der Organistenstelle habe ich leider bereits vorbereitende Schritte gethan, die sich nicht vollständig werden redressiren lassen. Definitives ist jedoch nicht geschehen — man will es mir vor der Hand überlassen, ein Privatabkommen mit einem Substituten, dem ich natürlich den größeren Theil meiner Einnahme werde abtreten müssen, zu treffen. Sobald dies geschehen ist, schreibe ich Ihnen augenblicklich und lege die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit vertrauend in Ihre Hände. Sie sagen wörtlich: „Seien Sie außer Sorgen. Künftige Generationen werden Ihnen Dank wissen, aber schon die gegenwärtige wird von dem großen Danke, den sie Ihnen schuldet, wenigstens einen kleinen Theil abzutragen suchen.“ Vielleicht haben Sie die Güte, mir über diesen Passus, wenn er sich auf Bestimmtes beziehen sollte, einige erklärende Worte mitzutheilen, damit ich in jener Angelegenheit keine zu empfindlichen Fehlschritte thue. —

Hinsichtlich Ihres zweiten Briefes bin ich einigermaßen mit einer Antwort in Verlegenheit. Wäre mir seiner Zeit auf Thümmels Betrieb eine außerordentliche Professur verliehen, so hätte sich alles ungezwungen und mein Gefühl nicht verletzend arrangiren lassen. Anders dürfte das aber sein, sobald ich der Halle'schen Facultät von oben herab octroirt werde — ich würde dadurch in eine mehr wie peinliche

Situation gerathen. Kommt noch dazu, daß ich in Zukunft — mein Kopf ist durch das letzte Leiden wie gelähmt! — als Lector schwerlich zu leisten im Stande bin, was nur den billigsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, so wird dadurch die Schwierigkeit meiner Lage verdoppelt und verdreifacht. Gern will ich mich auf meine alten Tage nach der Decke strecken und in alle möglichen sauren Aepfel beißen lernen — dergleichen Positionen dürfte ich aber kaum gewachsen sein. — Meine bisherigen Leistungen auf dem Katheder erstreckten sich auf einen Kursus der Harmonie und Modulationslehre und einen dito des einfachen und doppelten Contrapunkts. Leider setzten diese Vorträge eine ziemlich vorgeschrittene musikalische Bildung voraus, die nur in seltenen Fällen heut zu Tage auf Universitäten angetroffen wird. Durchschnittlich fanden die ersten Vorträge in jedem Semester hitzige Theilnahme, die sich aber nach 4 bis 5 Wochen dermaßen zu beruhigen pflegte, daß ich vor leeren Bänken docirte! Später nahmen dieselben Leute in Berlin oder sonstwo für schweres Geld theoretischen Unterricht, der ihnen deßhalb werthvoller zu sein schien, weil der meinige nichts kostete. — Thatsächlich kann ich also nichts leisten, was eine Erhöhung meiner amtlichen Stellung zu rechtfertigen im Stande wäre. Vielleicht ließe sich später durch Thümmel noch einmal bei der Facultät anklopfen — das würde mir jedenfalls die erwünschteste Form sein. Wenn Sie sich mein Wesen vergegenwärtigen, so werden Sie nicht zürnen, daß ich mich einem anderen Vorschlage gegenüber winde und krümme. — . . .

R. F.

72.

Berlin, den 3. April 1871.

Hochverehrter Herr Doctor!

Wie soll ich es Ihnen wohl in aller Welt krumm nehmen, wenn Sie mein Project verwerfen? Mein Wunsch ist doch allein, Ihnen zu dienen und das einzig competente Forum dieser Frage ist Ihr Gefühl. Theile ich Ihre Anschauung auch

nicht vollkommen, so verstehe ich sie doch vortrefflich, und kann sie nur anerkennen und ehren!

Wir müssen nun nach etwas Anderem suchen. Morgen gehe ich zu Ohlshausen.

Wie meine Worte: „Künftige Generationen werden Ihnen Dank wissen, aber schon die gegenwärtige wird von dem großen Danke, den sie Ihnen schuldet, wenigstens einen kleinen Theil abzutragen suchen" Ihnen unverständlich sein oder vielleicht gar mißverständlich erscheinen konnten, ist mir nicht recht erklärlich. Auf Bestimmtes ziele ich nicht! Ich wollte nur sagen, daß es Gott sei Dank nicht bloß in Amerika, sondern auch hier Leute giebt, die sich der Dankespflicht bewußt sind, die von den Völkern g e w ö h n l i c h erst zu spät, wenn die Dichter ausgelitten haben, empfunden wird.

Weiter wollte ich nichts sagen.

Mit den besten Wünschen

Ihr ergebenster

A. v. S.

P. S. Sonnabend sang in einem Concerte ein Sänger K. Ihr Lied „Wenn der Frühling auf die Berge steigt."

Die Reihenfolge seiner Liedervorträge war folgende:

1. Der arme Peter, von Schumann;
2. Es blinkt der Thau, von Rubinstein;
3. Das citirte Lied von Ihnen.

Nr. 3 zündete im Publicum entschieden am stärksten. Der Gesang des Mannes war bösartig, aber nicht ungerecht: er sang alle 3 Lieder gleich schlecht. Das Publicum aber war mit seiner Leistung einverstanden, namentlich in Nr. 3, die er mit äußerster Bravour zur Geltung zu bringen wußte.

Ich freute mich, daß Sie nicht zugegen waren. Sonst hätten wir was erlebt. Sie wären dem Manne jedenfalls auch mit äußerster „Bravour" zu Leibe gegangen.

Ihr dankbarer

A. v. S.

73. Halle, den 4. April 71.

. . . Augenblicklich bin ich in Halle, werde aber Ende der Woche wieder nach Leipzig reisen, um die Wasserkur, die mir wenigstens den Höllenlärm aus dem Kopfe zu treiben scheint, energisch fortzusetzen. Ihre etwaigen Mittheilungen richten Sie aber nach wie vor nach Halle, — die meinigen sind beauftragt, sie mir sofort nachzusenden.

Den Berserker K. — der Name ist schon vielversprechend — hätte ich sehr gerne hören mögen. Immerhin ist es nicht ohne Interesse, die Kniffe kennen zu lernen, mit welchen diese Leutchen meine Lieder beim Publicum zum Zünden bringen. Freilich steht ihnen dabei keine große Auswahl zur Verfügung: — „Willkommen mein Wald" — „Er ist gekommen" — „Wenn der Frühling auf die Berge steigt": das ist meine complette Husarenschwadron!

R. F.

P. S. Eine ergötzliche Geschichte, die meinen Busenfreund Richard Wüerst betrifft, brennt mir auf den Lippen: ich getraue sie mir aber nicht zu erzählen, weil Sie mich sonst für ein unverbesserliches Lästermaul halten müßten.

74. Berlin, 5. April 71.

Sie wissen unter Ihren sämtlichen Liedern nur drei Husaren?! K. würde weit mehr herausfinden!! Also!!

In Eile

Ihr v. S.

75.

Halle, 6. April 71.

Daß K. nöthigenfalls „Husaren zu fressen" verstehen wird, daran zweifle ich keinen Augenblick, obschon das bekannte „t" in der Nationalzeitung salbungsvoll den Segen über den Mann spricht.

R. F.

76. Halle, 2. Mai 1871.

Mit dem Schluß der Osterferien habe ich Leipzig den Rücken gekehrt und bin nun wieder im alten Halle. Die Wassercur wäre mir vielleicht noch besser angeschlagen, hätte mich nicht zuguterletzt ein fürchterlicher Schnupfen heimgesucht, der meinen Ohren arg zusetzte. Eins scheint aber mit der Cur wenigstens erzielt zu sein: der Spektakel im Kopf hat so ziemlich aufgehört und macht sich nur noch dann und wann leise murrend bemerklich. Sehr wünschte ich, daß es so bleiben möge, denn der frühere Zustand war in der That kaum zu ertragen . . .

Der Stich des Allegro geht jetzt munter vorwärts — es wird Alles zum Herbst fertig und ich kann endlich mit der Dedication mein Wort halten: die Sache hat mir Kopfschmerzen genug bereitet — ich bin heilfroh, schließlich noch mit einem blauen Auge davon zu kommen. —

Vor Kurzem mußte ich nach London die Instrumentirung zu einigen der Händel'schen Arien, die dort zum Concertgebrauch kommen sollte, schicken. Wenn es nur der Himmel einmal fügen wollte, daß irgend eine Nummer tüchtig durchschlüge — es würde gewiß auch meinen übrigen Arbeiten zum Vortheil gereichen. Wäre überhaupt hinreichende Theilnahme an dergleichen Dingen vorhanden, so würde sich das Experiment, gelegentlich einmal dem Original in seiner dürftigen, meine Bearbeitung in ihrer ausgeführten Form folgen zu lassen, sehr lohnen. Das Publicum müßte gar keine Ohren haben, wenn's den Unterschied nicht merken sollte. Solche Versuche anzustellen, ist die Zeit leider noch nicht eingetreten.

Doch da fällt mir eben ein, daß ich Ihnen von neulich her ein Geschichtchen, das meinen Freund Richard Wüerst[1]) betrifft, schuldig geblieben bin. Damals, unter dem schnöden Eindruck des Allegro-Referats sagte es mir besser zu als jetzt, wo die kritischen Evaporationen des Mannes verduftet sind — immerhin ist's noch amüsant genug. Sander[2])

[1]) Richard Wüerst (1824—81), Kgl. Musikdirektor in Berlin.
[2]) Verleger von R. Franz.

in Leipzig erzählte: sein Schwager habe mit Richard die Schulbänke gedrückt; in jenen glückseligen Zeiten hieß der Knabe jedoch weder „Würst" noch „Wüerst" — sondern einfach „Wurst". Als nun die ästhetischen Gaben mehr und mehr zum Durchbruch kamen, mußte dem Jüngling dieser biedere Name natürlich furchtbar erscheinen: wer hätte wohl eine Preissymphonie in unbefangener Seelenruhe mit anhören können, deren Autor die Phantasie auf so gewundene Abwege lockte! Demnach verschwand „Wurst" alsbald und tauchte dafür als „Würst" wieder auf. Der Musikalienkatalog bringt eine Anzahl Compositionen unter der neuen Firma: Sander schlug nach und ich konnte mich persönlich von dieser Thatsache überzeugen. Die Vermummung scheint aber immer noch nicht tief genug gewesen zu sein — der apostrophirte Plural wies ja bedeutsam auf die Urform zurück — plötzlich reißt der Faden des Tondichters „Würst" ab und es vollzieht sich eine andere, wunderbare Metamorphose: im reifen Mannesalter wird schleunigst das „e" um noch ein „e" vermehrt, und nun müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wer dahinter kommen sollte, und wäre es ein Bopp, daß „Wüerst" von der Wurzel „Wurst" derivirt werden könnte. Ein ähnliches Beispiel verzweifelten Auskneifens vor sich selbst möchte wohl kaum jemals dagewesen sein! — Verzeihen Sie die ausführliche Posse — sie ist nicht so schlimm gemeint, als sie aussieht.

R. F.

77.

Berlin, 4. Mai 71.

Lieber Meister!

. . . Daß Ihre Lieder jetzt hier endlich mehr en vogue kommen werden, glaube ich fühlen zu können. Ich werde immer mehr in das Vorsingen hereingezogen und die Leute notiren sich dann fleißig die ihnen zusagenden Lieder. Ein besonders gangbarer Artikel wird das Jagdlied in H-dur aus Op. I werden, das überall den Vogel abschießt.

Gestern Abend war der Neffe von Moltke, Herr von Burt,[1]) bei mir, — ein sehr musikalischer mit einem schönen Stimm-Material begabter junger Mann. Bisher hatte er nur Schubert und Schumann gesungen und kannte bis zum vorletzten Winter (also vor dem Kriege) Ihre Lieder wohl nur dem Namen nach. Gestern sah ich nun in einem stattlichen Bande eine Menge Lieder von Ihnen und zwar gerade die, die ich im letzten Winter in unsern gemeinschaftlichen Musikabenden gesungen. Nun nahm er wieder 8 Lieder mit, die er seinem Repertoire einverleiben will.

Mit den besten Wünschen

Ihr ergebenster

A. v. S.

78.

Halle, 5. Mai 71.

. . . Weiter lese ich mit Vergnügen von den Fortschritten, die meine Lieder in Berlin zu machen beginnen. Zeit wird's nachgerade, daß vom Publicum ein Verdict über sie gesprochen wird. Die meisten derselben haben längst das kanonische Alter erreicht, so z. B. kann das Jagdlied in H-dur ohne zu erröthen freudig anstimmen: „Schier dreißig Jahre bist Du alt", darf aber die zweite Zeile bei Leibe nicht hinzufügen, wenn es noch auf dem Boden der Wahrheit bleiben will. Am meisten amüsire ich mich darüber, daß kein Fachmann bei der Verbreitung meiner Siebensachen die Hand im Spiel gehabt hat: bin ich auch nicht ganz so böse, als Sie es vielleicht glauben — das Künstlervolk, ich statuire nur wenige Ausnahmen, hasse ich aus voller Seele und wünsche ihm alle Torturen, die als gelber Neid und giftige Mißgunst am Herzen fressen, auf den Hals. —

Nächstens werde ich wahrscheinlich wieder als Schriftsteller auftreten: ich annoncire im Voraus dies große Ereigniß.

R. F.

[1]) Henry von Burt, Neffe des Feldmarschalls.

79. Halle, 13. Juni 1871.

Hinsichtlich meiner Schriftstellerei, über die ich schon neulich ein Wort fallen ließ, muß ich eine kurze Mittheilung machen.[1]) Sie betrifft die Bearbeitungen älterer Tonwerke und verbreitet sich über diese Materie in sehr eingehender Weise. Ist mir der Aufsatz nicht ganz mißlungen, so wird er sehr zur Aufklärung dieser dunklen Geschichte beitragen. Außerdem wird noch Mancherlei behandelt, das bisher niemals discutirt worden ist, weßhalb der Artikel auch einen allgemeinen Werth für sich in Anspruch nehmen kann. Jedenfalls ist er besser gerathen, als die Mittheilungen über Bach's Magnificat, die mich immer zu allerhand Abschweifungen zwangen, durch welche eine gewisse Unruhe in den Verlauf kommen mußte. — Ein Bedenken habe ich jedoch, über welches ich von Ihnen gern hinweggehoben sein möchte: die ganze Mittelpartie ist nähmlich wider Chrysander,[2]) dessen ewigen Hetzereien ich es namentlich zu verdanken haben werde, wenn ich in Zukunft keinen Verleger für dergl. Arbeiten mehr finde, gerichtet. Zwar ist die Polemik eine durchaus unpersönliche, sie trifft nur die erbärmlichen Klavierbegleitungen der deutschen Händelgesellschaft, für welche die Redaction ganz allein verantwortlich gemacht werden muß: aber meine Enthüllungen sind so gravirender Art, daß der Mann dennoch vor Wuth schäumen wird. Im Interesse der Sache sind sie unbedingt geboten — ob aber auch in meinem eigenen, das ist eine Frage, die ich, weil ich den bestimmenden Einfluß Chrysanders nach Oben nicht kenne, kaum zu entscheiden vermag. Außerordentlich leid sollte es mir thuen, wenn ich auf Ihren Rath von der Publication meines offenen Briefes Abstand nehmen müßte — dennoch würde ich mich darein zu finden suchen. Kaum mag ich aber glauben, daß mir

[1]) Es handelt sich um die bei Leuckart (Sander) veröffentlichte Schrift: „Offener Brief an Ed. Hanslick."

[2]) Chrysanders Verdienste um Händel durch die Begründung der deutschen Händelgesellschaft und die Händelbiographie sind unbestreitbar. Seine Bearbeitungen der Händelschen Werke verwirft Franz aber ganz und gar.

eine rein sachlich gehaltene Arbeit Schaden bringen könnte — heut zu Tage ist leider Manches möglich! Soviel steht fest: ungeheures Furore muß die Sache in musikalischen Kreisen machen. —

Neulich schrieb Osgood von Wien aus, wo er sich längere Zeit aufzuhalten gedenkt. Ich habe ihn an Hanslick gewiesen, der ihn über die dortigen Aussichten orientiren wird. —

R. F.

80.

Berlin, den 17. Juni 1871.

Hochverehrter!

Auf dem Sprunge, auf 14 Tage oder 3 Wochen nach Süd-Deutschland zu gehen, vermag ich zu meinem Bedauern nicht anders, als auf dem Wege stenographischen Dictates mit Ihnen zu communiciren.

Meiner Ansicht nach liegt kein Grund vor, Chrysander zu schonen. Der Mann ist so entschieden Ihr Feind, daß es im Gegentheil vielleicht sogar besser ist, ihn einmal ernstlich anzufassen. Dann wird es auch Ihren Freunden leichter werden, wohldenkenden, unparteiischen Männern die vielseitige Feindschaft, deren Gegenstand Sie nun thatsächlich einmal sind, zu erklären. Die Polemik möge so vernichtend wie möglich sein, wenn sie nur unpersönlich und in der Form edel bleibt. Dies meine Ansicht. Die von Herrn von Keudell werde ich noch einholen und Ihnen nach meiner Rückkehr mittheilen. Vor dieser Zeit würde die Publication ja doch so wie so nicht erfolgen . . . Das practisch Entscheidende ist aber wohl, daß C. allen Einfluß, den er besitzt, in feindlichstem Sinne gegen Sie bereits geltend gemacht hat, sodaß keine Steigerung mehr zu fürchten bleibt. —

. . . Hinsichtlich des direkt an den Kaiser zu richtenden Gesuchs[1]) ist Keudells Rath von der höchsten Wichtigkeit, weil er genau weiß, ob und wann Mühler fällt und wer

[1]) Es handelt sich hier wieder um den schon erwähnten Jahresgehalt, den Robert Franz für seine Bearbeitungen vom Staate erhielt.

eventuell ihm nachfolgt. Im März glaubte er entschieden an Mühlers Bleiben, neulich aber entnahm ich seinen Aeußerungen das Gegentheil und durfte aus einer Wendung sogar die Hoffnung schöpfen, daß er selbst vielleicht in die Lage kommt, unsere Sache in seine Hand zu nehmen. Dann sind wir geborgen.

Herzliche Grüße

Ihr ergebenster

A. v. S.

81.

Halle, 6. Juli 1871.

Seien Sie ja nicht böse, daß Sie bei Ihrer Ankunft in Berlin keinen Brief von mir vorgefunden haben: ich wußte nicht, auf wie lange hin Sie noch abwesend sein würden und mochte nicht so auf's Geradewohl schreiben. —

Einige Tage nach Empfang Ihres letzten Briefes erhielt ich ein Schreiben von Herrn von Keudell. Er meinte, es läge durchaus kein Grund vor, Chrysander zu schonen, vielmehr war er ganz Ihrer Ansicht über die Zweckmäßigkeit einer Broschüre von mir . . .

Vorgestern besuchte mich Liszt und war von einer liebenswürdigen Güte, wie ich sie kaum zuvor an ihm wahrgenommen habe. Er hat sich über meine Lage vollständig unterrichtet und wird mit der größten Energie für mich eintreten. Nächstes Jahr will er p e r s ö n l i c h ein paar Aufführungen Bach'scher Cantaten in meinen Bearbeitungen bringen, wovon er sich Erfolg verspricht. Es sollen ihm nun meine sämmtlichen Arbeiten zugeschickt werden: der Inhalt derselben m u ß ihn interessieren. — Das Uebrige findet sich dann von selbst. Auf dies Begegniß lege ich ganz außerordentlichen Werth, da Liszt's persönliche Theilnahme an meinem hilflosen Zustande offenbar in lebhafte Bewegung gekommen ist. — Greift d e r aber einmal Etwas an, dann setzt er es auch durch . . .

R. F.

82. Halle, 4. August 1871.

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Mittheilungen, denen ich überall beistimme . . .

In einigen Tagen erscheint meine Broschüre. — Sie erhalten sofort ein Exemplar. Hoffentlich gebe ich damit meinen Freunden eine Waffe in die Hand, die sie gelegentlich wider die Berliner Nagethiere kehren können.

Bei mir ist es die letzten Wochen ziemlich unruhig hergegangen. Gegenwärtig schwärmen ja die Leute wie die Bienen im Lande umher, und da bin ich denn auch fast täglich in Anspruch genommen worden: Dresel, Osgood und Andere zogen durch und suchten mich bei der Gelegenheit mit auf. An ein Musiciren war dabei leider nicht zu denken, weil meine Ohren täglich mehr und mehr verlöschen. Das rechte ist schon völlig taub, und das linke reagirt nur noch sehr schwächlich.

Meine Frau, Bethge und Lieschen haben nach Ilmenau gemußt — ich hause jetzt mit Richard allein und werde kaum in der Lage sein, eine Reise zu unternehmen. —

Frau Jachmann-Wagner[1]) war acht Wochen in Wittekind und veranstaltete auch in Halle eine musikalische Abendunterhaltung. Bei ihrer Abreise versprach sie mir, für die Händel'schen Arien und Duette in Berlin einstehen zu wollen, womit allerdings viel gewonnen wäre. Hoffentlich wird es ja nach und nach besser werden.

Die Partitur des „Allegro" schreitet auch rasch vorwärts — ich hoffe sie der Frau Kronprinzess noch vor Beginn der Wintersaison übersenden zu können.

R. F.

83.

Halle, 6. September 1871.

Schon längst ist es mir peinlich gewesen, mit Ihnen außer allem Verkehr stehen zu müssen. Da mir aber in der bewußten Angelegenheit keine Nachricht zuging, so scheute

[1]) Johanna Wagner-Jachmann (1828—99), Nichte Richard Wagners, Bühnensängerin.

ich mich, einen Brief an Sie zu richten, weil ein solcher wie ein verhaltener Seufzer hätte ausgelegt werden können. Die großen Ferien, in denen alle Welt auf Reisen ist, erklären aber dergleichen Verzögerungen leicht — die schwebende Sache wird nach Thümmels Rückkehr sicher erledigt werden. Schon jetzt erlaube ich mir aber, meinen herzlichsten Dank für das noch in Empfang zu Nehmende auszusprechen: — es ist mir gerade jetzt sehr willkommen, weil der längere Aufenthalt meiner Frau in Ilmenau finanzielle Anstrengungen nothwendig macht. Die Arme muß sich dort fürchterlich herumhudeln lassen, scheint jedoch eines leidlichen Ausgangs sicher zu sein. Die große Wasserkur früher abzubrechen, als der sehr tüchtige Arzt für geboten hält, wäre Thorheit. — So muß sie denn volle 8 Wochen aushalten.

Von Chrysander ist noch keine Entgegnung erfolgt — meine Ansicht, daß der Inhalt des Schriftchens kaum anzufechten ist, scheint sich bestätigen zu wollen. Was mir bis jetzt über die Wirkung der Broschüre zu Ohren kam, kann ich nur als erfreulich bezeichnen: gerade die ruhige Haltung derselben macht einen Eindruck, der nur dazu dienen wird, meine künstlerischen Grundsätze als vollkommen berechtigt hinzustellen. An Sander sind bereits verschiedene Bestellungen auf das „Allegro" eingelaufen, und zwar in erster Reihe aus Hamburg, worauf ich viel Werth lege. Die Leute haben Chrysander gegenüber Luft bekommen und brauchen in Zukunft seine bissigen Bemerkungen nicht mehr zu fürchten.

Neulich schrieb mir Osgood von Luzern aus, wo er sich zur Zeit mit seiner Familie aufhält. Er scheint dort mit meinen Liedern Furore gemacht zu haben und führt namentlich die Frau Gräfin Moltke als eine der Damen an, die sich sehr lebhaft für die Sachen interessire. Sie lud ihn dringend zu sich ein und stellte ihren ganzen Einfluß ihm wie den Liedern zur Verfügung . . .

Um Helgoland beneide ich Sie: sich ein Bischen vom Meere einlullen zu lassen, wäre mir schon ganz recht. Beuten Sie diesen Segen so viel als möglich für sich aus! —

R. F.

84. Halle, 25. September 71.

Nach meiner Berechnung müssen Sie nun wieder von Helgoland, das Ihnen hoffentlich recht gute Dienste gethan hat, zurück sein . . .

In meinen Angelegenheiten ist nichts von Interesse passirt. Wenn ich die sich häufiger wiederholenden Fremdenbesuche für ein Zeichen, daß man jetzt meine Kunstbestrebungen ernstlicher zu beachten anfängt, nehmen darf, so erlebe ich doch vielleicht noch hin und wieder eine kleine Genugthuung. Dergleichen soll mich aber mehr in die Seelen meiner Freunde angenehm berühren, als in meine eigene . . .

Innerhalb der nächsten vier Wochen erscheint Händel's „Allegro" und soll derselbe mit allem Glanze der heutigen Verlagskünste ausgestattet werden: Sander setzt eine besondere Ehre in dies Unternehmen. Da ich in Sachen der Dedication mit Herrn von Keudell specieller verhandeln muß, so erlaube ich mir die Anfrage, ob ihn ein Brief von mir gegenwärtig in Berlin antreffen wird. Vielleicht würde die Frau Gräfin Brühl die Güte haben, das Werk mit einer Zuschrift von mir der Frau Kronprinzessin zu überreichen. Je weniger ich mit solchen Formen vertraut bin, um so mehr wird mir daran gelegen sein müssen, einen Fehler zu vermeiden . . .

Neulich machte ich die persönliche Bekanntschaft des Dr. Ambros[1]) aus Prag (der Mann schreibt eine große Geschichte der Musik und gehört zu unseren tüchtigsten Kennern) und erlebte die Freude, ihn für meine Unternehmungen in Feuer und Flamme zu versetzen. Er wird sofort in einer Sammlung von Aufsätzen für meine Interessen entschieden einstehen! Im Laufe des Winters hält er in Berlin einige Vorträge über katholische und protestantische Kirchenmusik (Palestrina vis-à-vis Sebastian Bach), auf die ich Sie hiermit ganz besonders aufmerksam gemacht haben möchte. Hoffentlich bringt er in die gang- und gäben Ansichten erwünschte Klarheit und giebt der sublimen

[1]) Wilhelm Ambros (1816—76), Musikhistoriker.

Aesthetik ebenso gut einen Fußtritt, als dem albernen Dünkel des Stockmusikantenthums.

R. F.

85. Hamburg, den 11. October 71.

Hochverehrter!

Ihr Schreiben vom 25. vorigen Monats habe ich sehr verspätet erhalten. Es hat lange in meiner Wohnung in Berlin gelegen, weil meine Frau später als im Voraus berechnet war, nach Berlin heimkehrte. Daß Keudell wieder in Berlin ist, ist mir zwar als Thatsache nicht ausdrücklich bewußt. Ich nehme es aber so bestimmt an, daß Sie dreist an ihn nach Berlin Alsenstr. No. 7 schreiben können.

Ich bin in der ungewohnten Lage (auf dem Festlande wenigstens ungewohnt) etwas Zeit zu haben und benutze sie gern, Ihnen einige Notizen zu geben, die ich nur aus Mangel an Zeit bisher bei mir behalten habe.

Dieses Frühjahr eine höchst ergötzliche Scene: Der Neffe und Schwager des Generals Helmuth's von Moltke, Herr von Burt, Offizier, verkehrt schon seit Herbst 69 bei mir. Selbst Sänger (schöner Tenor) wurde er durch mich mit Ihren Liedern bekannt. Die empfangenen Anregungen wirkten in Versailles nach und als wir dann in Berlin unsere musikalische Beziehung wieder aufnahmen, kam es bei ihm zu einem flammenden Durchbruch. Eines Abends brachte er sogar seinen alten Onkel, einen ziemlich gleichaltrigen Bruder des Generals Moltke (einen dänischen Geheimrath) mit angeschleppt, der ehemals selbst ein großer Violinspieler war und sich in der That als feiner Musiker und Kunstkenner auswies. Dieser alte Herr sollte die herrlichen, ihm noch ganz unbekannten Franz'schen Lieder hören, die Burt selbst (obwohl ausgezeichneter Schubert- und Schumannsänger) zu singen — wie er vorgab — sich noch nicht recht getraute.

Ich mußte den ganzen Abend Lieder von Ihnen singen und es war erbaulich, den alten Herrn mit dem wackelnden

Kopfe in jugendlichster Erregung mit feuchten Augen dasitzen zu sehen und von Zeit zu Zeit die Naturlaute seines Entzückens zu vernehmen.

Nicht lange Zeit darauf geht Burt von einer Parade aus in vollem Ordensschmuck zu Bote & Bock (ich glaube, er hat bereits 12 oder 15 Dekorationen), wo man ihm verschiedene Lieder von Jensen zur Ansicht vorlegt. Neben ihm steht ein vermückerter kleiner Mann, der mit schüchtern verwunderten Mienen zu dem mit so vielen Orden behangenen sehr jungen Offizier emporblickt, der vom Principale Bock selbst mit sichtlicher Auszeichnung behandelt wird. Sein Interesse wächst augenscheinlich, wie er den jungen Krieger mit angehendem Musikverständnisse sprechen hört und er kann es schließlich nicht unterlassen, sich ins Gespräch zu mischen. Die Ansichten beider Männer bleiben auch eine ganze Weile in guter Harmonie, bis endlich Burt von einem Schachte der „tiefsten, edelsten und großartigsten Schönheiten" anfängt, der ihm zu seinem schmerzlichsten Bedauern erst kürzlich aufgedeckt sei. Der kleine Mann ist nun sehr gespannt, den Namen dieses Schachtes kennen zu lernen, und Burt theilt ihm denn in vollster Unbefangenheit mit, daß er sich kürzlich sämmtliche 45 Opus Lieder von R. Franz angeschafft habe, daß er darin schwelge und keine Ruhe habe, bis er die letzte Note kennen gelernt. „Bei diesem Namen trennen sich unsere Wege", sagt da der kleine Mann und verschwindet. Und als Burt nun überrascht nach seinem Namen fragt, antwortet Bock: „Das war Herr Richard Würst!!".

Auf meiner Reise nach Cöln Anfangs September lernte ich im Coupé den Musikdirector Karl Wolfsohn aus Philadelphia kennen. Er entpuppte sich als warmer Verehrer Ihrer Lieder und gab mir ein sehr erfreuliches Bild Ihrer Verbreitung in Philadelphia . . .

Auf Helgoland fand ich Frau Germershausen[1]) aus Glogau, Inhaberin Ihres op. 12. Sie hängt mit treuster Ver-

[1]) Frau Germershausen, Freundin von Franz, vortreffliche Pianistin.

ehrung an Ihnen. Dort lernte ich auch Fräulein Marie Koch aus Minden kennen, Schriftstellerin und tüchtige Musikantin. Viel mit ihr gesungen . . .

Ebenfalls habe ich auf Helgoland vor größerem und kleinerem Publikum sehr viel gesungen, Schubert, Schumann und Franz. — Alle Zeit aber mit Ihren Liedern die durchschlagendste Wirkung erzielt. Man wurde nicht müde, diese Lieder zu fordern.

Der geniale Professor Esmarch aus Kiel und seine liebenswürdige Schwester — beide hoch und fein gebildet — die früher nie einen Ton von Ihnen gehört, waren mir besonders liebe Zuhörer. Es frappirte mich, wie schnell sie Ihre Lieder erfaßten, obwohl sie selbst nicht im mindesten ausübend musikalisch sind.

Ich breche ab! Eiliger Schluß.
Abfahrt nach Berlin.

Ihr ergebenster
A. v. S.

86. Berlin, 19. October 71.

Verehrter Meister!

. . . In Hamburg stehe ich in Beziehung zu Adolf Schulze[1]) (meines Erachtens übrigens der beste Gesanglehrer hier zu Lande), eng liirt mit Joachim, Brahms, Stockhausen — Chrysander. Daß er über Ihre Broschüre fuchswild ist, ist danach selbstverständlich. Im Uebrigen aber konnte ich mich sehr gut mit ihm verständigen. Er läßt wenigstens Ihren Liedern volle Gerechtigkeit widerfahren. Von ihm hörte ich auch, daß Helene Magnus, trotz der harten Behandlung, die Sie ihr haben angedeihen lassen (wie ich höre) fortfährt, für Sie in heißester Weise zu schwärmen.

Ich bat Adolf Schulze, mir die mit dem Werthe Ihrer Lieder unvereinbar erscheinende Thatsache ihrer geringen Verbreitung zu erklären.

---

[1]) Adolf Schulze war damals noch Gesanglehrer in Hamburg, wurde bald darauf Professor an der Hochschule für Musik in Berlin.

Ohne sich auch nur zu besinnen, antwortete er, er begriffe garnicht, wie ich nach dem Grunde noch fragen könne, da er doch auf der Hand läge.

Das große Publicum habe von jeher die Lieder und Arien gesungen, die von den großen Sängern ihm *vorgesungen* wären. Sie aber hätten Sorge getragen, alle diejenigen vor den Kopf zu stoßen, die sonst Ihre Lieder verbreitet haben würden.

So Adolf Schulze — ohne jede Anregung meinerseits. Daß ich genau so denke, wissen Sie.

Die Folge trifft nicht die Lieder, die aufleben werden früher oder später. Die Folge trifft nur Sie selbst, indem Sie zu spät die volle Wirksamkeit Ihres Genius erleben werden — denn ich wünsche von Herzen, daß Sie sie erleben.

Sie wundern sich, daß die edle Künstler-Sippe den persönlichen Groll auf die unschuldigen Lieder überträgt. Allein diese Verwunderung beruht auf einer Ueberschätzung der Menschen.

Nicht jeder besitzt die Lauterkeit sachlicher Hingebung, um die Fahne eines Mannes zu erheben, der ihn persönlich kränkend behandelt. Der Krieg bringt ja auch Wunden, die persönlich schmerzen und einer adäquaten Linderung bedürfen, wie sie der Soldat in der Wechselbeziehung zu einem persönlich geliebten Feldherrn findet.

Neben selbstloser Gesinnung gehört aber auch auf Seiten der Intelligenz und des Willens ein gewisses — nicht allgemeines — Abstractions-Vermögen dazu, um mit und für Jemand zu thaten, mit dem man persönlich — wie man zu sagen pflegt — *fertig* ist.

Dergleichen Menschen findet man im Leben wohl ab und zu — aber im Ganzen doch recht selten . . .

A. v. S.

87.

Halle, 23. October 1871.

Einliegend sende ich Hanslick's Artikel, den Sie ruhig behalten mögen. Sagt er auch nicht eben Neues, so ist

er doch sehr gewandt und fesselnd geschrieben — damit richtet man aber heut zu Tage mehr als mit der größten Gediegenheit aus. —

In Ihrem Briefe hat mich der Gesanglehrer Schulze sehr interessirt. Statt über meine Broschüre fuchswild zu sein, sollte der gute Mann auf die Sudeleien Ch.'s und Genossen schelten, welche die ganze Clique gründlich kompromittirt haben. — Den Gründen, welche die geringe Verbreitung meiner Lieder erklären sollen, kann ich mich aber nur sehr theilweise anschließen. Fünfundzwanzig Jahre lang mußte ich mich vor Sängern und Sängerinnen von Fach wie ein Wurm winden — der Concertkram, den ich in Halle vorfand, brachte das so mit sich — obschon ich von ihnen durch die Bank wie ein Schuhputzer behandelt worden bin. Der größte Aufwand von Bescheidenheit und Zurückhaltung hat bei dieser Gesellschaft zu Nichts geführt, als zu einem womöglich noch verletzenderen Betragen. Nachlaufen konnte ich den Leuten aber schon darum nicht, weil sie meine Musik unter aller Kritik vortrugen und keine Aussicht vorhanden war, hierin eine Besserung eintreten zu sehen. — Was nun Herr Schulze über meine harte Behandlung der Helene Magnus erzählt hat, ist geradezu unwahr! . . .[1]) Ich bin ihr mit der größten Aufmerksamkeit entgegengekommen und habe mich gefällig zu erweisen gesucht, wie ich es nur vermochte. So wünschte sie z. B. einige der Händel'schen Arien den Wienern mit Orchesterbegleitung vorzuführen und bat mich um eine Instrumentation. In ihrem Interesse unterzog ich mich dieser Mühe — leider umsonst! Frl. Helene ließ seitdem kein Sterbenswörtchen wieder von sich hören, und die Partituren liegen noch unbenutzt in meinem Pult. Dergleichen Rücksichtslosigkeiten sind mir massenhaft begegnet — ich nehme sie dem Künstlervolk nicht weiter übel, weil es durch das Publicum in Grund und Boden hinein verdorben ist: Ehrenpforten mag

[1]) Aus der Antwort des Herrn von Senfft ist zu ersehen, daß hier ein Mißverständnis vorliegt: Schulze hatte eine solche Behauptung nicht aufgestellt, sie stammte vielmehr von anderer Seite.

ich ihm aber denn doch auch nicht dafür errichten. Die Lind, Stockhausen, Mildes und wie die Matadore der Gesangskunst sonst noch heißen mögen — Alle benahmen sie sich gegen mich in hohem Grade unfreundlich. Ich müßte doch gewiß eine Tracht Prügel werth sein, wenn ich z. B. die Vortheile, die das Concertrenommé eines Stockhausen meinen Liedern bieten konnte, muthwillig verscherzt hätte... Wenn Schulze weiter gesagt hat: „er begriffe nicht, wie Sie nach dem Grunde der geringen Verbreitung meiner Lieder überhaupt noch fragen könnten, da es ja auf der Hand läge," so muß des Herren Palme[1]) sehr flach sein. Zu Zeiten, wo sich die Kunst im Aufgang befindet, werden neue Erscheinungen stets mit enthusiastischer Theilnahme begrüßt: die Menschen scheinen von der dunklen Ahnung angeweht zu werden, daß sich Großes vorbereiten will, dem sie ihrerseits eine Stätte zu bereiten suchen: Josquin de Près,[2]) Orlando Lasso,[3]) Palestrina[4]) u. s. w. sind von ihren Zeitgenossen mit Ehren und Würden förmlich überschüttet worden, wofür hunderte von Documenten vorliegen. Ist jedoch die Kunst im Niedergange begriffen, so treten ganz entgegengesetzte Erscheinungen auf: Dummheit, Hochmuth und Neid sind dann an der Tagesordnung und verengen das Herz in dem Maaße, als das Kunstvermögen zusammenschrumpft. Die Sache unter diesem Gesichtspunkte angesehen, macht Alles klar! — So passierte eben wieder eine Geschichte, durch die ich mir den Haß der Schumannianer von Neuem zugezogen haben werde. Vor circa 3—4 Jahren beabsichtigte Frau Joachim auf einem der Rheinischen Musikfeste Bach's Altarie: „Wohl euch, ihr auserwählten Seelen" zu singen — ihr zu Liebe wurde gleich die ganze Cantate: „O ewiges Feuer" aufgeführt. Man frug nun bei mir an, ob ich das Werk etwa bearbeitet habe, und da dies gerade der Fall

[1]) Lateinisch palma = Handfläche.

[2]) Josquin de Près (1450—1521), Komponist der niederländischen Schule.

[3]) Orlando di Lasso (1520—1594), Vertreter derselben Richtung.

[4]) Palestrina (1514—1594), italienischer Kirchenkomponist.

war, druckte Sander sofort meine Partitur und die Orchesterstimmen. Damals fiel das Stück durch Hiller's Verschulden durch. — Nun setzt sich's plötzlich Frau Joachim in den Kopf, jene Alt-Arie vor 8 Tagen im dritten Gewandhausconcert vortragen zu wollen, und da sie keine Bearbeitung besitzt, Bote & Bock aber erklärt haben sollen, daß eine solche von mir nicht existire, so wird Herr Rudorff angeschirrt, in aller Eile etwas zusammen zu stoppeln, womit denn die Dame nach dem Emporium deutscher Tonkunst zieht. In der Probe scheint sich jedoch Rudorffs Elaborat so schlecht bewährt zu haben, daß der Mann für Alles, Herr Karl Reinecke,[1]) als Helfer einspringen mußte, indem er ganze Takte hinausschmiß und dafür neue einlegte. Die Geschichte ist denn in der Aufführung so „la la" verlaufen. Frau Joachim sang nicht besonders und das Orchester klang mordschlecht. Leider sollte aber über letzteres ein kleiner Strauß in den Leipziger Lokalblättern entbrennen. Der Erfinder jener famosen „größtmöglichen Neutralität der Ausfüllungen" — Herr A. Dörffel[2]) — lebt nähmlich als Stadtbibliothekar in Pleiß-Athen. Dieser Würdige ist der Musikreferent in den „Leipziger Nachrichten" und ergriff als solcher mit Wonne die erste sich darbietende Gelegenheit, seinen Geifer mir in's Gesicht zu speien. Zufällig war ich gerade drüben, um einmal wieder andere als Hallesche Luft zu schnappen und las denn am vergangenen Sonnabend in jenem Blättchen folgenden Herzenserguß Dörffel's: „In der gewählten Bearbeitung von Robert Franz gehen unserer Ansicht nach diese Ausfüllungen über das Selbstverständliche hinaus. Wir erkennen das Bestreben des Bearbeiters, Bach zu dienen, gern an, erscheint aber derselbe wichtiger, als einem Diener zukommt, so müssen wir sagen: Bach braucht keinen Franz." —

Eine solche Infamie konnte ich nun unmöglich auf mir

---

[1]) Karl Reinecke war 1861—95 Director der Gewandhausconcerte.

[2]) Musik-Kritiker, Kustos der musikalischen Abteilung der Stadtbibliothek.

sitzen lassen. D.'s Angriff wurde also im Tageblatte wörtlich von mir rekapituliert und darunter folgende Erklärung abgegeben: „Es thut mir sehr leid, Herrn D. das Vergnügen, obige Entdeckung gemacht zu haben, rauben zu müssen. Die von der Frau Amalie Joachim gewählte Bearbeitung der Bachschen Arie ist gar nicht von mir, sondern, soweit ich davon in Kenntniß gesetzt bin, von E. Rudorff." Zu gleicher Zeit traten noch Oskar Paul[1]) und Sander für mich ein, sodaß R.'s Machwerk förmlich Spießruten laufen mußte. Diese Verhandlungen werden aber der Frau J. schwerlich Pläsir gemacht haben, so daß es begreiflich ist, wenn sie sich bei der ersten besten Gelegenheit zu revanchiren sucht. Wie gesagt: Dummheit, Hochmut und Neid sind die trüben Lichter, die vom Himmel der niedergehenden Kunst herabglotzen.

Wüßten die Herren Sänger von Profession mit meinen Liedern übrigens etwas Vernünftiges anzufangen, so würden ihre persönlichen Beziehungen zu mir schwerlich ihr Verhalten bestimmen: sie sehen ja den Gesang doch nur unter den Gesichtspunkten an, die ihren Gurgeleien den meisten Vorschub leisten. Der Vorwand: ich sei ein unausstehlicher Patron, kommt ihnen eben recht, um meinen Sachen, die keine der üblichen Dekorationen dulden, verächtlich den Rücken zu kehren. Sobald die Leute nur ehrlich sein wollten, würden sie das selbst einräumen. —

Ihren Ansichten über eine Wechselbeziehung zwischen producirenden und reproducirenden Künstlern pflichte ich vollständig bei, nur müssen sich diese nicht gar zu arg über jene erheben wollen — schon der Sache wegen wird man energisch dagegen protestiren müssen. Um jenen Leuten die Befugniß geben zu können, persönlich mit mir fertig geworden zu sein, dazu gehört denn doch eine genauere Kenntniß meines Wesens, von der hier garnicht einmal die Rede sein darf. Daß ich meiner Zunge im Privatgespräch oft die Zügel schießen lasse, ist eine große

[1]) Musikkritiker, Professor an der Universität Leipzig.

Schwäche von mir — wollte man aber Jeden für derartige Aeußerungen verantwortlich machen, so würden bald mehr Menschen als Pflaumen an den grünen Bäumen hängen. — Klatschereien sind meine Hauptfeinde. —

Bei der Gelegenheit möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben, die vielleicht zur Klarlegung verschiedener bisher zweifelhafter Punkte dienen könnten. Meine Musik hat im Allgemeinen ihre Fundamente weniger in Schubert und Schumann als in Bach und Händel — in letzter Instanz sogar im alten Kirchenchoral. Schubert und Schumann haben sie nur befruchtet und in Fluß gebracht, ihren wahren Kern jedoch nicht hervorgerufen. Die kurzsichtige Kritik warf mich ohne weitere Ueberlegung mit beiden Meistern in einen Topf und ließ sich dabei viel zu sehr durch rein äußerliche Wahrnehmungen bestimmen. Die Sache unter dem oben mitgetheilten Gesichtspunkte betrachtet, klärt aber Manches auf: so z. B. die Erscheinung, daß viele Leute, die ganz sattelfest in Schubert und Schumann sind, meinen Liedern nicht beikommen können — ihnen fehlt eben das rechte Bindeglied, welches hier notwendig in Rechnung gebracht werden muß. Die Zusammenstellung der Namen: Schubert, Schumann und Franz hat mir mehr geschadet als genützt. Reissmann's[1]) unbestrittenes Verdienst war es, mich von diesem Banne zu befreien, mag er mich sonst auch noch so miserabel traktirt haben. Daß obige Behauptung Hand und Fuß hat, beweist ferner das Faktum, daß sich meine Beziehungen zu Schubert und Schumann allmählich in demselben Grade lösten, als sie zu Bach und Händel intimer wurden. Das war meinerseits keineswegs Untreue, sondern ruht auf innerer Nothwendigkeit. Daraus erhellt denn auch vielleicht die mir sonst ganz unverständliche Thatsache, daß meine späteren Compositionen noch sehr wenig Beachtung gefunden haben: in ihnen stellt sich eben der Zusammenhang mit leider fast verschollenen Aus-

[1]) August Reissmann, Musikschriftsteller, verfaßte 1861 die Schrift „Das deutsche Lied in seiner historischen Entwicklung".

drucksformen am deutlichsten dar. Ob damit aber Lob oder Tadel ausgesprochen ist, lasse ich dahingestellt sein.

Es sollte mich außerordentlich freuen, wenn Sie sich dieser paradox scheinenden Anschauungsweise hier und da anlehnen könnten — jedenfalls ist sie nach mancher Seite hin der Beachtung nicht ganz unwerth . . .

Doch Sie werden meine Schreibereien nun überdrüssig haben! Sobald etwas Wichtiges passirt, erhalten Sie gleich Nachricht.

R. F.

88.

Halle, 26. October 71.

. . . Ihre überaus reichen Mittheilungen haben mir große Freude gemacht. Namentlich gehören Geschichten, wie sie dem trefflichen Wüerst passirt sind, zu den Dingen, die mir außerordentlich glatt hinunterrutschen. Leider giebt es noch eine Legion solcher Schlingel, die erst gründlich blamirt sein wollen, bevor sie Ruhe halten. Da lobe ich mir meine lieben Hallenser — die sind keinen Augenblick in Verlegenheit, wenn es einen herzhaften Sprung ins entgegengesetzte Lager gilt. Neulich druckte der „Courier" Hanslicks Besprechung meiner Broschüre aus der „Neuen Freien Presse" ab und leitete den Aufsatz mit den Worten ein: „E. Hanslick, einer der bedeutendsten Musikhistoriker und Kritiker Oesterreichs beurtheilt die oben genannte Broschüre und den in unserer Mitte lebenden, in den fernsten Thälern der Alpen, wie in den jüngsten Städten Nordamerikas berühmten Meister in einem von der N. fr. Pr. veröffentlichten Feuilleton, wie folgt:" . . . Mehr kann man doch wahrlich nicht verlangen! Die Folgen dieser leidenschaftlichen Ergüsse haben sich denn auch bald gezeigt: jeder Philister ehrt jetzt in mir grüßend den in seiner Mitte lebenden Mitbürger und stellt sich an, als ob er Gevatter bei meinen Liedern gestanden hätte. Daß es dabei aber thatsächlich auf dem alten Flecke bleibt, versteht sich in Halle von selbst.

Angriffe hat die Broschüre bisher noch keine erfahren —

es ließen sich nur beipflichtende Stimmen vernehmen. Natürlich machte Hanslick seinem Herzen gründlich Luft: schlug er auch ein paar Mal daneben, so ist ihm doch das Verdienst nicht abzusprechen, die Angelegenheit vom Todtgeschwiegenwerden gerettet zu haben. Die verbissene Wuth der Schumannschen Clique mag ich aber nicht sehen; könnte mich diese Schwefelbande vergiften, sie thäte es nicht mehr wie gerne! Zwar stehe ich schon lange auf der Proscriptionsliste, man konnte aber noch keine gravierenden Momente ausfindig machen, um mich vor aller Welt an den Pranger zu stellen und dann niederzumeucheln. Es ist doch unter allen Umständen gut, wenn man in der Kunsttechnik etwas gelernt hat . . .

Die Erfahrungen, welche Sie wieder an dem Professor Esmarch und seiner Schwester machten, sprechen nur für meine alten Behauptungen. Um sich für solche Dinge lebhafter zu interessiren, bedarf es keiner großen musikalischen Vorbildung: wer sich ein Bißchen natürlichen Sinn zu bewahren wußte und namentlich durch die Dünste des Salons noch nicht verpestet wurde, orientirt sich überraschend schnell. Meine Musik will ja nichts weiter sein, als eine Erweiterung ihrer poetischen Unterlage — man braucht nur letztere mit dem Gemüthe erfaßt zu haben, um für erstere den Schlüssel in den Händen zu halten. Hunderte von Fällen bestätigen mir die Wahrheit dieser Behauptung. So schreibt mir Ambros Folgendes: „Das Lied von den „Miletiner Wäldern" No. 5 in opus 40 hat mich in ein fast grenzenloses Erstaunen gesetzt. Wie haben Sie doch den Ton des altböhmischen Volksliedes in Ihrer Melodie h e r r l i c h g e t r o f f e n! Fast unwillkürlich sang ich zu Ihrer Musik den Originaltext: „ach vy lesy, tmave lesy, lesy Miletinskè" (ach ihr Wälder, dunkle Wälder, Miletiner Wälder) und siehe da: die Wirkung war eine womöglich noch größere. Nicht umsonst hieß bei den Alten der D i c h t e r ebenso wie der S e h e r: Vates". Dergleichen Erscheinungen halte ich nun nicht für zufällige — sie müßten es denn ebenso Burns wie den übrigen Volks-

liedern gegenüber gewesen sein. Jeder gute Text schwebt in seiner ihm eigenthümlichen Sphäre: trifft die musikalische Auffassung deren Kernpunkt, so ergiebt sich das Weitere und Entsprechende ganz von selbst . . .

Vor acht Tagen erhielt ich von Herrn v. Keudell, dessen Familienunfall ich herzlich bedauere, einen Brief, in welchem er mir mittheilt, daß sich die Frau Kronprinzessin über die Dedikation des „Allegro" sehr freuen würde. In Kurzem geht die Sendung nach Wiesbaden ab und ich bin sehr gespannt, welche Aufnahme sie finden wird. Herr von Keudell ist doch von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit! Dergleichen adelige Naturen gehören heute zu den weißen Sperlingen . . .

R. F.

89.

Halle, d. 2. December 71.

Heute habe ich aus dem Cabinet der Frau Kronprinzessin einen Brief erhalten, der folgendermaßen lautet:

„Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin die von Ihnen eingesandte Partitur und den Klavierauszug des Händel'schen Allegro in Ihrer Bearbeitung mit Vergnügen entgegengenommen und mich beauftragt hat, Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit verbindlich zu danken. v. Normann, Kammerherr."

Die liebenswürdige Fassung des Schreibens macht wohl eine Antwort meinerseits unnöthig — jedoch verstehe ich von den üblichen Formen zu wenig, um auf eigene Hand agiren zu können. Wollen Sie mir Ihren gütigen Rat nicht vorenthalten?

Vor 5—6 Tagen schrieb mir die Gräfin Brühl von Wiesbaden aus einen sehr schönen und theilnehmenden Brief, den ich aber beantwortet habe, weil ich doch für die Uebereichung des Allegro danken mußte . . .

Gestern und vorgestern war Taubert in Halle: wie ich glauben darf, ist er nicht ganz unbefriedigt von

hier wieder abgereist. Späterhin will er nach Wien gehen, wird mich zuvor aber noch einmal besuchen. Er ist ein braver und strebsamer Mann, dem ich eine schöne Zukunft schon wünschen möchte. — Bei meiner letzten Anwesenheit in Leipzig wurde ich kurz vor der Abreise von Flinsch's mit einem wertvollen Pelze überrascht, den ich mich aber kaum anzuziehen getraue. Wenn mich die Leute in Halle mit einem so kostbaren Stücke umhersteigen sehen, werde ich sofort um 10 Thaler im Steuersatze erhöht.

R. F.

90.

Halle, 4. December 1871.

. . . Weiter ist die freundliche Theilnahme der Frau Gräfin Baudissin von vielem Werthe: vor einigen 30 Jahren habe ich die Dame bei der Duncker[1]) sehr schön Clavier spielen hören. Damals war ich freilich noch ein kohlpechrabenschwarzer Mohr, der sich der Welt gegenüber erst weiß zu brennen hatte. — Die Frau Gräfin wird sich kaum meiner Person erinnern.

Von Osterwald ist an Sander eine bandwurmartige Einleitung zu der von ihm beabsichtigten Monographie eingelaufen. Wenn es in diesem Tone so fortgehen sollte, würde ich ohne Zweifel die albernste Rolle spielen. Er hebt mit dem „neuen Reiche" an, kommt dann später auf Leihbibliotheken, vierhändige mit Fingersatz versehene Clavierauszüge, Schillerausgaben à 1 Thaler Pr. Cour., und weiß der liebe Himmel, was sonst noch zu reden. Fast besorge ich, daß sich dieser Plan Sanders schwerlich wird realisiren lassen, was ich übrigens auch für kein großes Unglück halten könnte, da hinsichtlich meiner vorläufig Lärm genug geschlagen ist.

Um mein früheres Sprichwort zu wiederholen: „allzu scharf macht schartig" — Sander darf in diesen Dingen nicht zu weit gehen.

R. F.

[1]) Charlotte Duncker, Gattin des Geheimrats Max Duncker.

91. Berlin, 6. December 1871.

Hochverehrter!

Ihre beiden Schreiben vom 2. und 4. sind in meinem Besitz. Auf das Schreiben des Herrn von Normann brauchen Sie keine Silbe zu erwidern. So meint auch Keudell.

Daß Sie mit Taubert gut geschieden sind, freut mich sehr. Mein innigster Wunsch ist der, daß für Sie endlich eine Zeit der Ruhe und des Friedens, des Ausruhens, der Erholung komme. — Sie haben es jetzt so leicht, aller Kritik, die Ihnen — ohne Noth — persönliche Feindschaften zuzieht, aus dem Wege zu gehen.

Von den großen Kämpfen, die sachlich geboten erscheinen, habe ich Sie gewiß nie zurückgehalten . . .

Gratulire zum Pelz. „Allzu scharf macht schartig" — einverstanden!! Aber eine gute Biographie käme sehr à propos . . .

In Eile Ihr ergebenster

A. v. S.

92.

Halle, den 8. Dec. 71.

In Taubert glaube ich einen wahren Freund erworben zu haben, der sich's künftig zur Aufgabe gemacht hat, sich der von uns verfolgten Richtung unbedingt anzuschließen. Ich sprach ihn in Leipzig zu wiederholten Malen und fand ihn eben mit einem Plane beschäftigt, der auch Ihre Theilnahme in Anspruch nehmen wird. Er ist nähmlich mit dem Redakteur des „neuen Reiches" näher bekannt geworden und hat ihn zu veranlassen gewußt, in diesem sehr einflußreichen Journale einen ausführlichen Aufsatz, zunächst über meine Bearbeitungen, zu bringen.

Ihr Wunsch, eine Lebensskizze von mir aus der Hand Osterwalds zu besitzen, wird sich schwer erfüllen lassen. Einmal gehen ihm musikalische Fachkenntnisse gar zu sehr ab und dann fürchte ich mich auch, unter uns gesagt, vor seiner Indiskretion. Er würde gerade Dinge, an die

ich nicht gerührt sehen mag, mit Vorliebe behandeln. Was dem Publikum über meinen Lebenslauf zu wissen frommt, findet es in Liszt's Aufsatz — alles Uebrige betrifft Privatbagatellen, die mit meinem Abscheiden ebenfalls vom Schauplatze verschwinden mögen: sie haben mit meiner künstlerischen Entwicklung nicht das Mindeste zu schaffen und können nur zu fatalen Mißverständnissen Anlaß geben...

Ihre Mahnungen zum Frieden sollen auf keinen schlechten Boden gefallen sein; nur möchte ich wünschen, daß mich die Welt ebenfalls etwas mehr ungeschoren ließe! So theilte mir Sander einen Brief Hillers mit, der an Unverschämtheit und Rohheit alles übertrifft, was ich je für möglich gehalten hätte. Auf die freundliche Zusendung einer Partitur des „Allegro" expektoriert sich H. ungefähr folgendermaßen: „meine jungen Freunde werden sich hübsch in's Fäustchen lachen, daß Sie musikalischen Dreck (ipsissima verba) in einer so prachtvollen Ausstattung bringen, während Sie mein letztes Werk" (wie gewöhlich ein pausbäckiges Nichts) „armselig genug ausstatteten." Dann sagt der Mann weiter: „wenn ich Franz als Mensch und Künstler nicht zu sehr achtete, würde ich ihm in seiner Eigenschaft als Bearbeiter schon längst die Thür gewiesen haben." Dann versteigt er sich zu der Behauptung: ich verstünde nichts von Instrumentation, verklebte die schon an und für sich krause Schreibart der Alten mit moderner Contrapunktik usw. Schließlich verhöhnt er meine Partitur der Matthäuspassion und sucht aus dem bisherigen Nichtgebrauch derselben ihre Werthlosigkeit nachzuweisen. Und dergleichen Sottisen schreibt der Mensch m e i n e m Verleger! Ein solches niederträchtiges Verhalten kann aber nur den Sinn haben, entweder Sander mir abwendig zu machen, oder letzterem Veranlassung zu geben, mir indirekt den Rüffel einer Autorität (?) zugehen zu lassen. Liest man nun auch aus jedem Worte den gelben Neidhammel heraus, so ist das im Grunde genommen doch nur ein sehr schwacher Trost. Aehnliche Infamien passiren alle Nasen lang, und es hält einigermaßen schwer, dabei Contenance zu halten.

Glauben Sie meiner Versicherung: unter Musikern ein Lamm zu bleiben, ist eine Preisaufgabe, die erst noch gelöst werden soll. —

Sollten Sie das Buch von Ambros noch nicht in den Händen haben, so werden Sie es heute oder morgen bekommen. Nach meinem Dafürhalten sind sämmtliche Aufsätze wahre Meisterstücke, die in einer Art und Weise den Inhalt des eben zu behandelnden Stoffes widerspiegeln, daß ich es anderswo in gleich hohem Grade kaum je gefunden habe. Die Sachen werden sicherlich Aufsehen machen, schon wegen der pikanten Polemik, die überall durchschimmert.

R. F.

93. Berlin, 14. December 1871.

Hochverehrter!

Dankend erhielt ich Ihr Schreiben. Die Taubert betreffenden Nachrichten haben mich sehr erfreut. Ohne Freunde, ohne Organe ist kein Mensch mächtig. Sie warm zu halten, ist höchste Weisheit . . .

Hillers Handlungsweise ist empörend. Ich habe bereits Schritte gethan: Jemand, dessen Freundschaft H. nicht gleichgültig ist, wird ihm den Inhalt seines Briefes an Leukart vorhalten — es soll ihm wenigstens das Erröthen darüber nicht geschenkt werden. Es wäre mir werthvoll, den Wortlaut des Schreibens zu haben!! Womöglich bitte darum. „Unter Musikern ein Lamm zu bleiben, ist eine Preisaufgabe, die erst noch gelöst werden soll.“ Ganz einverstanden! Auch ich bin weit entfernt, Ihnen diese Lösung zuzumuthen. —

Aber je schrecklicher die Musikwelt ist, desto mehr Veranlassung haben Sie, diejenigen, die sich Ihnen in Begeisterung resp. Freundschaft nahen, warm zu halten.

Sie wissen, daß unsere Bestrebungen im Finanzministerium durch das Gutachten von Grell etc. gelähmt

worden sind und verstehen darum sehr wohl, daß mir an Kiels[1]) Urtheil sehr viel gelegen ist.

Ich habe ihm nun eine Menge von Klavierbearbeitungen Händels und Bachs aus Ihrer Feder gegeben — sein Urtheil war ein rückhaltlos anerkennendes, aber doch fühlte ich eine Abneigung durch. — Ich habe ihn nun dieser Tage durch einen Dritten sondiren lassen und da ergiebt sich, daß er Ihnen eine Kritik von Saran nicht vergeben kann, die, wie ich glaube, in einer Wiener musikalischen Zeitschrift vor etwa 10 Jahren erschienen ist. Diese Kritik, durch die er sich sehr gekränkt gefühlt hat, die er auch heute noch nicht vergessen kann, glaubt er auf Sie zurückführen zu müssen.

Vielleicht läßt sich diese Sache noch nachträglich in angenehmer Weise aufklären, wozu ich gerne mitwirken würde.

Den Essai über Sie in Ambros habe ich gelesen. Ich gestehe aber offen, daß ich mehr erwartet hatte. — Ambros weiß augenscheinlich gar nicht, welche Verrücktheit im Publicum, dank Ihren Zunftgenossen, gegen Ihre Lieder verbreitet ist. Man nennt sie „reflectirt" und glaubt sie damit abgethan zu haben, da jedes echte Kunstwerk doch, wie bekannt, naiv sein muß. Nur schade, daß man Naivität mit Gedankenlosigkeit zu verwechseln scheint; als ob nicht auch ein tiefsinniger Mensch sich in ganz naiver Weise darleben könnte?!

Dem Vorurtheile des Publicums gegenüber genügt es darum nicht, einfach (wie Ambros thut) zu behaupten, daß Ihre Lieder naiv seien, sondern es muß gegen das Vorurtheil geradezu eine Polemik eröffnet werden, die von einer näheren Erörterung der Begriffe „naiv" und „reflectirt" würde ausgehen müssen.

Es kann dem Publicum nachgewiesen werden, welche Verwechslung es begeht, wenn es die Formgebung Ihrer Lieder (und auf diese allein kommt es an) „reflectirt" nennt. Diese ist vielmehr wahrhaft naiv, wie die Entfaltung des Keims zur Pflanze.

[1]) Friedrich Kiel (1821—85), Komponist, Professor an der Königl. Hochschule für Musik in Berlin.

Ach es thut mir bitter weh, daß ich im Tretrade der Geschäfte festgehalten werde von Morgens 8 bis Abends 8.

Welch ein Vergnügen wäre es mir, die oben angedeutete Untersuchung durchzuführen. Die Durchführung würde volle Klarheit bringen.

Ich weiß nicht einmal, ob ich bis jetzt Ihnen klar geworden bin!

In Eile Ihr ergebenster

A. v. S.

94.

Halle, 15. December 1871.

Es ist mir nun schon oft genug passirt, für die Meinungen Anderer die Verantwortung tragen zu müssen, als daß ich mich noch darüber sehr wundern sollte. Aeußerte Schäffer seiner Zeit eine Ansicht — flugs war ich der schuldige Theil. Ließ Hinrichs etwas vom Stapel laufen, z. B. die Artikel: „Zur Würdigung Wagners" — was war der Erfolg? Bülow und Raff sprangen mir wie die wilden Bestien ins Gesicht — ganz zu schweigen von einem äußerst verletzenden Briefe, den ich von Schumann erhielt: mein Schwager dagegen ging frei aus. Nicht besser verliefen meine Angelegenheiten in Halle. Jede Bemerkung, die meine Bekannten, gleichwohl ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, in Kunstdingen zum Besten gaben, mußte nothwendig auf mich zurückgeführt werden, mochte ich derselben noch so fremd stehen. — Nun scheine ich wieder für eine Recension Sarans büßen zu sollen, von deren Existenz und Wortlaut ich erst durch Bagges Zeitung[1]) Wind bekam. Saran recensirte damals stoßweise und bekam bei der Gelegenheit auch Friedrich Kiel unter die Feder, den er allerdings ziemlich heftig zauste. Was habe ich denn aber mit diesem Schriftstücke zu schaffen? Daß Saran mich nicht mehr brauchte, wenn es sich um ein bestimmtes Urtheil

[1]) Deutsche Musikzeitung in Wien.

handelte, werden Sie mir auch ohne weitere Versicherung glauben. Statt nun zu untersuchen, ob der Recensent, der noch dazu nicht einmal erkannt ist, Recht hat oder nicht, wird ein Dritter übers Knie gelegt, an dem man sich gelegentlich reiben zu können hofft, weil er eine etwas exponirtere Stellung hat als jener. Gegen dergleichen Erbärmlichkeiten ist nun einmal nichts zu machen.

. . . Obschon ich Ihnen hinsichtlich des Ambros'schen Aufsatzes im Grunde genommen ganz beistimme, will es mir doch scheinen, als schlage er gerade in dieser Fassung eine Brücke zu weiteren Ausführungen. Nach meinem Dafürhalten müßte die Stelle, Seite 310: „Franz hat ein ganz außerordentliches Feingefühl, gleichsam die geistige Atmosphäre jedes Liedertextes zu erfassen und ihm eine Musik zu geben, die musikalisch genommen dieselbe Atmosphäre hat," der Ausgangspunkt für dergleichen sein. Dies ist des Pudels Kern, der Alles entscheidet. Kann nachgewiesen werden, daß jenes Verhältniß bei mir auf Reflexion und nicht auf Unmittelbarkeit beruht, so ist mein ganzer Kram keinen Schuß Pulver werth, weil die später in Anwendung gebrachten Kunstmittel nur ein Product der erwähnten Position sein können. Bei jedem Liede ist mir stets etwas eingefallen, von dem ich nicht angeben konnte, woher es kam. Wohl aber wußte ich sofort, ob und wozu es wohl zu gebrauchen sei. Auch bei der weiteren Ausführung der Composition stellten sich auf Schritt und Tritt Wendungen ein, die aus dem dunklen Reiche der Empfindung hervorgingen, nicht aber aus bestimmten Absichten. Uebrigens halte ich es fast für unmöglich, die Gränzen zu ziehen, wo die Unmittelbarkeit aufhört und die Reflexion beginnt. Beides durchdringt sich gegenseitig dermaßen, daß man es gar nicht auseinander zu halten vermag. Heut zu Tage handeln die Herren Künstler freilich immer unter höheren Inspirationen — dem lieben Publicum gegenüber behaupten sie das wenigstens — und verfolgen mit leidenschaftlichem Grimme diejenigen, welche jene Inspiration einer verständigen Controlle unterworfen wissen wollen. Zu

diesem Grimme haben sie auch Grund genug: der Controlle hält eben ihre Inspiration nicht — Stich! — Die arme Kunst!

R. F.

95.

Halle, den 10. Januar 72.

Die Beantwortung Ihres lieben Briefes hat einigen Aufschub durch eine Reise nach Leipzig, die ich in Angelegenheiten des Albums unternehmen mußte, erlitten. Es handelt sich jetzt nähmlich darum, Frau Whistling[1]) ev. durch Rechtszwang etwas geschmeidiger zu machen — ob dergleichen ihr starres Genick beugen wird, steht noch abzuwarten. Jedenfalls werde ich das Möglichste thun, Ihren und Sanders Wünschen zu entsprechen . . .

Mit Taubert bin ich in Leipzig täglich wiederholt in Berührung gekommen. Er ist ein vortrefflicher Mensch und zeigt einen Ernst des Strebens, den man mit allen Kräften unterstützen muß. Er hat sich jetzt meine sämmtlichen Lieder angeschafft und studirt sie sehr fleißig, was gewiß seine guten Früchte tragen wird . . .

Neulich theilte mir Dresel voller Freude mit, daß er endlich eine Seele für meine Lieder gewonnen habe und zwar aus einer Lebenssphäre, in der man sonst eine ganz andere Sorte von Musik zu hören pflegt: der Commandant von Coblenz und Ehrenbreitenstein, General von Beyer ist der Mann, für den er meine sämmtliche Opera bestellte! Uebrigens beginnen sich meine Angelegenheiten jetzt täglich mehr und mehr aufzuhellen — eine sehr erfreuliche Thatsache, die den Absichten, die Sie mit mir vorhaben, nur förderlich sein kann. Je mehr meine Kunstrichtung in der öffentlichen Meinung an Credit gewinnt, um so sicherer und zuversichtlicher können Sie auftreten . . .

R. F.

[1]) Inhaberin eines Verlagsgeschäftes.

96. Halle, den 25. Febr. 72.

Einliegend erhalten Sie Gura's[1]) Brief zurück, über den ich mich sehr gefreut habe. Der Mann gehört zu den weißen Sperlingen und darf mit den übrigen Theaterprinzen nicht in ein und denselben Topf geworfen werden. Wie mir Sander gestern schrieb, hat er die „stille Sicherheit" mit

---

[1]) Eugen Gura (geb. 8. Nov. 1842, gest. 26. August 1906), der herrliche Künstler, der unvergleichliche Lieder- und Bühnensänger, der auch in seinen Erinnerungen (Leipzig 1905, S. 49 f.) von seinem Verhältnis zu Franz erzählt.

Leipzig, den 21. Februar 1872.

Hochverehrter Herr Baron!

Nehmen Sie meinen herzlichsten, innigsten Dank für die prächtigen Lieder von Robert Franz. Verzeihen Sie, daß ich nicht sogleich Ihren liebenswürdigen Brief beantwortete, allein ich wurde von Tag zu Tag daran verhindert. — Und nochmals großen Dank für die außerordentliche Sorgfalt und Mühe, mit der Sie die Transposition einiger Lieder vollzogen. —

Hätten Sie mir nicht an jenem schönen Abend in begeisterter Weise den reichen Schatz erschlossen, den Rob. Franz in diesen von Ihnen ausgewählten Liedern niedergelegt, ich würde vielleicht noch lange den hohen Genuß entbehrt haben, der mir nun auf einmal zuteil ward. Daß ich es mir nun zur Aufgabe machen werde, die tief innigen, sinnigen Lieder mit Herz und Mund, wo immer möglich zu verkünden, versteht sich von selbst. — Ich muß Ihnen von einem besonderen Glück erzählen, das mir zuteil ward. An demselben Tage, als hier Händel's „L'allegro, il pensieroso ed il moderato", bearbeitet von Rob. Franz, aufgeführt wurde (den 15. Febr.), hatte ich das Vergnügen den verehrten Meister bei mir begrüßen zu können. Er kam mit Herrn Taubert und sprach viel Lehrreiches, Interessantes und Geistvolles über Bach und Händel. —

Ich singe morgen im Gewandhauskonzert als Schlußnummer „Stille Sicherheit" und werde — sollte das Publikum (wie wenigstens bisher der Fall war) weiteres Verlangen tragen — „Es hat die Rose sich beklagt" hinzufügen.

Wenn ich nicht Sonntag Rigoletto zu singen hätte, würde ich im Riedelschen Vereine einen Zyklus „Franz" singen. — Gestern sang ich den „Don Juan", übermorgen strafen mich die Götter mit „Lucia von Lammermoor". Indem ich nochmals für Alles herzlich danke, bitte ich zugleich um Ihren Besuch, sobald Sie wieder nach Leipzig kommen.

Es grüßt vielmals aufs herzlichste

Ihr hochachtungsvollst ergebener

Eugen Gura.

großem Erfolge im Gewandhause gesungen — die Leute haben da capo gerufen! Diesen Erfolg danke ich wieder Ihrer Vermittlung, denn ohne dieselbe würde Gura wahrscheinlich noch lange Zeit gleichgültig an meinen Liedern vorübergegangen sein.

Die Aufführung des „Allegro" im Gewandhause ist denn auch so weit glücklich verlaufen. Obschon sich die Direktion alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, dem Werke Ehre anzuthun, scheint das Publicum doch ziemlich flau geblieben zu sein. Freilich sind die Bilder, welche Händel's Kunst hier entrollt, etwas anderer Sorte, als sie die Phantasie der Leipziger Philister auszuschwitzen vermag: Richard saß zwischen zweien dieser satten Götter, die sich während des ganzen Concertes nur angelegentlich mit Cursberichten beschäftigt hatten. Für mich hatte die Aufführung hauptsächlich den Nachweis zu liefern, ob meine Einrichtungen überhaupt brauchbar wären oder nicht. Es waren nähmlich von Dresel in letzter Zeit lebhafte Zweifel hierüber aufgeworfen worden, und ich befand mich in der angenehmen Lage, als alter Knabe vor diesem hohen Tribunale noch ein examen rigorosum bestehen zu müssen. Glücklicherweise schlugen schon die ersten Nummern diese Bedenken gründlich nieder, und ich bin nun wenigstens von jener Qual erlöst . . .

R. F.

97. Halle, den 7. April 72.

Es freut mich sehr, daß ich Ihnen sofort ein Exemplar des Liszt'schen Aufsatzes[1]) schicken kann, ohne deswegen erst an Sander schreiben zu müssen. Hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt, daß Sie ein solches wünschen, so wäre es schon längst in Ihren Händen, da es sich hier nutzlos seit geraumer Zeit auf Tischen und Stühlen herumtreibt . . .

Glücklich darf ich mich aber preisen, Alles vertrauend in Ihre Hände legen zu können, die den Beweis nun schon

[1]) Die neue Buchausgabe von 1872.

oft genug geführt haben, was sie auszurichten vermögen. Die Beziehungen Guras zu Vogl[1]) halte ich für außerordentlich werthvoll: haben wir letzteren nur einigermaßen auf unserer Seite, so ist viel gewonnen. Die öffentliche Meinung stempelt ihn ja zu den besten der jetzt lebenden Tenoristen. Da er mehr Wagnerianer als Schumannianer ist, so werden meine Lieder bei ihm auf keine persönlichen Vorurtheile stoßen.

Komme ich morgen nach Leipzig, so wird Gura jedenfalls besucht, obschon er mich beim Allegro so grausam im Stich ließ. Was dieses betrifft, hat es auf die Hallenser einen gradezu überwältigenden Eindruck gemacht — ich kann mich kaum entsinnen, unser Publicum jemals so ergriffen gesehen zu haben. Es verlief aber auch Alles ganz wunderschön! Die Solisten leisteten Vortreffliches, die Chöre gingen wie aus der Pistole geschossen und das Orchester bot ebenfalls sein Bestes. Mit dieser Aufführung sind meine Bearbeitungen in Halle ein für alle Male durchgesetzt . . . Sollten Sie gelegentlich einmal nach Breslau kommen, so versäumen Sie ja nicht, Fräulein Doniges, die hier die erste Sopranpartie sang, aufzusuchen. Sie werden in ihr eine feingebildete Dame und Sängerin kennen lernen, die Ihr Interesse im hohen Grade in Anspruch nehmen dürfte . . .

Da fällt mir eben ein, daß Liszt bei Gelegenheit der Rücksendung des Aufsatzes an mich einen sehr lieben Brief[2])

---

[1]) Heinrich Vogl (1845—1900), der große Münchener Wagnersänger.

[2]) Pest, 25. März 1872.

Hochverehrter Freund!

Dringende Lokalbeschäftigungen verhinderten mich, die einliegenden Korrecturbogen*) zu lesen. Entschuldigen Sie freundlich meine unwillkürliche Verzögerung.

Besonderes Wohlgefallen gewähren mir die Ergänzungsseiten, welche in treffendster Weise das Vorhergehende biographisch und künstlerisch beleuchten, entwickeln und heben. Bloß an den letzten drei Seiten erlaubte ich mir ein paar Nebenbemerkungen.

A. (Seite 46). Anstatt „Concert-Zigeuner" sagen wir vielleicht

---

*) Es handelt sich um die Neuredaktion des Aufsatzes von Franz Liszt über Robert Franz, erschienen in Leipzig bei Leuckart. 1872.

geschrieben hat, der sich zur Zeit aber in Sanders Händen befindet. Ich werde Letzteren veranlassen, Ihnen das Schreiben zu schicken . . . Dresel ist nun auch von Leipzig weg. Zunächst reist er mit seiner Frau nach Italien, später geht's wieder nach Amerika zurück. Er hat mir einen Fußsack, eine Pelzmütze und einen Ueberzieher, weil er sich mit zu viel Trödel nicht umherschleppen mag, zurückgelassen: ich werde mir dies Material, das ich jedenfalls noch stark in Gebrauch nehmen kann, morgen zu Gemüthe führen. —

R. F.

98.

Halle, den 9. April 72.

. . . Gestern war ich bei Gura und habe mit ihm gewiß eine Stunde geplaudert... Bei meinem Weggange sprach er den Wunsch aus, meine sämmtlichen Lieder zu besitzen. Ich bin sofort zur Whistling, Siegel etc. gelaufen, um die Leute zu veranlassen, Gura ihre Verlagsartikel von mir zum Präsent zu machen. Sie kamen Alle meiner Bitte bereitwilligst entgegen. — Gura wird auch in Düsseldorf, wo diesmal das Rheinische Musikfest stattfindet, singen und zwar in dem Ihnen bereits genau bekannten Duette (Thümmel

---

„Concert-Matadore" und „Figuranten" (oder irgend eine andere Titulatur), um meine alten Lieblinge, die Zigeuner, nicht zu verunglimpfen.

B. (Seite 47). Von den vier grauen Weibern dürfen wir nur drei — und selbst diese nur möglichst wenige Tage noch — walten lassen, weil Ihnen, hochverehrter Freund, wahrlich keine „Schuld" vorzuhalten ist und Ihr Leben und Wirken exemplarisch tadellos verbleiben.*)

C. (Seite 48). Vor den Schlußzeilen erachte ich es für passend und zuträglich, das vollständige Verzeichniß Ihrer Meisterbearbeitungen, Partituren und Clavierauszüge anzuführen, und somit Ihre erheblichen Verdienste in Sachen Bachs, Händels etc. dem Publikum einzuschärfen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr verehrungsvoll ergebenster

Franz Liszt.

---

*) Anspielung auf Faust II. Teil: Die vier grauen Weiber: Mangel, Schuld, Sorge, Not. Die Schuld lehnt Liszt ganz ab; Mangel, Sorge und Not aber sollen durch die Franz zugedachte Ehrengabe aus seiner Nähe verscheucht werden.

und Anna Volkmann) aus der Bach'schen Cantate: „ich hatte viel Bekümmerniß". — Am sogenannten Künstlertage beabsichtigt er drei Lieder von mir zum Besten zu geben: ein Ereigniß, das gewiß große Folgen für mich haben wird. Wem aber anders als Ihnen habe ich dafür wieder in erster Linie Dank zu sagen?

R. F.

99.

Halle, den 21. April 1872.

. . . Liszt's Broschüre paradirt in den Schaufenstern der hiesigen Buchhandlungen und zieht manchen schielenden Blick auf sich. Sander hat der Expedition des Courir's[1]) ein Exemplar zur Besprechung übersandt und ich bin sehr neugierig, wie die guten Leute den Hals aus der Schlinge ihrer Vergangenheit ziehen werden. Hoffentlich wird es doch dem Einen oder dem Anderen noch nicht ganz aus der Erinnerung geschwunden sein, wo er den dröhnenden Posaunenstößen Gustav Nauenburg's[2]) freudigen Beifall spendete. Uebrigens dürfte eine Bildergruppe, die, wie mir Thümmel erzählte, die letzte Nummer der illustrirten Zeitung enthält, meine junge Berühmtheit für die Hallenser noch wesentlich steigern. Aus besagter Gruppe soll auch m e i n Portrait mit Augen, groß wie ein Paar Schweizerkäse, strahlen! —

R. F.

100.

Halle, d. 3. Mai 1872.

Unter Rücksendung der Dresdener Schriftstücke und des Briefes von Gura[3]) erlaube ich mir Ihnen meinen ver-

---

[1]) Zeitung in Halle.

[2]) Gustav Nauenburg, Gesanglehrer und Musikschriftsteller.

[3]) Der Brief lautet:

Leipzig, den 24. April 1872.

Hochverehrter Herr Baron!

Zürnen Sie mir nicht, daß ich erst heute meinen Dank ausspreche für die neuerdings zugesandten zwei Lieder unseres unvergleichlichen

bindlichsten Dank für den neuen Beweis Ihrer Güte zu sagen . . . Gura's Brief hat mir viel Freude gemacht: aus jedem Worte nimmt man wahr, wie treuherzig es der Mann meint. Jedenfalls ist er unter den Sängern ein weißer Sperling und ich kann mir nicht Glück genug wünschen, daß Sie ihn für meine Kunstangelegenheiten nachhaltig zu interessiren gewußt haben. —

Vor einigen Tagen wurde ich durch einen Brief Joachims überrascht. Mrs. Macfarren[1]) in London hatte ihm eine Händel'sche Cantate zur Abgabe an mich eingehändigt und er entledigte sich nun dieses Auftrags. Natürlich dankte ich sofort und bat ihn um nähere Auskunft über die Geberin. Daraufhin schrieb ich nach London und hoffe bei Macfarren's, die dort in musikalischen Kreisen von großem Einfluß sind, einige Theilnahme für meine Bestrebungen erweckt zu haben . . .

Vorgestern ist Taubert von hier abgereist und wird bei Liszt nun bereits vorgesprochen haben. Sehr gespannt bin ich, wie dies Rencontre abgelaufen sein wird: hoffentlich zu Taubert's voller Zufriedenheit. Bestätigt sich Letzteres, so werden ihn seine Kunstcollegen in Berlin nicht wenig beneiden: Liszt bleibt denn doch eine Persönlichkeit, mit der in näherer Beziehung zu stehen schon der Mühe verlohnen möchte. Je nachdem sich Taubert in Weimar gefällt,

---

Rob. Franz. Ich singe „Im Herbst" nebst: „Stille Sicherheit" am Montag den 29. in Dresden in einem Concerte, welches Frau Bürde-Ney veranstaltet. —

Auch zum niederrheinischen Musikfeste im Künstlerconcert singe ich Lieder von Franz. —

Kommen Sie, bester Herr Baron, doch wieder einmal und zwar recht bald nach Leipzig. Wir werden gewiß herrliche Stunden verleben, denn ich besitze nun fast sämtliche Werke unseres Halleschen Meisters.

Nehmen Sie nochmals herzlichen Dank und viele Grüße von Ihrem

hochachtungsvoll ergebenen

Eugen Gura.

P. S. Bitte bald kommen!

[1]) Eine durch ihre große Musikliebe bekannte Londoner Familie.

bleibt er dort. Später wallfahrtet er nach Bayreuth,[1]) um Wagner und die 9. Sinfonie zu genießen. Das von ihm auf Reisen verlebte Jahr wird gewiß seine guten Früchte tragen, denn er ist ganz der Mann dazu, sich durch Menschen und Verhältisse bilden zu lassen: wer aber das versteht, hat den Stein der Weisen gefunden . . . —

R. F.

101.

Halle, 12. Mai 72.

Meinen Brief von gestern, in welchem ich Ihnen mittheilte, daß ich an Liszt bereits geschrieben hätte, werden Sie wohl nun erhalten haben. Verwenden Sie ja soviel als möglich Zeit auf Weimar — Ihre persönlichen Beziehungen zu Liszt scheinen mir denn doch von der größten Wichtigkeit zu sein. Wahrscheinlich treffen Sie Taubert dort noch an und zwar im „Erbprinzen", einem recht guten Wirthshause, dessen sich Liszt zu seinen gelegentlichen Speisereien zu bedienen pflegt. Da ich selbst lange Zeit nicht in Weimar war, kann ich Sie hinsichtlich der jetzt herrschenden Verhältnisse nur an Taubert verweisen, der jedenfalls zur Genüge orientirt sein wird.

Mein Brief an Liszt stellt Sie als den Mittelpunkt der Bewegung zu Gunsten meiner dar, und betont außerdem noch Ihre musikalische Praxis als trefflicher Liederinterpret. — Wenn Sie mir später über den Verlauf Ihres Besuches eine flüchtige Notiz zugehen lassen könnten, würde ich Ihnen sehr verbunden sein.

In Halle fangen sie jetzt an, in Betreff meiner etwas mobiler zu werden: Seite 50 der Liszt'schen Broschüre scheint offenbar wie eine spanische Fliege gezogen zu haben. Denken Sie ums Himmelswillen, Karmrodt hat v o r l ä u f i g 70 Exemplare: schreibe: siebenzig Exemplare, meines Portrait's bei Sander bestellt! Wollen mich denn meine lieben

[1]) Gemeint ist die Feier der Grundsteinlegung des Festspielhauses am 22. Mai 1872.

Landsleute, nachdem sie mich ein Vierteljahrhundert echt biedermännisch todtzuschweigen versuchten, mit aller Gewalt nun auch noch aufgehängt sehen? Diesen Fall müßte man E. v. Hartmann für Buch V einer zu erwartenden neuen Auflage seiner Philosophie des Unbewußten mittheilen.

R. F.

102.

Halle, 29. Mai 1872.

Von Ihrem Besuche bei Liszt hatte mich Sander bereits benachrichtigt. Es freut mich sehr, daß Sie von den praktischen Resultaten dieses Ausflugs befriedigt sind und außerdem an Liszts liebenswürdiger Persönlichkeit lebhaftes Interesse gefunden haben: des Mannes Natur ist eine durchaus noble und unterscheidet ihn dadurch sehr wesentlich von seinen übrigen Kunstcollegen. Die Wahrheit dieser Behauptung constatirte neulich wieder ein Brief Hiller's an Sander, den mir letzterer zur Einsichtnahme übersandte. Der Cölner Pascha fährt nach wie vor fort, meine Bearbeitungen gegen deren Verleger in der hämischsten Weise zu verdächtigen und zieht dabei sogar Liszt in Mitleidenschaft, dem er Urtheil und Verständniß über dergleichen Dinge ohne Weiteres abspricht. Liszt wird wohl erst zum „Rhein, dem heiligen Strome" wallfahrten müssen, um sich in Betreff Händel's zu informiren. Liest man nun auch aus jeder Zeile heraus, daß sich der Schreiber vom Grünspan des Neides bis aufs Mark angefressen zeigt — Liszt's Broschüre scheint diesen Prozeß sehr beschleunigt zu haben — so ist das doch immerhin betrübend genug, derartigen Angriffen unaufhörlich exponirt zu sein. Glücklicherweise hat sich aber mein Verleger bei Gelegenheit der Aufführung des Allegro persönlich in Halle überzeugen können, was es mit solchen Denunciationen eigentlich auf sich hat — es wird den guten Leuten schwerlich von Neuem gelingen, Sander kopfscheu zu machen.

. . . Mit mir geht's täglich schlechter. Die beiden

äußersten Pole meiner Berufsthätigkeit: Ohren und Hände, versagen mehr und mehr die Dienste und werden mich wohl bald vollständig invalide gemacht haben. Ich bewege mich nur noch zwischen den Extremen — Gleichgültigkeit und Verzweiflung!

R. F.

103.

Halle, 23. Juni 72.

. . . Mit den alten Empfindlichkeiten habe ich so ziemlich abgeschlossen, und bin bemüht, die Angelegenheit[1]) so aufzufassen, als beträfe sie einen wildfremden Menschen. Da ich mein Leiden nicht verschuldete und außerdem weiß, daß es nur durch unausgesetzte Anstrengungen innerhalb meiner Berufsthätigkeit eine so trostlose Steigerung erfahren konnte, fällt mir diese Resignation auch nicht übertrieben schwer. Bin ich erst über beide Berge glücklich hinaus, dann legt sich gewiß eine Reihe quälender Aufregungen und ich gewinne Sammlung wieder, die am Ende doch noch zu einer fruchtbringenden Thätigkeit führen kann. Sollte dies wirklich der Fall sein, so mögen Sie jeden Notenkopf immerhin auf Ihr Conto schreiben, denn ohne Ihre selbstlose Aufopferung wäre ich ja nun und nimmermehr in einen ruhigen Hafen eingelaufen. Möge ich bis dahin die Tonsprache aber nicht ganz und gar verlernt und vergessen haben: meine Vergangenheit stellt sich in immer verbleichenderen Farben dar!! —

Zum 28. Juni veranstalten sie hier eine Soirée, bei der Gura eine Hauptrolle spielen wird. So wenig ich ein Freund derartiger Ovationen bin, machen sie die jetzigen Verhältnisse doch nothwendig und ich suche daher von persönlichen Stimmungen möglichst zu abstrahiren. Jedenfalls bringt mir der Vorgang in den Augen der Hallenser keinen Schaden, ganz abgesehen davon, daß er meinen hiesigen Freunden eine kleine Genugthuung bereitet.

R. F.

---

[1]) Die Sache der Ehrengabe, vgl. Anmerkung zu Brief 69 S. 92.

104.

Halle, den 24. Juni 72.

Mit Frau Jachmann-Wagner bin ich vor Jahresfrist bei Gelegenheit ihres längeren Aufenthaltes in Wittekind zu wiederholten Malen in Berührung gekommen. Wir sind stets vortrefflich miteinander fertig geworden und ich glaube ganz bestimmt, daß sie Ihre Absichten mit mir lebhaft unterstützen wird. Helene Spielberg, die mit ihr häufig musicirte, mag ich wohl zumeist diese Theilnahme zu verdanken haben. Beim Abschied versprach sie mir, für die Händelschen Arien, auf die ich sie besonders aufmerksam gemacht hatte, etwas thuen zu wollen, und ich stellte ihr meine Orchesterbearbeitungen derselben zur Verfügung: leider scheint sich keine Veranlassung zu einer der Nummern gefunden zu haben. Auch hat Helene Spielberg ihr eine Anzahl meiner tiefliegenden Lieder nach Berlin geschickt — ob und welcher Gebrauch davon gemacht worden ist, kann ich freilich nicht sagen. Lieder wie: „Ich weiß ja, warum ich so traurig bin", und: „Meine Mutter hat gewollt" muß Frau Jachmann nach meiner Ansicht wundervoll singen, zumal wenn sie jenes Register, das sie in Halle 1859 bei dem Vortrag der Partie der Micah in Händel's Samson zog, in Anwendung bringt. Das war eine plastische Leistung, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird!

Neulich hat Sander wieder einmal eine abschlägige Antwort von der Frau Whistling[1]) und diesmal in Versen, die folgendermaßen lauten:

„Und machten Sie mir's noch so schwer!
So lieb' ich doch den Franz zu sehr,
Ich geb' auch nicht ein Haar von seinem Haupte her! —"

erhalten. In der That, ein herrlicher Stoff zu einem musikalischen Canon! —

R. F.

---

[1]) Es handest sich um eine Liedersammlung, in die auch die im Whistlingschen Verlage erschienenen Gesänge aufgenommen werden sollten.

105. Halle, 24. Juli 1872.

Für die freundlichen Winke, die Sie mir geben, bin ich Ihnen außerordentlich verbunden: ich werde denselben gewissenhaft nachkommen. Recht wohl bin ich mir bewußt, weder bei frohen noch bei ärgerlichen Ereignissen das Maul halten zu können: ich muß mir eben Freude wie Leid von der Leber wegreden, wenn ich eins wie das andere loswerden will. Freilich habe ich diesem lasterhaften Bedürfnisse schon manche Unannehmlichkeit zu danken gehabt, ohne dadurch wesentlich gebessert worden zu sein. In vorliegender Angelegenheit können Sie sich aber auf mich verlassen — es wäre ja viel zu sehr wider meinen eigenen Vortheil, wollte ich hier arglos plaudern . . . Wie gesagt, Sie sollen diesmal mit mir zufrieden sein! . . .

Sobald etwas vorfällt, das Sie interessiren könnte, erhalten Sie sofort Nachricht.

R. F.

106.

Halle, 8. October 1872.

Wie soll ich Ihnen nur herzlich genug danken für alle Liebe und Güte, die Sie mir und den Meinigen bereits erwiesen haben und noch zu erweisen gedenken![1]) Was hätte denn eigentlich aus meinen Angelegenheiten werden sollen, wenn ich mich nicht auf Ihren helfenden Arm stützen konnte?

---

[1]) Im Oktober 1872 war ein vertraulicher Aufruf zur Betheiligung an der Ehrengabe versandt worden. Als die Angelegenheit im Jahre 1873 abgeschlossen wurde, schrieb Liszt an Herrn von Senfft:

Weimar, den 11. Juli 73.

Hochwohlgeborener Freiherr!

Sie haben ein vorzügliches Werk eifrigst und mit seltener Standhaftigkeit vollbracht. Für den Ehrenfonds von Robert Franz gebührt Ihnen allgemein Lob und Dank; bezüglich auf die Betheiligung, welche Sie mir daran gewährten, verbleibt Ihnen,

dankend und hochachtungsvoll ergebenst

Franz Liszt.

Nun brauche ich doch der Zukunft nicht mehr ängstlich entgegen zu sehen und kann mit einer gewissen Seelenruhe abwarten, was das Schicksal noch sonst über mich beschlossen hat . . .

Wenn Fräulein Magnus[1]) nach Halle kommt, werde ich alle Segel anspannen, um mich nicht mißliebig zu machen. Daß der Dame Einfluß aber bis zum Kaiser Franz Joseph hinaufreicht, hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen . . . Ueber den plötzlichen Weggang des Herrn von Keudell[2]) hatte ich natürlich ebenfalls einen heillosen Schrecken: wie die Dinge aber stehen und liegen, sind sie bereits dermaßen von seinem Einfluß durchdrungen, daß die persönliche Abwesenheit nicht mehr so fühlbar wird. — Auch Liszt wird gewiß thuen, was er kann — man wird einer günstigen Entwicklung Ihres Planes mit großer Sicherheit entgegensehen dürfen . . .

Den Aufsatz der La Mara[3]) und den Osterwald's[4]) werden Sie wohl bereits gelesen haben — beide scheinen im Publicum sehr günstig zu wirken. In Halle wenigstens ist man bereits zu monumentalen Maßregeln in Betreff meiner vorgeschritten. Sie haben mich nähmlich im Saale des neuen Stadtschießgrabens ohne Weiteres unter die Götter versetzt: ich schwebe nun mit Haydn, Beethoven, Goethe, Schiller und Consorten in einem Kranze, der den Hauptkronleuchter strahlend umfließt! Dieser al Fresco-Sprung ist denn doch kühn genug und darf sich zur Noth schon sehen lassen. — Als ich mich bei Osterwald für die Skizze in der illustrirten Zeitung bedankte, warf ich ganz beiläufig die Bemerkung mit hin, wie sehr ich es bedauere, daß die Kritik bisher noch niemals meines Verhältnisses zum protestantischen Choral und zu dem, woraus er entsprang, zum alt-deutschen Volksliede, Erwähnung gethan habe. Darauf erwiderte er um-

[1]) Bedeutende Sängerin.
[2]) Er wurde als Gesandter nach Constantinopel berufen.
[3]) In Westermanns Monatsheften.
[4]) In der Leipziger Illustrirten Zeitung.

gehend Folgendes: „Aber Du Prachtkerl, warum hast Du mir das vom protestantischen Choral nicht eher geschrieben? Das ist ja ein unbezahlbarer Schlüssel zum Verständniß Deiner ganzen Lyrik, und ich, der ich schon längst so etwas gefühlt habe, schimpfe mich nachträglich einen Esel, daß ich's nicht unter die rechte Formel zu bringen verstanden habe, bis Du mir nun den Staar stichst und es mir wie Schuppen von den Augen fällt. Freilich wird nun alles vollständig klar. In formaler Hinsicht: die firme Construction Deiner Cantilene, der Gang des Basses, die Behandlung der Tonarten und deren Harmonie, die häufige Anwendung der alten Kirchentöne, die Vor- und Zwischenspiele, die eigenthümlichen Schlüsse und endlich die polyphone Stimmführung. In idealer Hinsicht: das Transcendentale, von der Welt Abgewandte Deiner Empfindung einerseits und das Kernig-Volksthümliche anderseits. Nicht aber bloß für Deine eigene Entwickelung, für die ja die Sache sonnenklar ist, sondern auch für die gesammte Entwickelung der modernen Musik scheint mir der Aufschluß, den Du mir gibst, von außerordentlicher Wichtigkeit zu sein" usw.

Wir haben nun miteinander über diesen merkwürdigen Hergang weiter verhandelt und es sind bei dieser Gelegenheit Dinge zum Vorschein gekommen, die den gewaltigen Einfluß jener alten Natur- und Kunstformen auf die Entwicklung der modernen Lyrik, namentlich der meinigen, ganz unzweifelhaft machen. Sollte Sie der Gegenstand vielleicht interessieren, so bin ich gern zu spezielleren Auseinandersetzungen bereit.

Schließlich theile ich Ihnen noch mit, daß die arme Emilie Pernice[1]) vor einigen Tagen in Goslar gestorben ist. Wohl ihr! — Weiter starb Möller's Frau, Saran's Schwägerin, Marie Moll. Saran soll inzwischen eine gute Pfarrstelle erhalten haben . . .

R. F.

---

[1]) Gattin des Juristen Dr. Herbert Pernice.

107. Halle, 31. October 72.

Daß sich die Familie Volkmann schrecklich drehen und wenden würde, wenn sie sich bei Härtels die Finger für mich verbrennen sollte, stand mit Sicherheit zu erwarten. Wird in ihrem Kreise nur der Name dieser berühmten Verlagshandlung genannt, so läuft allen ohne Weiteres ein heiliger Schauer über den Rücken. Worauf sich ein solcher fast orientalischer Respect eigentlich gründet, wurde mir nie recht klar — daß er aber vorhanden ist, unterliegt gar keinem Zweifel . . .

Der Brief des Herrn von Keudell hat mir geradezu Thränen aus den Augen gepreßt! Darf ich mir auch mit gutem Gewissen sagen, meine Pflicht und Schuldigkeit, soweit es mir die verliehenen Kräfte erlaubten, gethan zu haben, so kann der Dank der Mitwelt doch unmöglich auf die Schultern Einzelner gewälzt werden. Fühlen solche Männer den Druck desselben in ihrer hochadeligen Gesinnung vielleicht auch weniger — sollte er mich dagegen nicht niederschmettern? Ich mag über das Verhalten des Herrn von Keudell weiter kein Wort verlieren — es kommt mir beinahe wie eine Profanation meiner Empfindungen vor . . .

Was einen Ausflug nach Algier oder Aegypten betrifft, ist er mir von den Aerzten zu wiederholten Malen als Ohrenkur anempfohlen worden. Natürlich durfte ich in meinen Verhältnissen keinen Augenblick an die Ausführung desselben denken, und nahm dergleichen stets als Redensart hin . . .

Gestern war Taubert auf der Durchreise nach Leipzig hier und erzählte auch von dem dicken Aktenfascikel, das in meinen Angelegenheiten bereits angewachsen sei. Mir wird ganz schwindelig zu Muthe, wenn ich an den weiteren Verlauf bei Ihren schon an und für sich so ausgedehnten Geschäften denke. Obschon Sie eine fast untrügliche Sicherheit in Behandlung derartiger Dinge sehr unterstützen mag, hat doch Alles seine Gränzen und darf dem Menschen nicht

mehr aufgelegt werden, als er zu tragen vermag. In Betreff Ihrer gilt bei mir das vorhin über Herrn von Keudell Gesagte: Schweigen ist hier besser wie Reden! —

Vielleicht macht es Ihnen Spaß zu hören, daß der große Schütz („Hotel Kronprinz in Halle") in Kurzem nach Berlin übersiedeln wird. Sein Freund Rehns hat ihn mit einem Gehalte von 6000 Thalern als Herrscher über seinen großen Restaurationscomplex in die Metropole berufen. Da werden die Berliner Augen machen, wenn sie diesen Wirth aller Wirthe zu schauen bekommen!

R. F.

108.

Halle, 8. November 1872.

. . . Bevor ich die quälende Unsicherheit meiner zukünftigen Lage nicht los geworden bin, ist garnicht daran zu denken, daß sich meine produktive Ader, die eben ein Gleichgewicht der Kräfte nothwendig bedingt, wieder regt. Eine Ort- und Luftveränderung kann auch nur wesentlich dazu dienen, mein destrouirtes Nervensystem einigermaßen wieder empor zu bringen . . .

Von der Berufung des hiesigen Professors Schöne — Härtels Schwiegersohn — als vortragender Rath in Kunstsachen nach Berlin werden Sie gewiß bereits gehört haben. Obschon ich dem Herrn bisher fremd stand, werde ich es doch nicht unterlassen, ihm vor seiner Abreise einen Besuch zu machen, der vielleicht Beziehungen herstellt, die auch für die Zukunft der Kunst gute Früchte tragen.

Ich hoffe ihm nähmlich in Betreff der Musik einige Winke geben zu können, die nicht ohne Wichtigkeit sind und bei Schöne, der in diesen Dingen völlig unbefangen ist, jedenfalls auf einen fruchtbaren Boden fallen werden. Selbstverständlich werde ich aber mit der größten Vorsicht vorgehen, damit ich persönlich in keine schiefe Stellung gerathe.

R. F.

109. Halle, 26. November 1872.

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Mittheilungen. Schon vor dem Concert hörte ich bereits von Taubert, daß, trotz Niemann's Abhaltung, ein sehr guter Erfolg in Aussicht gestellt werden könne. Die colossale Einnahme beweist es denn auch hinlänglich.[1]) Haben Sie die Güte, den Mitwirkenden meinen ganz ergebenen Dank zu sagen: sie haben mir einen größeren Dienst erwiesen, als sie vielleicht selbst wissen. Daß Sie aber im letzten Augenblick selbst in die Bresche gesprungen sind und zwar nach allen den kurz vorausgegangenen Anstrengungen, die ich vollkommen zu würdigen vermag, ist wieder ein Reiterstückchen, das Ihnen so leicht Keiner nachmacht! —

Außer dem pekuniären Erfolg hat aber das Concert noch eine andere, sehr wichtige Seite: es bringt meine Kunstangelegenheiten dem größeren Publicum gegenüber in den erwünschten Fluß. Eine derartige Demonstration pflegt kräftiger nachzuwirken, als alles Andere und weit über die Kreise hinaus, in denen sie stattfand.

Daß Ihr Plan augenblicklich durch die schreckliche Noth der Ostsee-Provinzen[2]) störend gekreuzt wird, läßt sich gewiß nicht leugnen. Angesichts großer Landescalamitäten müssen jedoch die Interessen der Einzelnen schweigen...

Schließlich noch eine Anfrage! Die Aussichten, welche die Ehrengabe hat, dürften denn doch günstig genug sein, um ernstlich daran denken zu können, unsere sehr ungesunde Wohnung mit einer besseren zu vertauschen. Meine Frau sowohl wie ich haben wahre Hundeställe, in die weder Sonne, Mond und Sterne scheinen, zu Schlafcabinetten. In die übrigen unappetitlichen Verhältnisse würden wir uns schon zu fügen wissen — für Nervenleidende ist jedoch der Schlaf einigermaßen von Wichtigkeit und der kann in

---

[1]) Es handelt sich um das am 22. Nov. in Berlin veranstaltete Concert zu Gunsten von Robert Franz, in dem Frau Jachmann-Wagner und Herr Joachim mitwirkten. Vgl. Procházka S. 99.

[2]) Große Überschwemmung.

solchen Löchern unmöglich heilbringend sein. Können Sie mir nun dazu rathen, Weihnachten oder Ostern die Miethe zu kündigen? Wir wollen nicht etwa große Sprünge machen — jetzt geben wir jährlich 130 Thaler, möchten aber gern bis auf 200 steigen. Ist diese Ausgabe jedoch nicht zu riskiren, so müssen wir uns schon weiter behelfen und es darauf ankommen lassen, was aus den Gliederschmerzen meiner Frau und den ewigen Bedrängnissen meines Schädels wird. Theilen Sie mir Ihre Ansicht ganz offen mit — ich werde Ihrem Rathe gemäß handeln.

R. F.

110.

Halle, 13. December 72.

. . . Frau Livias[1]) Brief hat mich außerordentlich überrascht, weil ich mir kaum denken konnte, daß sie sich persönlich engagiren lassen würde: Ihr und Keudell's Brief haben offenbar Wunder gethan. Kann Frau Frege das Gewandhaus-Direktorium zu einer Matinée bestimmen, so wird gewiß etwas Ordentliches dabei herauskommen. Die Korntruppen vermag aber ohne Zweifel nur die Familienbekanntschaft zu stellen: geht die Dame in diesem Kreise energisch vor, so fördert das mehr, als die angestrengtesten Bemühungen des Gewandhauses, das doch nur eine süß saure Miene aufstecken wird . . .

Die Briefe Fräulein Koch's[2]) haben mich lebhaft bewegt. Das ist ohne Zweifel eine prächtige Natur, die das Herz auf dem rechten Flecke hat. Die Schilderung ihrer Concertnöthe ist ganz plastisch und macht der Nichte des berühmten Bildhauers alle Ehre. Ihr Gedicht behalte ich als liebes Andenken — aus jedem Worte spricht Empfindung und Seele. Das Verhalten der Herren G . . . ist wieder recht charakteristisch — bis auf den letzten Augenblick die Mitwirkung zusagen und dann dem Unternehmen

[1]) Frau Livia Frege, Sängerin und Kunstfreundin.

[2]) Veranstaltete am 1. Dec. 1872 in Minden ein Robert Franz-concert.

in stolzer Gelassenheit den Rücken kehren, ist ja eins der beliebtesten Manöver dieser Herren! . . .

Der Brief „einer der ältesten Franziskanerinnen" hat mich im höchsten Grade interessirt, weil er mehr oder weniger die hallischen Stimmen reflektirt . . . Die Hallenser sollten aber lieber mit der Vergangenheit rechten, als daß sie sich mit meiner Gegenwart und Zukunft gar zu ängstlich und aufdringlich beschäftigen. Es ist mir tausendmal schmerzlicher gewesen, in meiner Vaterstadt ein Menschenalter hindurch mit Füßen getreten zu werden, als jetzt einige Mückenstiche aushalten zu müssen, die doch nur vorübergehend sein können. Im Grunde genommen will es mir aber scheinen, als hätte man in Halle kein reines Gewissen mehr, da es ja auf der flachen Hand liegt, daß meine Kräfte bis auf den letzten Tropfen auf diesem Territorium ausgesogen wurden. Mit k r a n k e n Ohren haben sie mich einige 30 Jahre lang herumplagen lassen, ohne auch nur jemals Miene zu machen, mir diese Lasten zu erleichtern oder mich gar für dieselben zu entschädigen. Hätten sie früher einige Delicatesse besessen, so würden jetzt meine armen Ohren schwerlich bis zum Ausputzen fertig sein: ich weiß mich noch ganz genau der Gelegenheiten zu erinnern, wo ich in rohester Weise, trotz aller Protestationen, gezwungen wurde, mein so reizbares Organ im Dienste eines undankbaren und stumpfsinnigen Publicums zu opfern. — Aber auch an Aerger und Verdruß hat's hier keineswegs gefehlt! . . . Oft regnete es Ohrfeigen links und rechts, schlimmer wie man einen Schusterjungen behandelt! Solche Abscheulichkeiten hätte man seiner Zeit besser unterlassen sollen, statt gegenwärtig darüber zu lamentiren, daß mir in einer Form Hülfe geboten wird, die nur hysterische Weiber, nicht aber Männer, welche im Leben ihre Pflicht und Schuldigkeit nach bestem Vermögen gethan haben, verletzen kann. Dies recht gründlich zu begreifen, ist mein Kopf ebenfalls noch klar genug! Verzeihen Sie die Bitterkeit derartiger Auslassungen — denke ich aber an Halle und an das, was mir hier begegnet ist, so ballen sich mir

gleich vor Wuth die Fäuste! Hier findet man sich nur mit einer sehr billigen und schlechten Kritik ab! — — —

R. F.

111.

Halle, 24. December 72.

Herzlichen Dank für Ihre gütige Sendung! Die biographische Skizze der Frau Itzenplitz[1]) habe ich mit großer Theilnahme gelesen: der warme Ton, der aus jedem Worte hervorklingt, wird nur Jedermann wohlthuend berühren können. Ich würde den Aufsatz für ganz gelungen halten, wenn mein äußerer Mensch nicht gar zu ideal aufgefaßt erschiene. Namentlich stimmt der historische Verlauf meiner Kinderjahre sehr wenig zu dem zarten Bilde, welches dem Leser hier vorgeführt wird — ich war ein richtiger Taugenichts und Straßenjunge, bei dem es schade um jeden Hieb war, der nebenbei fiel. Von Bescheidenheit kann bei mir auch nur in sehr beschränktem Maße geredet werden, weil ich stets eigenwillig meinem Kopfe folgte und mich den Teufel um Schule und Haus kümmerte. Meine Mutter konnte mich allein nicht zwingen, da sie vom Vater in keiner Weise bei der Erziehung ihrer Kinder unterstützt wurde. Der ging in seinen Speditionsgeschäften früh 7 Uhr nach der goldenen Kugel (jetzt Hotel Mente) und kam todtmüde abends 9 Uhr wieder heim. In ihm stak auch blutwenig vom Halle'schen Philister: der unausgesetzte Umgang mit den kosmopolitischen Fuhrleuten hatte seinen Gesichtskreis denn doch einigermaßen erweitert. Mit einem Worte: meine Jugendzeit war vom derbsten Realismus erfüllt — Sie sehen ja die Spuren desselben deutlich genug bis auf den heutigen Tag an mir!

Was Frau Itzenplitz dagegen über die idealere Seite meines Wesens sagt, halte ich für ganz vortrefflich: namentlich trifft sie das Verhältniß meiner Stellung zum Publicum auf den

[1]) Schriftstellerin, die in der Neuen Berliner Musikzeitung über Franz schrieb.

Kopf. Herrn Richard Wüerst konnte keine größere Weihnachtsfreude bereitet werden, als mit diesem Artikel in seiner eigenen Zeitung. Wahrscheinlich schneiden aber auch die Hallenser, die sich jetzt mit aller Gewalt zu Großstädtern entwickeln wollen, grimmige Gesichter, wenn es ihnen kräftig unter die Nase gerieben wird, daß sie im Grunde genommen doch nur blinde Hessen waren und es bis auf den heutigen Tag geblieben sind. — Sagen Sie Frau Itzenplitz meinen verbindlichsten Dank für die liebenswürdige Arbeit . . .

R. F.

112.

Halle, 26. December 1872.

. . . Twietmeyer's[1]) Brief lege ich Ihnen vor, um zu zeigen, wie der Mann beschaffen ist. Jedenfalls gehört er zu den wenigen Musikern, die sich durch ihren Beruf veredeln ließen, und den Gefahren, die dieser dem Herzen sehr leicht zufügt, aus dem Wege zu gehen verstanden. Auch finden Sie noch ein Papierschnitzelchen, das er mir schickte: es beweist, wie Ihre Absichten mit mir nicht allein von den Mächten der Natur, sondern jetzt auch aus dem Lager der Kunst durchkreuzt werden. Bei der Gelegenheit erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß Sie jene plötzlichen Störungen, die sich dem Prosperiren Ihrer Pläne unablässig entgegenthürmten, nicht auf Ihr Conto schreiben mögen: — der eigentliche Pechvogel bin ich. Schon von Kindheit an bin ich es gewohnt, gerade im entscheidenden Momente von allen Ecken und Enden her Ereignisse eintreten zu sehen, die expreß darauf gewartet zu haben schienen, mir tückisch ein Bein zu stellen. Wie hätte dergleichen wohl jetzt ausbleiben können?! Mit der nöthigen Zähigkeit schlägt man sich aber denn doch durch und erlebt noch dazu die Genugthuung, vieler Hindernisse, die andere Leute sofort aus dem Sattel geworfen hätten, schließlich Herr und Meister geworden zu sein.

R. F.

[1]) Tonkünstler in Dresden.

113. Halle, 5. Januar 73.

Damit der Humor in der Welt nicht ausgehe, hat denn auch Reißmann einen ganz respektablen Genossen in der Person des Herrn Concertmeisters David gefunden. Dieser suchte nähmlich Frau Livia angelegentlichst zu persuadiren, sich doch ja nicht mit Betteleien für den Ehrenfonds befassen zu wollen: „ließe man sich ein Mal auf dergleichen Dinge ein, so könne man sicher darauf rechnen, über kurz oder lang mit ähnlichen Zumuthungen überlaufen zu werden". Glücklicherweise kam der Heimtücker hier schlimm an! „Vor dem Ueberlaufenwerden wisse man sich schon selbst hinlänglich zu schützen, bedürfe mithin der gütigen Fürsorge Anderer in keiner Weise. Was aber meine Angelegenheit beträfe, schiene der Herr Concertmeister weder von den Mitgliedern des Berliner Comité, noch von mir eine Ahnung zu haben — Schweigen wäre daher wohl das Allerbeste!" Dieser kleine Vorgang bildete jedoch nur den Prolog zu einem Drama, das sich 8 Tage später abwickeln sollte.

. . . Eines Tages erläßt nun Frau Livia eine Einladung zum Souper an das Direktorium des Gewandhauses, zu dem Limburger[1]) ebenfalls gehört und der ausdrücklich gebeten wird, den bei ihm zu Besuch weilenden General von Beyer, Commandanten von Ehrenbreitenstein, einen feinen Musikkenner und Verehrer Bachs, doch ja mitzubringen. Nachdem nun die Leutchen beisammen sind, erklärt Frau Livia kurz und bündig: die Einladung sei nur deshalb erfolgt, um mit den Herren Verabredungen zu treffen, in welcher Form seitens des Gewandhauses wohl etwas für den Ehrenfonds geschehen könne. Allgemeines Erstaunen und Verwunderung! Darauf mißbilligende Stimmen, die sich dahin vernehmen lassen: man könne doch unmöglich ein Gewandhaus-Concert mit Liedern herstellen — schon aus diesem Grunde sei das Institut ganz außer Stande, den Wünschen der Dame nachzukommen. Da erhebt sich plötzlich General

[1]) Leipziger Kaufmann, einer der Directoren des Gewandhauses.

von Beyer und setzt ganz trocken auseinander, wie es Ehrenpflicht eines jeden Kunstfreundes sei, die Absichten des Berliner Comités aus allen Kräften zu fördern. Leipzig, der Mittelpunkt des deutschen Musiklebens, dürfe nicht hinter Berlin zurückbleiben und müsse seinen ganzen moralischen Einfluß aufbieten, um auch in dieser Sache eine würdige Stellung einzunehmen. Darüber sei weiter gar kein Wort zu verlieren, das sei selbstverständlich. Uebrigens habe ich außer den Liedern noch ein Kyrie und einen doppelchörigen Psalm geschrieben, Compositionen, deren sich das Leipziger Gewandhaus schwerlich zu schämen braucht. Endlich sei mein Name mit Bach's und Händel's Werken auf das Engste verknüpft — wer nur annähernd eine Vorstellung von meinen Bearbeitungen habe, könne das keinen Augenblick in Abrede stellen. Zöge man aber d i e s e mit ins Programm — und er sehe keinen Grund ein, warum es nicht geschehen solle — so käme man höchstens in Verlegenheit, wonach eigentlich zuerst zu greifen sei, so viel des Allerschönsten läge hier vor!".

Den Niedergang einer solchen Bombe hatten denn die Leipziger Kunstmäcene nicht erwartet. Sofort trat die größte Bereitwilligkeit ein, der Forderung der Frau Livia Folge zu leisten. Ob nun bereits ein günstiges Resultat aus dieser Conferenz hervorgegangen ist, oder ob Intriguen ein solches wieder zu verhindern gewußt haben, ist mir unbekannt . . .

R. F.

114.

Halle, 21. Februar 73.

. . . Dagegen ist das Schreiben der Helene Magnus eine wahre Wohlthat! Aus jedem Worte geht eine tüchtige Persönlichkeit hervor, welche nöthigenfalls nicht bloß zu reden, sondern auch zu handeln versteht. — Ueber alle Maßen hat mich aber der Artikel in der „Deutschen Zeitung"[1]) erfreut, weil hier plötzlich ein Mann auftaucht,

[1]) Wien, 15. Februar 73.

mit dem ich vor circa 8 Wochen bereits flüchtig in Berührung gekommen bin. Zu jener Zeit erhielt ich nähmlich einen dicken Brief aus Wien, in welchem zwölf schlechte, den Leuten von Karmrodt aufgeschmierte Photographien von mir staken, die ich zu unterschreiben gebeten wurde. Als Verfasser des Briefes zeichnete sich ein Dr. jur. Heinrich Schuster, dem zur Seite noch 11 Namen in langer Reihe, Männern und Weibern angehörend, standen, die sich insgesammt als leidenschaftliche Verehrer meiner Musik vorstellten. Die Geschichte hatte wirklich etwas Rührendes und war ich immer drauf und dran, Ihnen Mittheilung zu machen... Und jetzt muß ich nun in jenem Briefschreiber einen Mann, der offenbar das Beste, was bisher in Betreff meiner Lieder veröffentlicht worden ist, lieferte, wiederfinden! Kann denn z. B. eine feinere, den tiefsten Kern treffende Analyse des Liedes: „es hat die Rose sich beklagt" gegeben werden, als sie hier schwarz auf weiß zu lesen ist? Und auch alles Uebrige läßt auf ein poetisches Verständniß schließen, das wahrlich nicht so leicht auf der Straße gefunden wird. Der Artikel ist für mich gar nicht mit Geld zu bezahlen und wird in Wien gewiß gewaltiges Aufsehen machen. Schon war die Schwester der Helene Spielberg bei meiner Frau und theilte ihr den Aufsatz mit, der ihr von einer Verwandten aus Wien zugeschickt war und bemerkte zugleich, daß ein Ausverkauf sämmtlicher Plätze stattfinden werde, wenn es sich um ein Concert zu meinen Gunsten handle. Sobald ich die erste kopffreie Stunde habe, setze ich mich hin, um dem Dr. Schuster recht gründlich zu danken . . .

R. F.

115.

Halle, 11. März 73.

Selten hat mir ein Brief eine so wahre Herzensfreude bereitet, als Ihr heutiger! Daß Stockhausen ein Concert für den Ehrenfonds in Halle veranstalten will, ist ja eine Vorstellung, über die ich mich gar nicht zufrieden geben kann. An dem materiellen Erfolge ist mir in diesem Falle

sehr wenig gelegen — ich betrachte vielmehr das Unternehmen als eine ehrenvolle Demonstration, die unser größter Liedersänger den Hallensern unumwunden ins Gesicht singt. Da Sie wissen, wie es mir in künstlerischen Dingen hier ein Menschenalter hindurch gegangen ist und theilweise noch geht, so werden Sie sich eine Vorstellung davon machen können, mit welcher Freude und Genugthuung mich Stockhausen's Absicht erfüllt. Wenn ich mich bisher gegen Halle stemmte, so betraf das lediglich eine Aufführung der Singakademie oder einer anderen Corporation — ein Concert Stockhausen's dagegen werde ich mir nur zur größten Ehre anrechnen. — Haben Sie die Güte, in diesem Sinne weitere Schritte bei Stockhausen und Volkmann[1]) zu veranlassen: über mich dürfen Sie dabei verfügen, wie Sie wollen.

Weiter bin ich ganz außer mir über die Güte des Herrn von Watzdorff.[2]) Wer hätte wohl zu Zeiten, wo ich den Weg nach „Frei im Felde" wöchentlich zweimal durch dick und dünn nehmen mußte, daran gedacht, wieviel ich ihm einmal verdanken sollte.

Curt von Watzdorff war aber stets eine adlige Natur und es ist ja eine bekannte Thatsache, daß die Jahre wohl unsere Geisteskräfte zu modificiren vermögen — die Grundstimmung des Herzens dagegen bleibt unbewegt dieselbe!

Die Grüße der Frau von Hügel kann ich auch nur dankbar annehmen — ich habe ja nichts mehr einzusetzen, was ich als Gegengabe zu bieten wüßte . . .

R. F.

116.

Halle, 18. März 73.

. . . Von Liszt habe ich auch Günstiges zu berichten und freut es mich, mit meiner Behauptung, er liebe es in Thaten zu antworten, nicht fehlgeschossen zu haben. Liszt's Brief, der geradezu bezaubernd ist, enthält zwei Stellen, die

[1]) Berühmter Chirurg an der Universität Halle.

[2]) Majoratsherr, Verehrer und Gönner von Franz.

für Sie von speziellem Interesse sein werden: Ich theile sie Ihnen nachfolgend mit:

„Von Wien erhielt ich die Einladung, in einem Robert Franz-Concert zu spielen. Leider mußte ich mich diesmal entschuldigen; vielleicht findet sich baldig auch in Wien eine passende Gelegenheit, wo es mir vergönnt sein wird, Ihnen zu Ehren meine alten Finger zu verwenden."

Sodann weiter unten:

„An Ihren energischen Freund, Freiherrn Senfft von Pilsach, schreibe ich nächstens und möchte ihn gerne einladen zu einer kleinen Conferenz in Weimar, wo ich wieder von Mitte April bis Juli verweile. Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, den ich gestern erhielt. Nach meiner Conferenz mit Herrn von Senfft besuche ich Sie in Halle" . . .

Bei meiner Anwesenheit in Leipzig machte ich Frau Frege, dem Dr. Härtel und dem Dr. Abraham einen Besuch, um mich für die mir erwiesene Güte und Theilnahme zu bedanken. Es ist Alles sehr schön abgelaufen — Frau Frege war außerordentlich liebenswürdig. — Wiedemann[1]) erzählte mir, daß Riedel[2]) im Laufe der nächsten Wochen ein Concert im Gewandhaus geben werde. Auch sagte er mir, daß der reiche Limburger das Florentiner-Quartett engagirt habe — der Ertrag wäre für den Ehrenfonds bestimmt . . .

R. F.

117.

An meinem Ehrentage, den 9. April 73.

. . . Gestern Abend 8 Uhr ist Stockhausen bei Richard Volkmann abgestiegen: wir haben sehr freundlich mit einander verhandelt und war er heute Morgen in meiner Wohnung, um mit Reubke[3]) die Gesangspiecen zu probiren. Hoffentlich sind von beiden Seiten bei der Gelegenheit manche Vor-

[1]) Sänger.

[2]) Karl Riedel (1827—88), Begründer des Riedelschen Gesangvereins in Leipzig.

[3]) Otto Reubke, Musikdirector an der Universität Halle, Nachfolger von Franz.

urtheile verschwunden. Er singt von meinen Liedern: „es hat die Rose sich beklagt", „Grolle lauter" und „es träumte mir von einer weiten Haide" — lauter Sachen, mit denen sich schon etwas ausrichten läßt. Meine Frau ist über seinen Gesang ganz entzückt — ich selbst höre leider nur immer ein und denselben Ton!!...

R. F.

Frau Frege und noch viele Andere aus Leipzig sind bereits hier zum Concert[1]) eingetroffen! —

118. Halle, 10. April 73.

Stockhausens Soiree hat denn ihren regelrechten Verlauf genommen. Das Publicum war äußerst animirt und kann der Concertgeber mit dem Beifall, den er fand (er mußte fast jede Piece repetiren) vollkommen zufrieden sein.

---

[1]) Ueber dieses Concert schrieb am nächsten Tage Stockhausen an Herrn von Senfft:

Halle, 10. April 73.

Verehrtester Herr!

Mit wahrer Freude theile ich Ihnen mit, daß das Robert Franz-Concert gestern Abend stattgefunden hat. Ich traf Professor Volkmann in Dresden, er ließ hier alles so ordnen, daß das Concert noch vor Ostern gegeben werden konnte. Am Sonntag will ich à tout prix zu Hause sein. Ich bin seit dem 12. Februar von den Kindern fort, bin müde und sehne mich nach der Häuslichkeit. Sie können denken, wie erfreut ich war, für unseren großen Liederkomponisten Franz vor der Ruhezeit selbst ein bescheidenes Concert geben zu können. Der Frühling ist etwas früher als sonst eingetreten, und wenn die Abende warm bleiben, wäre dadurch der Besuch des Concerts zweifelhaft geworden. Nun ist alles gut abgelaufen.

Mit Rob. Franz traf ich öfter zusammen und freute mich, ihn so wohl aussehend wieder zu finden. Von Leipzig waren Viele herbeigeeilt; er schien ganz glücklich. Möge der gestrige Abend ihm neue Freunde schenken! An Verehrern fehlt es nicht.

Es grüsst Sie herzlich

Ihr
hochachtungsvoll ergebener Sänger
Julius Stockhausen.

Daß er es wirklich ist, geht aus seiner Absicht hervor, nächsten Herbst hier auf eigene Hand zu concertiren, was sich auch hinreichend lohnen wird . . .

In letzter Zeit sind mir überhaupt von vielen Seiten her Thatsachen zu Gemüthe geführt worden, deren sich die Menschheit durchaus nicht zu schämen hat. So z. B. erhielt ich gestern, also am Tage der Stockhausen-Soiree von dem als sehr hart verschrieenen Bankier Lehmann einen Brief, dessen Anfang folgendermaßen lautet: „Ich sehe mich genöthigt, das für Sie auf Gutenberg (ein Rittergut) eingetragene Kapital Ihnen hiermit zu kündigen, sofern Sie nicht damit einverstanden sein sollten, daß der Zinsfuß vom 1. ds. Mts. von $4\frac{1}{2}$ auf 5 Procent erhöht wird. Im zustimmenden Falle bedarf es einer besonderen Erklärung Ihrerseits nicht, und würde ich Sie dann nur noch ersuchen, fortan die halbjährlichen Zinsen nach der neuen Norm auf meinem Komtoir in Empfang zu nehmen."

Ich wüßte kaum, was mich im Leben mehr erfreut hätte, als dieser Brief!

R. F.

119. Halle, d. 15. April 73.

. . . Stockhausen hat mir auch einen sehr freundlichen Brief geschrieben, der über Choralangelegenheiten hinweg eine mir sehr erwünschte Correspondenz, von der ich mir gute Folgen verspreche, einleitet. Bei seiner Anwesenheit in Halle hatte ich ihm Einiges aus dem Freylinghausen'schen Gesangbuche[1]) mitgetheilt, was ihn sehr interessirt haben muß: ich werde mich nun bemühen, den alten Wälzer für ihn aufzutreiben. —

An den Herrn von Keudell schrieb ich gestern, wie mir eben ums Herz war: wenn man auf ihn zu reden kommt,

[1]) Vgl. darüber Sarans Schrift über Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied. Das geistliche Gesangbuch von J. A. Freylinghausen erschien 1704 und 1714.

kann man ja kaum Worte finden, die sein edles und selbstloses Verhalten hinlänglich ins rechte Licht setzen.

Gestern hörte ich, daß Liszt zum Musikertage in Leipzig eingetroffen sei. Ende der Woche geht er nach Weimar und wird denn auch wahrscheinlich mit Ihnen die bewußte Conferenz dort abhalten. Sollte bei der Gelegenheit ein Wort fallen, das mit Ihren Absichten nicht ganz zusammenstimmt, so haben Sie gewiß die Güte, mich möglichst rasch zu orientiren, damit ich Position nehmen kann. Es wird mir ja von Tag zu Tag einleuchtender, wie sehr Sie Recht haben, daß Vorsicht eine Cardinaltugend ist! —

R. F.

120.

Halle, 23. April 73.

. . . Daß Sie bei den noch in Aussicht stehenden Aufführungen weniger die materiellen als die ideellen Erfolge ins Auge fassen, freut mich ganz besonders! Weshalb Riedel das Concert von der Zusage der Frau Joachim abhängig macht, verstehe ich nicht recht. Zwar wird demselben durch die Dame ein renommirter Name zugeführt — singt aber Frau Flinsch[1]) und wirkt außerdem noch Gura mit, so ist der Sologesang hinlänglich vertreten, und auch in den besten Händen! —

Stockhausen habe ich vorgestern wieder geschrieben und ihm ein Exemplar des Freylinghausen'schen Gesangbuchs, das ich in Leipzig durch ein glückliches Ohngefähr erwischte, geschickt. Meine Lieder sollen bald nachfolgen — es wird nur noch auf den Druck einiger revidirter Hefte, die in der neuen Form ihre Vorzüge haben dürften, gewartet.

Wenn es mit den Angelegenheiten für den Ehrenfonds zu Ende sein wird, tritt gewiß auch für mich eine recht stille Zeit ein — ich kann nicht behaupten, daß ich sie herbeisehne, weil ich dann ausschließlich mit mir selbst wieder zu

[1]) Sängerin, Freundin von R. Franz.

thun habe. Was dergleichen aber in meiner Lage bedeuten will, brauche ich Ihnen gegenüber kaum zu erwähnen. Hoffentlich komme ich bald in's rechte Geleise zurück — am guten Willen dazu soll es wenigstens nicht fehlen . . .

R. F.

121.

Halle, 1. Mai 73.

. . . Sander meldet, Liszt sei gestern bei ihm gewesen. Er freue sich wie ein Schneekönig, daß nicht nur der Ehrenfonds soweit gediehen, sondern daß auch meine künstlerische Position in den letzten Jahren so wesentlich gewonnen habe: was er vor 25—30 Jahren vorausgesehen, finge sich jetzt an zu erfüllen. Am dritten Pfingstfeiertage Vormittags will er mich besuchen: Sander holt ihn dann von mir zu einer Fahrt nach Merseburg, wo Orgelconcert stattfindet, ab . . .

Daß ich es aber noch erleben dürfte, die von mir eingeschlagene Kunstrichtung zur allgemeinen Anerkennung gebracht zu sehen — wie soll ich es Ihnen und Allen, die für dieselbe so gediegen einstanden, nur genügend danken? Mögen Sie in dem Bewußtsein, einer guten Sache Ihre Kräfte gewidmet zu haben, den Lohn für die unerhörten Anstrengungen, denen Sie sich dabei unterziehen mußten, finden! Für dergleichen zu leben und zu wirken, ist denn doch schon der Mühe werth!

R. F.

122.

Halle, 23. Mai 73.

Mit der Sendung aus Wien glaubte ich Ihnen eine große Ueberraschung zu bereiten und nun wissen Sie bereits alles! Am vergangenen Montag erhielt ich einliegende zwei Schreiben von Helene Magnus und Hanslick,[1]) die das

[1]) Wien, d. 14. Mai 73.

Hochverehrter Meister!

Es geschieht heute nicht bloß in eigenem Namen, sondern für einen Kreis von Verehrern Ihrer Kunst in Wien, daß ich Ihnen schreibe

Eintreffen einer Geldsendung an mich avisirten. Am Dienstag Abend gelangte dieselbe wirklich an . . .

Wie es aber nun zugegangen sein mag, daß Helene Magnus einen so unerhörten Betrag aufbringen konnte, ist mir geradezu räthselhaft; es müssen da in letzter Instanz Faktoren mitgewirkt haben, von denen wir gar keine Ahnung haben. Vielleicht können Sie über diesen Punkt Näheres in Erfahrung bringen. —

Einliegend erhalten Sie den gewünschten Entwurf von zwei Schreiben an Frau von Schleinitz und Frau Theresa Ravené: wirthschaften Sie in demselben nach Belieben herum. Frau Auguste Leo und Herrn von Watzdorf[2]) werde ich noch heute oder morgen schreiben. R. F.

---

und Sie bitte, beiliegendes Ehrengeschenk als ein Zeichen der Hochschätzung und wärmsten Theilnahme freundlich aufzunehmen. Obwohl nur sehr Wenige aus diesem Kreis mit Frl. Magnus und mir den Vorzug theilen, Sie persönlich zu kennen, so betrachten doch Alle, die Ihre Lieder singen und verstehen, Sie wie einen guten alten Freund, — ein schöner Beweis, daß in Ihnen der Mensch und der Künstler thatsächlich Eins und untrennbar sind! Nach dem Vorgang von Berlin hatte sich hier ein kleines Comité gebildet, welches ohne jeglichen Appell an die Oeffentlichkeit die beiliegende Ehrengabe erzielte, welche sich somit rühmen darf, von lauter gut Franzisch Gesinnten herzurühren.

Brauche ich Ihnen erst zu sagen, daß unsere vortreffliche Helene Magnus die Seele des Ganzen war? Mit derselben Wärme, mit welcher sie zuerst Ihre Lieder öffentlich vortrug (und so schön vortrug, daß viele stürmisch zur Wiederholung verlangt wurden), — hat sie sich an die Spitze unserer Robert-Franz-Gemeinde gestellt und eine bewunderungswürdige Thätigkeit entfaltet.

Es würde Sie gefreut haben, bei diesem Anlaß zu sehen, wie tief Ihre sinnige, ernste und keusche Musik hier bereits Wurzel gefaßt. Wir Alle hoffen mit Zuversicht, daß Ihre Gesundheit sich wieder bessern und Ihnen neuerdings gestatten werde, sowohl zu genießen als zu schaffen! Möchten wir bald wieder manchen neuen süßen Klängen lauschen, die uns von der Saale herüber wehen! Dies ist der herzlichste Wunsch Ihrer zahlreichen Freunde und Verehrer in Oesterreich, in deren Namen ich heute so glücklich bin, Sie zu begrüßen

als Ihr aufrichtig ergebener

Eduard Hanslick.

[2]) Die hier genannten Damen und Herren hatten den vertraulichen Aufruf (vgl. oben S. 136 Anm.) mitunterschrieben.

123. Berlin, 24. Mai 73.

Hochverehrter!

Erfolg der Ehrendotation in Wien räthselhaft. Einverstanden. Auch bin ich erstaunt, aber wenn Sie weiter von „unbekannten Faktoren“ sprechen, „die mitgewirkt haben müssen“, so trenne ich mich von Ihnen: ich bin erstaunt lediglich über Helene's Energie. Das ist der Hauptfaktor, neben dem die anderen alle verschwinden. Diese Summe! Das ist eine ganz gewaltige Leistung. Ich weiß, was dazu gehört. Seit Januar ist die famose Person in Wien die ganzen Tage in unserer Sache thätig gewesen. — Nur so bringt man etwas zu Wege. —

Sie schreiben: — „wunderliche Welt!“ Nein: nicht „wunderliche Welt“, sie ist nur eben anders als Ihre Generation sie anschaute. Da sollte immer die „gute Sache“ sich von selbst durchsetzen. Prosit Mahlzeit! Zum Durchsetzen gehört „Energie“ und diese liegt nicht in der Sache, sondern immer nur in der Persönlichkeit, für die lange Zeit — dank Hegel — jedes Verständnis verloren war. — Die beste Sache siecht dahin, bis eine energische Persönlichkeit sie in die Hand nimmt. — Zwei Faktoren also: die gute Sache und die energische Persönlichkeit. Erst wo diese beiden zusammentreten, giebt es ein gutes Resultat . . .

Ihre überzeugtesten ältesten Jünger leisten nichts, weil sie Schlappschwänze sind . . .

Helene Magnus werde ich dankbar sein aus voller Kraft.

Sie aber müssen in Ihrer Antwort vergelten, soviel Sie nur können. Was giebt es wohl Schöneres als einen Enthusiasmus reiner Art, der so voll, treu und energisch sich bethätigt: — „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen,“ sagt Christus in recht menschlicher Empfindung. —

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ergebenster A. v. Senfft.

124. Halle, 26. Mai 73.

Daß Sie mit meiner Finanzoperation nicht unzufrieden sind, ist mir ein wahrer Hochgenuß. So wie ich die Berechnung erhalten habe, sende ich sie Ihnen zu . . .

Wenn ich in meinem Briefe von „unbekannten Faktoren" sprach, die den räthselhaften Erfolg in Wien mit herbeigeführt haben müßten, so schloß ich dergleichen aus früheren Berichten der Helene Magnus, die ja vor einigen 8 Wochen kaum den dritten Theil der abgelieferten Summe in Aussicht stellten. Es kann keinen Augenblick in Frage stehen, daß die Dame im Interesse des Ehrenfonds eine staunenswerthe Energie entwickelt hat. Hätte ich ahnen können, daß Sie einen Blick auf meine Briefe nach Wien zu werfen wünschten, so würde ich dieselben gewiß copirt haben. Gleich in der ersten Rage schrieb ich an Helene Magnus und an Hanslick: ich glaube wohl, daß Sie mit beiden Briefen einverstanden gewesen sein würden. Drei Tage später ging aber noch ein Brief an Helene Magnus ab, von dem ich einen flüchtigen Entwurf besitze, den ich Ihnen nachfolgend mittheile, ohne dabei auf jedes Wort schwören zu können . . .

„Je unbefangener ich den Verlauf Ihrer Bemühungen in meinem Interesse betrachte, um so bestimmter stellt sich mir die Thatsache heraus, daß jene großen Erfolge nur durch die von Ihnen ausgegangenen Kunstleistungen erzielt sein können. Hätten Sie das Wiener Publikum mittelst derselben nicht zu überzeugen gewußt, um was es sich bei meiner Musik im Grunde genommen handle — nun und nimmermehr wären jene außerordentlichen Resultate zu Stande gekommen! Tausendmal habe ich schon im Stillen den Wunsch ausgesprochen: „fänden deine Lieder nur eine ihrem Inhalt angemessene Interpretation, so wäre ihnen und dir selbst für alle Zeiten geholfen". Daß dieser Fall jetzt eingetreten ist, beweisen die Wiener Vorgänge unwiderleglich. Ihr Publicum besitzt in musikalischen Dingen eine Empfänglichkeit sonder Gleichen — schon

früher konnte ich mich davon persönlich zur Genüge überzeugen — freilich müssen ihm dann aber auch die Kunstobjekte in geistvoller und vollendeter Form vorgeführt werden: — der Dank dafür ist nicht ausgeblieben!"

„Demnach mögen Sie beurtheilen, welchen Dank ich Ihnen schuldig geworden bin! Leider habe ich als Gegenleistung nur einen warmen Händedruck zu geben und muß Sie auf den Lohn verweisen, der aus jeder echten und rechten Kunstthat von selbst entspringt. Sehr schön deutet Ihr lieber Brief es an, daß sich durch uns Beide der Norden und Süden Deutschlands in herzinniger Weise als verbunden darstellt: dergleichen Erscheinungen zeigen aber am allerunzweideutigsten, welch hohe Culturmission der wahren Kunst innewohnt." —

. . . Von der Richtigkeit Ihrer Weltanschauung bin ich jetzt durch die Thatsachen vollkommen überzeugt worden. Gern gebe ich zu, früher zu wenig Gewicht auf die Bedeutung der „Persönlichkeit" gelegt zu haben. Wenn Sie sich aber in meine damalige Lage versetzen, werden Sie diese Erscheinung erklärlich genug finden. Was ich nicht nur in Halle, sondern auch anderwärts erlebt hatte, konnte wahrlich nicht dazu dienen, dem Gegenpol der „Sache", der „Person", gerecht zu werden. Wird man in einemfort wie ein Schuhputzer behandelt — ich räume ein, durch meine Formlosigkeit dazu herausgefordert zu haben — so lernt man allmählich das „Persönliche" unterschätzen und legt den Hauptaccent auf das „Sachliche". Der Mensch muß eben erst durch E r f a h r u n g e n klug gemacht werden: ein abstraktes Verhalten erzielt stets schiefe Resultate. — . . .

Daß meine überzeugtesten ältesten Jünger nichts leisten, weil sie Schlappschwänze sind, unterstreiche ich doppelt und dreifach! —

Indem ich mich von Herzen freue, daß Sie von Gramenz nicht ganz ohne Hoffnung abgereist sind, bin ich mit den besten Grüßen

Ihr dankbarer

R. F.

125. Halle, 4. Juni 1873.

In aller Eile zwei Worte. Gestern Vormittag war Liszt hier und von der größten Liebenswürdigkeit. Er freute sich über die Ehrengabe, die mich nun aller weiteren Sorgen enthöbe und sprach sich über Sie in einer Weise aus, daß Ihnen dabei doch das Herz im Leibe gelacht haben würde. Sobald Sie mit ihm eine Conferenz haben, wird er sich wahrscheinlich in gleichem Sinne gegen Sie aussprechen. Im Verlauf des Gespräches hörte ich denn zugleich, daß die Fürstin Hohenlohe im Wiener Comité die Tochter der Fürstin Wittgenstein sei, deren ich mich von früher her noch sehr gut entsinne. Sie ist eins der lieblichsten Wesen, die mir je im Leben vorgekommen. Auf meine Rede hin, daß ich sofort an Helene Magnus schreiben wolle, um sie zu bitten, der Frau Fürstin in meinem Namen ganz besonders zu danken, ging Liszt eifrig darauf ein und bestärkte mich in diesem Vorsatze: die Fürstin werde sich gewiß sehr freuen. Heute noch wird geschrieben . . .

. . . Der neue Brand in Boston hat mir wieder einen gewaltigen Schreck eingejagt: hoffentlich ist Dresel auch diesmal mit einem blauen Auge davongekommen. Seine Frau besitzt nähmlich mehrere Stadthäuser.

R. F.

126.

Halle, 5. Juni 1873.

Meinen Brief von gestern, der über Liszt's Besuch referirt, werden Sie nun wohl bereits erhalten haben. Sander war auch da, hatte aber mit Liszt wieder einmal entschieden Pech. Nach seiner Berechnung sollte bei mir gefrühstückt werden, zu welchem Behufe er direkt aus Breslau ein volles Schock Röstwürstchen (!) kommen ließ. Liszt, der eine Stunde früher als Sander in Halle eintraf, hielt sich jedoch in meiner Wohnung nur kurze Zeit auf und nahm mich mit nach dem Kronprinzen, wo seine Begleiter aus Weimar abgestiegen waren. Gegen ½12 Uhr kam ich wieder

nach Hause und fand Sander mit seinen Röstwürstchen vor, die denn nun zu einem ganz anderen als dem ursprünglich beabsichtigten Stoffwechsel herhalten mußten. Des Mannes eigenmächtiges Dazwischenfahren hat ihm schon oft genug große und kleine Verlegenheiten bereitet. Uebrigens ist er von einer unaussprechlichen Gutwilligkeit — NB. wenn Alles nach seinem Kopfe geht: — diese Eigenschaft entschädigt für mancherlei andere Dinge . . .

R. F.

127.

Halle, 10. Juni 1873.

. . . Wer mich in Geldsachen für leichtsinnig hält, hat sich eben eine grundfalsche Vorstellung nach dieser Seite hin von mir gebildet.

Mein einziger Luxus bestand von jeher in Cigarren — die rebellischen Nerven haben aber auch dafür gesorgt, daß mir diese Depense in Zukunft nicht über den Kopf wächst! Mit Gastereien wird bei mir ebenfalls nichts verthan, das weiß man ja in Halle hinlänglich: ich müßte also das Geld geradezu auf die Straße schmeißen, wenn mein „Arnheim" leer werden sollte. Im Voraus bin ich überzeugt, daß Sie den Leuten jenen Wahn benehmen werden — Sie können es wirklich mit gutem Gewissen thuen . . .

R. F.

128. Berlin, d. 23. Juni 73.

Hochverehrter!

Mit sehr erleichtertem Herzen wünsche ich Ihnen dieses Mal Glück zu Ihrem Geburtstage.

Lesen Sie nur einmal nach, was ich vor einem Jahre schrieb: ich hoffte, Sie würden den kommenden Geburtstag ruhiger erleben. Vielleicht kommt Sander zur Feier Ihres Ehrentages nach Halle . . .

Treu ergeben

Ihr A. v. S.

129. Halle, 24. Juni 73.

Herzlichen Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch. Sehr wohl erinnere ich mich der vorjährigen Bemerkung, die ich damals für ein kaum zu lösendes Problem ansehen mußte. Wie hat sich aber seitdem Alles zum Besten gewendet! Einer gedrückten Lage bin ich entzogen worden und erfreue mich nun einer Unabhängigkeit, an die zu glauben mir noch immer schwer fällt. Hätte ich es selbst nicht mit angesehen, in welcher Weise die Angelegenheiten des Ehrenfonds fundirt und dann Schritt für Schritt mit wunderbarer Geschicklichkeit weiter entwickelt wurden, so müßte ich den Hergang geradezu für einen Traum halten.

Abgesehen von dem erhebenden Bewußtsein, das Lebensglück einer Familie begründet zu haben, muß Ihnen die Art und Weise, wie dies Resultat erreicht wurde, noch eine ganz besondere Genugthuung gewähren. Schwierigkeiten gab es für Sie nicht: sie schienen nur dazu vorhanden zu sein, um siegreich überwunden zu werden. Und das Alles thaten Sie aus Verhältnissen, deren Anfang und Ende auf die Forderung absolutester Uneigennützigkeit basirt war. So leicht wird Ihnen heut zu Tage wahrlich keiner dies Stücklein nachmachen!

Haben Sie nun auch selbst den bedeutsamsten Antheil an seiner meisterhaften Ausführung, so wird es doch mir ebenfalls zu einer Befriedigung gereichen müssen, unter meinen Freunden einen Mann besessen zu haben, der sich solchen Opfern freudig unterzog und den einzigen Lohn im Gelingen seiner Absichten fand. Darum werden Sie es mir schon erlauben, daß ich Ihnen nicht nur dankbar, sondern auch stolz auf Sie bin! — . . .

R. F.

130. Berlin, 27. Juni 73.

Hochverehrter!

Es war ein Irrthum von mir, ich hatte geglaubt, Ihr Geburtstag wäre am 25. — nun kann ich meine Glück-

wünsche noch einmal wiederholen, zugleich im Namen meiner Frau, die Ihre warme Verehrerin ist. Wir sangen gestern unter anderem: „Schemen verloschener Flammen", „Zwei welke Rosen", „Abendlich schon rauscht der Wald" zu meiner Frau hellstem Enthusiasmus: — ein anderer Enthusiasmus als der der Frau R.! Daß diese nach Halle kommt, ist wahrscheinlich. — Wichtig ist, daß sie als Enthusiastin Halle verläßt. Wird ihre große Eitelkeit nicht verletzt, sondern etwa gar angenehm berührt, so schlägt sie nächsten Winter hier furchtbaren Lärm für Sie und das wäre ganz günstig. Sie haben es in der Hand, ohne Ihr Gewissen zu beschweren. Freundlich-höfliche Zurückhaltung wird Ihnen durch Ihr Leiden erleichtert. Das Mitgefühl der recht gutmüthigen Dame wird lebhaft erregt sein, da werden ein paar höfliche galante Wendungen genügen, sie in Feuer und Flamme zu setzen. So viel müssen Sie aber leisten. Qui simulare nescit, regnare nescit. Der gefährlichste Punkt ist der: die Frau steuert auf eine Dedication los. Diese Hoffnung muß ihr bleiben. In meinen Verhandlungen mit ihr warf ich einst hin, daß es ihr unmöglich gleichgültig sein könnte, einen berühmten Mann, dem größerer Ruhm noch bevorstände, zu Dank zu verpflichten — — — worauf sie mir ein von H. ihr dedicirtes Liederheft hinschob. Ich erwiderte: — Nach allem, was ich über ihre Beziehungen zu H. wüßte, sei nichts motivirter als diese Dedication, und erregte damit bei ihr das beifälligste Schmunzeln. — Ohne solche wohlmeinende Teufelei wären wir wahrlich nicht weit gekommen.

Frau von Schleinitz[1]) läßt Ihnen sagen, sie sei ganz gerührt von Ihrer Güte. Sie sei Ihnen dankbar, sie habe Ihnen auf Ihren Brief nur aus Verlegenheit nicht geantwortet. Es sei ihr so schmerzlich, für die gute Sache so wenig gethan zu haben. Einliegend erhalten Sie zurück einige Correspondenzen, darunter den Brief von Stockhausen. Dieser Brief ist höchst wichtig: macht er wirklich Ihre Lieder

[1]) Jetzt Gräfin Wolkenstein.

zu Repertoirestücken, so ist das das imposanteste Pater peccavi, was je da war: denken Sie sich die Wirkung. Viele Leute gestatten sich den Franz-Cultus lediglich deshalb nicht, weil Stockhausen die Lieder grundsätzlich ignorire.

Eiligst Ihr getreuer

A. v. S.

131.

Halle, den 27. Juni 73.

...Gestern erhielt ich wieder eine Einladung von Riße,[1]) die ein garnicht übel geschriebener Artikel aus seiner Feder: „Bad Juliushall und das Radauthal im Harz", (Illustrirte Zeitung vom 24. Mai) begleitete. Was ich armer Teufel in Harzburg zu erwarten haben würde, mag Ihnen folgender Passus auf dem Briefe Riße's zeigen: „Er (der Artikel nämlich) soll Ihnen Kunde bringen von all den Herrlichkeiten hier, und Ihnen sagen, wie Deutschlands eigenster Sänger unmöglich dem Orte seine Gegenwart entziehen darf, welchen man als das Herz des Vaterlandes bezeichnen könnte. Das Vaterland liebt seinen Sänger (ja wohl!) und hat ihn ins Herz geschlossen, da darf er es auch nicht verschmähen, an diesem Herzen zu rasten." Selbstverständlich bleibt es bei Ilmenau,[2]) wo ich wenigstens nicht als „Pfingstochse" paradiren werde. —

R. F.

132.

Halle, 28. Juni 1873.

Herzlichen Dank für Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Glückwünsche! Das freundliche Interesse der letzteren an meinen Liedern ist mir vom höchsten Werthe, weil es von Neuem bestätigt, wie sich deren Inhalt mit dem der edelsten und feinsten Naturen in Uebereinstimmung befindet. Sie

[1]) Concertsänger.

[2]) Franz hatte die Absicht, zur Kur nach Ilmenau zu reisen.

mögen sich fest überzeugt halten, daß mir diese Theilnahme schwerer wiegt, als der ganze übrige Tageslärm!

. . . Daß aus dem „Franz-Tage" in Weimar nichts wird, darüber gräme ich mich aus verschiedenen Gründen keineswegs. Wie Liszt nun einmal ist, hätte ich unter allen Umständen mit hingemußt — was dabei freilich für meine Ohren herausgekommen wäre, steht wieder auf einem anderen Blatte. In Zukunft wird möglichst still gelebt — das ist das Einzige, womit ich mich noch einigermaßen über Wasser halten kann . . .

R. F.

133.

Halle, 29. Juni 1873.

. . . Daß sich Riße einer so intimen Bekanntschaft mit mir rühmt, ist komisch genug: ich habe ja dem Manne keine Note am Clavier begleitet! Wie er in Halle war, führte er sich meiner Frau mit ein paar Liedern vor (er kannte von meiner Waare überhaupt höchstens ein Dutzend), während ich inzwischen zur Thür hinaus marschierte. Von einem Singen in die Harmonie hinein hat er gar keine Ahnung, und das ist doch bei meinen Liedern die große Hauptsache. Wenn letztere keinen besseren Interpreten fänden, als Riße, so hätte ich hinlänglich Grund, wegen ihrer Zukunft besorgt zu sein. Wie selten findet man aber in der Welt ein selbstloses Interesse . . .

Watzdorff's Brief ist so liebenswürdig wie der Mann selbst: wenn man dergleichen liest, wird es einem doch wieder wohl zu Muthe! — Mein Geburtstag ist still vorübergegangen: Bethges mit dem kleinen Enkelchen, Helene Spielberg, Marie Robinson (Freundinnen meiner Frau) und Brandis[1]) haben Abends bei uns eine Kalbskeule gegessen.

R. F.

---

[1]) Musikdirektor in Halle.

134. Halle, Anfang Juli 73.

. . . Von Stockhausen erhielt ich neulich einen sehr freundlichen Brief,[1]) den ich Ihnen hiermit übersende.

R. F.

---

[1]) Cannstadt, 29. Juni 73.

Lieber Meister!

Ich will nicht abreisen, ohne einen recht herzlichen Dank auszusprechen für Ihre schöne werthvolle Sendung. Fast wie ein Vorwurf sprechen die drei prächtigen Bände Franz'scher Lieder, als wollten sie sagen: „um den ganzen Schatz warst Du noch kurz vor Deinem 25jährigen Jubiläum ärmer und durch Deine eigene Schuld". Nun bin ich aber reich und bedaure von Herzen, daß ich den Sommer nicht die schönen Lieder eins nach dem anderen studieren kann. Bisher hat die Aufführung des Faust von Schumann und ein ernstliches Unwohlsein mich vom Klavier fern gehalten; jetzt muß ich nach Karlsbad, dann nach Kiel zur Niobé, dann nach Bonn zum Faust: erst im September werden mir ruhigere Tage vergönnt werden, die ich benutzen werde, um mein Repertoire zu bereichern. Seien Sie mir nicht böse, daß ich so offen ein Geständniß ablege. 1852 erst lernte ich durch Frau Schröder-Devrient Schubert und Schumann kennen, so sehr war meine musikalische Erziehung in Frankreich vernachlässigt worden. Als ich Ihre Lieder zum ersten Male in Leipzig hörte und sang, schien es mir unmöglich, noch einen solchen Meister mir anzueignen, wie ich es bereits bei Schubert und Schumann gethan hatte, und das muß eben der Sänger, wenn er Lieder singen will; da heißt es: sich in den Geist des Meisters vertiefen. Bach lernte ich in Paris, während ich bei der Opéra comique sang, kennen. Neues gab es nicht zu studieren und ich konnte mich Tag und Nacht mit ihm beschäftigen. Und so muß es wohl sein, namentlich wenn man nicht von der Jugend auf mit den Meistern vertraut war. So ging es mir wenigstens und ich schließe daraus, daß mein armer Kopf nicht Platz für alle auf einmal hat.

Unsere Faust-Aufführung brachte uns für das Denkmal in Bonn eine schöne Summe. Namentlich aber dem Publikum die Erkenntnis eines bedeutenden, echt Schumann'schen Werkes, das hier ganz unbekannt geblieben war. Selbst das Subjective der Schumann'schen Muse drängt sich in diesem Werke dem Zuhörer mächtig auf und ich glaube, der herrliche Text giebt das Seinige. Die dritte Abteilung rechne ich zu den Meisterwerken unserer Musiklitteratur. Irre ich, so belehren Sie mich bitte. Ein Sänger hat zuweilen wunderbare Urtheile.

Bitte, nehmen Sie nochmals meinen innigsten Dank für Ihr schönes Andenken, verehrter Meister. Lassen Sie bald hören, wie es Ihnen und den

135. Halle, 29. Juli 1873.

Als wir das letzte Mal in Halle von einander schieden, erlaubten Sie mir, Ihnen das Freylinghausen'sche Gesangbuch übersenden zu dürfen. Wie Sie wissen, knüpfen sich für mich eine Menge der schönsten Erinnerungen an dasselbe; es ist das Alpha meiner musikalischen Eindrücke und das Schicksal fügte es, daß es auch deren Omega wurde. Je lebhafter Sie sich für meine Lieder interessiren, um so begründeter wird der Wunsch sein, von der Quelle zu erfahren, der sie entsprangen. Möge deren Strömung im Laufe der Zeit durch noch so viele Neben- und Seitenzweige gespeist worden sein: — den Grundton ihrer Farbe hat sie sich bis ans Ende zu erhalten gewußt. Mit dem Buch schenke ich Ihnen also mich selbst: tausend Dank, daß Sie die kleine Gabe nicht verschmähen! — . . .

R. F.

136.

Halle, 1. August 73.

Gott sei tausendmal gedankt, daß der Trödel mit Adalbert[1]) endlich aufhört! Künftig mag er zu der Sache Position nehmen, wie er Lust hat, — sollte er sich namentlich ein Bißchen ärgern, darf man ihm dies Privatvergnügen bei Leibe nicht stören. Doch hoffe ich den guten Leuten, ihm und seiner Verwandtschaft, kaum Gelegenheit zu grollenden Eruptionen zu geben — es wird still wie bisher fortgelebt! —

Ueberblicke ich nun noch einmal recht unbefangen den

Ihrigen geht. Dem lieben Professor Volkmann und seiner Familie die besten Grüße. Ich habe ihm noch nicht schreiben können, so sehr haben mich Proben und Unwohlsein in Anspruch genommen.

Hoffentlich hilft Karlsbad das Letztere beseitigen. Ohne diese Hoffnung wäre ich übel daran.

Ihr
herzlich ergebener
Julius Stockhausen.

[1]) Adalbert Delbrück, Bankdirektor.

Verlauf, welchen die Angelegenheiten des Ehrenfonds nahmen, so drängt sich mir von selbst der Gesichtspunkt einer geradezu künstlerischen Entwickelung auf. Hat es auch zuweilen einen kleinen Ruck abgesetzt — stets glich er sich doppelt und dreifach wieder aus, oder ließ doch wenigstens eine humoristische Erinnerung zurück, die heut zu Tage auch ihren Werth hat. Dinge, über die man sich ernstlich betrüben könnte, sind in der That so gut wie keine vorgefallen! Wem aber anders ist diese meisterhafte, mit feinstem Takte durchgeführte Form, deren gediegener Inhalt wahrlich die kühnsten Erwartungen weit übertroffen hat, zu danken, als Ihnen, mein lieber Herr Baron?! Wenn wir, meine Familie und ich, für letzteren uns lebenslänglich auf das Tiefste verpflichtet fühlen müssen, so ist uns erstere mindestens ebenso werthvoll. Halten Sie sich versichert, daß der Ehrenfonds im Geist und Sinne seines Schöpfers Verwendung finden soll — das ist gewiß der beste und Ihnen auch angenehmste Dank, den wir abzutragen im Stande sind. —

In Betreff meines Handexemplars des Freylinghausenschen Gesangbuches komme ich Ihrem Wunsche, der mich tief befriedigt, mit Freuden nach: seiner Zeit soll es Ihnen ausgehändigt werden . . . [1])

R. F.

137. Berlin, 2. August 73.

Hochverehrter!

Sie sagen, Sie wollen still weiterleben. Still, o ja. Aber Sie sollen sich gütlich thun! Genießen Sie so viel als möglich!! Das fordern wir!! Das wird uns erst eine Genug-

[1]) Beim Empfange des ihm von Franz zugesandten Exemplares des Freylinghausenschen Gesangbuches schrieb Herr v. Senfft am 31. Juli 73 an Franz: „Herzlichen Dank für Ihr sinniges Angebinde. Aber die erworbenen Anrechte auf Ihr Handexemplar, das für mich natürlich von besonderem Werthe sein würde, möchte ich für den doch immerhin möglichen Fall meines Ueberlebens nicht aufgeben."

thuung sein. — In Ilmenau müssen Sie ab und zu Partien zu Wagen machen!! . . . Sie müssen sich bei Halle ein Haus kaufen und einen Garten pflegen — das war mein Traum seit langen Jahren, Ihnen solch Haus zu bauen. Nun kann es Rath werden.

In Eile

Ihr

seinerseits auch sehr dankbarer

A. v. S.

138.

Halle, 3. August 73.

. . . Die Bemerkung, daß ich in Zukunft still wie bisher fortzuleben gedenke, dürfen Sie nicht gar zu wörtlich nehmen. Vernünftige Bedürfnisse werden wir uns von nun an gewiß nicht versagen — nur möchte ich der lieben Nachbarschaft keinen Anlaß zu neidischem Geklatsch geben, weil ich mich nicht gern in fremden Mäulern weiß. Designiren Sie mich nun aber gar zum Hauswirth, so setze ich mich dieser Gefahr im höchsten Grade aus: die Vorstellung, in dieser Eigenschaft unter den Hallensern herumzuwandeln, ist schon an und für sich provocirend genug. Wenn Sie mit unserer neuen Wohnung — feinstes Viertel, Louisenstraße Nr. 9 — nicht zufrieden sind, so mag Ihr Plan bestimmter in Aussicht genommen werden, obschon ich im Voraus weiß, daß man uns von vorn und hinten heillos beschuppen wird. Zudem haben wir Richard vor der Hand nicht mehr bei uns: er geht zunächst nach Tübingen oder Heidelberg — kommt er übers Jahr nach Halle zurück, dann wohnt er wahrscheinlich auf der Klinik oder doch in deren Nähe. Sehen Sie sich uns und unseren Kram gelegentlich an — dann mag eine Entscheidung wegen der Zukunft getroffen werden . . .

In Zukunft möchte ich mit aller Welt in Frieden leben — ich fühle wirklich ein dringendes Bedürfnis dazu.

R. F.

139. Berlin, 5. August 1873.

Hochverehrter!

Mit dem Hause, das war nur so eine Idee!! Nichts weiter. „Hauswirth" Gott bewahre! An Miether dachte meine Seele nicht. — Nur an ein kleines Häuschen mit Garten ausschließlich für Sie und Ihre Familie — aber da wäre wieder die Gefahr, daß man Sie totschlüge, womit uns wieder nicht gedient wäre.

Sie schreiben: „Es müssen mir unbekannte Gründe gewesen sein, die Adalbert bestimmten, dem Comité beizutreten". Den Grund will ich Ihnen nennen: er besteht nur darin, daß die Haare, an denen ich ihn schleppte, nicht rissen.

Nun leben Sie recht gesund und heiter. Wie gesagt, das mit dem Hause war nur eine „Idee" — Sie sollen ganz nach Ihrem Geschmack leben.

In Eile

Ihr ergebenster

A. v. S.

140.

Halle, 15. October 73.

. . . Beikommend sende ich Ihnen Hüffer's[1]) Aufsatz mit vielem Dank zurück. Ich habe ihn mir von Fahrenberg, der ein ganz guter Engländer ist, übersetzen lassen und finde nun, daß die Partie über mich gar nicht so übel ist. Man kann die Thatsache nur beklagen, wie sich so viele Leute von Geist durch das Raketenfeuer der modernen Musik die Augen blenden lassen. Und doch gehört nur eine unbefangene Beobachtung dazu, um die bodenlosen Verirrungen derselben sofort wahrzunehmen. Nicht die Stimmungen, welche die Objecte auf das Gemüth hervorbringen, sucht man mittelst der Töne darzustellen, sondern

[1]) Francis Hüffer (1843—89), Musikschriftsteller, Berichterstatter der Times; trat begeistert für Wagner ein.

diese Objecte selbst. In dieser perversen Richtung scheint mir hauptsächlich das Mangelhafte der neueren Kunst zu liegen: sehen Sie Brahms, Max Bruch oder Wagner an — allenthalben derselbe krasse Materialismus! Uebrigens geht es in anderen Künsten nicht besser her und spiegelt sich in ihnen ebenfalls jener unkünstlerische Zug der Zeit. — Verzeihen Sie diesen Excurs — er drängte sich mir aber bei Gelegenheit Hüffers, an den ich doch noch schreiben werde, auf.

R. F.

141.

Berlin, 17. October 1873.

Hochverehrter!

... Sie thun sehr Unrecht, Ihren Excurs über den krassen Materialismus moderner Kunstrichtung zu bedauern. Dergleichen Excurse interessiren mich viel mehr als alles Geschäftliche. Nur hatte ich im letzten Jahr keine Zeit dazu!

Mit großem Behagen und viel Genuß kehre ich jetzt wieder in ein menschliches Dasein zurück.

Die von den Objecten hervorgerufenen Stimmungen sollen in Tönen dargestellt werden, nicht die Objecte selbst.

Das ist nicht bloß meine Ueberzeugung, sondern sogar meine Formel.

Eiligst Ihr ergebenster

A. v. S.

142.

Halle, d. 18. October 73.

... Fahrenbergs Uebersetzung des Hüffer'schen Aufsatzes, der es wahrlich verdiente, in eine deutsche Zeitung aufgenommen zu werden, habe ich für Sie copirt und können Sie daher das Schriftstück als Eigenthum betrachten.

Mit der Bemerkung, daß Mendelssohn Schubert's Bahnen gefolgt sei, hat Hüffer aber Unrecht. Dem feinen Mendels-

sohn war Schubert viel zu tappsig, namentlich in der Behandlung der Harmonie. Für Schubert's naturwüchsige Unmittelbarkeit hatte er seiner ganzen Veranlagung nach auch wenig Sinn und Verständniß. Mendelssohn's Lieder knüpfen vielmehr an die Mozart'schen und Weber'schen an — allerdings wußte er seinen derartigen Schöpfungen einen weit zarteren Duft zu geben, als es die Ausdrucksmittel der beiden letztgenannten zuließen. —

Ebenso ist es falsch, daß die nachgelassenen Sammlungen der Gesänge Schubert's die schönsten Specialitäten seiner lyrischen Muse enthalten sollen: die meisten derselben sind keinen Schuß Pulver werth! Von den nachgelassenen Instrumentalwerken gilt jene Behauptung mit weit größerem Rechte. — . . . Daß mein Excurs über den Materialismus der modernen Kunst Ihre Zustimmung findet, freut mich außerordentlich. In Zukunft werde ich, sobald sich dazu eine Gelegenheit bietet, meinem Herzen wieder Luft machen: bekomme ich hinterher auch einen kleinen Nasenstüber, so werde ich ihn wohl verdient haben. —

R. F.

143.

Halle, 21. October 73.

... Heute sende ich an den Doctor Hüffer einen langen Brief ab, der Mancherlei enthält, was ihn interessiren dürfte. An Hüffer's Artikel gefällt mir der Passus ganz besonders, der mich endlich aus den erdrückenden Umschlingungen Schubert's und Schumann's befreit. Diese Combination hat mir mehr Schaden als Nutzen gebracht, ganz abgesehen davon, daß sie auf grundfalschen Voraussetzungen beruht. Immerhin sind die Gruppirungen spaßhaft genug, welche bisher mit mir vorgenommen wurden: die erste lautete — Schubert, Schumann, Franz; die zweite, von Ambroß ausgehend — Mendelssohn, Schumann, Franz; die dritte endlich — Liszt, Franz. Welcher Recht hat, weiß ich nicht, doch es will mich fast bedünken u. s. w. . . .

Die Nasenstüber, welche ich mir schon im Voraus von Ihnen ertheilen ließ, sind völlig in der Ordnung: wer so oft wie ich in Worten über den Strang zu schlagen pflegt, dem sind dergleichen Monita nicht nur heilsam, sondern auch dankenswerth.

R. F.

144. Berlin, 4. November 1873.

Hochverehrter!

. . . Sie schreiben: „Unter diesen Umständen muß man Schopenhauerianer werden etc. etc." Ich gestehe, daß ich die Nothwendigkeit nicht einsehe. Als Antischopenhauerianer bin ich in die Franz-Agitation eingetreten und blicke als derselbe Antischopenhauerianer auf sie zurück. Mein Pessimismus ist vielleicht nicht geringer als der Schopenhauers, allein er steht auf einem anderen Grunde und hat eine andere Spitze. Freudiger Aufschwung zur That (nicht theatralisch zu denken, sondern schlichte, beharrliche That) auf Schopenhauers Grund und Boden erwachsen — das muß ich erst sehen, ehe ichs glaube.

Für mich ist der Schopenhauerianismus ein Wurmfraß, der die gesundeste Frucht mit eins vernichten kann.

Dieser Pessimismus führt zu einem kuriosen Aristokratismus. Eine kleine, noble Minorität gegenüber dem niedrigen Haufen! Natürlich rechnet sich jeder einzelne Schopenhauerianer zu den noblen Naturen und findet darum um so weniger Veranlassung, über sich selbst zu wachen. Alles, was er thut, ist „nobel". — Allen Leidenschaften, allem Egoismus läßt man die Zügel schießen — — — Alles edel und gut. Ich glaube an diese Zweitheilung in „Adel" und „Pöbel" nicht, sondern glaube, daß alle Menschen ohne Ausnahme an dem Bösen der menschlichen Natur Theil haben — in größerem oder geringerem Maße. Ich glaube, daß jeder ohne Ausnahme vor sich selbst auf der Huth sein muß. Das Sinken geht sehr schnell!! Facilis descensus averni. —

Nein, ich habe mit Schopenhauer nichts zu schaffen. Wie in dem Edelsten die Ansätze zu fast allen Niederträchtigkeiten zu finden sind, so birgt auch das „Gesindel" die Keime zu allem Guten in sich.

Wer an dieses Gute im „Pöbel" glaubt, gewinnt über ihn die Gewalt eines guten Dämons und meine Macht, über die Sie sich so verwunderten, lag wahrlich nicht hauptsächlich in der klugen Berechnung menschlicher Schwächen derer, die sich meinen Intentionen anschlossen.

Ohne Glauben an den guten, unverwüstlichen Fonds im Menschen, hätte ich wahrlich in der Franz-Sache nichts geleistet. — Wahrhaftig nichts.

Entschuldigen Sie diesen Excurs. Er kam aber vom Herzen und war gewissermaßen Bedürfniß.

In Eile

Ihr ergebenster

A. v. S.

145.

Halle, 6. November 73.

. . . Hinsichtlich Schopenhauer's stimme ich Ihren Ansichten über dessen höchst bedenkliche Seiten vollkommen bei. Das Interesse, welches ich an dem Manne nehme, ging zunächst von der Thatsache aus, daß es den Fachleuten wieder einmal gelungen war, eine offenbar bedeutende Kraft, nur weil sie nicht in der Herren Kram paßte, fast ein halbes Jahrhundert todt zu schweigen. Hatte ich doch in meinen kleinen Verhältnissen Aehnliches erlebt und daher eine Menge Schießpulver im Leibe, das nur auf die Gelegenheit zur Explosion wartete. Uebrigens bin ich viel zu wenig wissenschaftlich durchgebildet, um streng logischen Consequenzen folgen zu können: ich greife mir zusagende Gedanken nur so auf — das Andere lasse ich ruhig fallen, weil ich eben nichts damit anzufangen weiß. Bei Lichte besehen muß ja aber ein Jeder mehr oder weniger eklektisch verfahren, will er seine Persönlichkeit derart abrunden, daß sie fruchtbringend wirkt. Die letzten Spitzen der Schopenhauer'schen

Philosophie thuen dies aber nicht — schon darum möchte ich mich nun und nimmermehr dieser Lehre unbedingt anschließen. —

Am vorigen Sonnabend hatten wir das Vergnügen, Frl. Helene Magnus, leider nur einige Stunden, bei uns zu sehen. Sie telegraphirte von Leipzig und kündigte sich für Sonnabend in Halle an. Als sie zufällig mein Portrait sah, war sie sehr überrascht und frug, warum ich ihr keins geschickt habe. Natürlich erklärte ich mich sofort bereit, diesen Fehler wieder gut zu machen und werde ihr daher das Blatt nach ihrem Eintreffen in Wien übersenden. Auch wünschte sie ein Manuskript von mir zu besitzen, aber keins der bereits gedruckten Lieder, sondern eine meiner Jugendsünden. Zwar wehrte ich mich mit Hand und Fuß, weil diese Pièçen sehr viel zu wünschen übrig lassen und ich in meiner jetzigen Lage nicht daran denken kann, die Mängel zu beseitigen. Sie ließ aber nicht locker und ich werde ihr nun schon den Willen thuen müssen, selbst auf die Gefahr hin, mich mit einem unvollendeten Stücke zu blamiren.

Frl. M. war sehr liebenswürdig! Sie mußte nach Stuttgart, wo sie in einem Concert Stockhausen's singen wird. Unter Anderem auch 2 Lieder von mir. Wie mir Richard mittheilt, ist Wiedemann ebenfalls hincitirt, um in Schumann's spanischem Liederspiel mitzuhelfen. Stockhausen concertirt jetzt mit dem kleinen Röntgen, dessen Eltern die Zeit auch nicht abwarten können, den talentvollen Jungen zu ruiniren. So große Wuth ich im Allgemeinen auf Halle habe, muß ich doch dem Himmel fußfällig danken, daß er mich meine Entwickelung in abgeschlossener Ruhe hier erleben ließ.

Daß Frau Joachim eins meiner Lieder singt, ist ja sehr erfreulich. Wir wollen nur wünschen, sie möge über den „Schatz ist auf der Wanderschaft" hinausgehen und z. B. zu einem Liede greifen, wie „Herz, ich habe schwer an Dir zu tragen", dessen Form und Inhalt ihrem Wesen mehr entsprechen dürfte, als jenes neckische Ding . . .

R. F.

146. Berlin, 15. November 1873.

Hochverehrter!

Herzlichen Dank für Ihr Schreiben vom 6. November — Schopenhauer! Ganz d'accord! Diese Uebereinstimmung thut mir wirklich wohl! Uebrigens interessire ich mich sehr für Schopenhauer. Sobald ich Zeit finde, studire ich ihn mit Eifer. Kenne heute nur die äußeren Umrisse seiner Philosophie. Sehr wahr ist, was Sie über den Eklekticismus sagen, ohne den keine Persönlichkeit sich fruchtbringend abrunden kann. Stimme sehr zu!! —

Mit Ihrem Liede schoß Frau Joachim neulich den Vogel ab. Diese Pièce wurde am wärmsten aufgenommen, obwohl sie weniger gut sang als in Leipzig. —

Nun ist die Ehrendotationsangelegenheit abgeschlossen. Aber leben Sie nun auch entsprechend besser? denn das sollen Sie!!! Unsere Genugthuung ist, daran denken zu können, daß Sie behaglich leben und sich recht pflegen.

1. Trinken Sie täglich ein Glas Wein?
2. Rauchen Sie recht gute Cigarren? (In diesem Punkte waren Sie von jeher zum Gourmand bestimmt.)
3. Nähren Sie sich kräftig? oder was dasselbe ist, haben Sie das Wirthschaftsgeld Ihrer Frau den gebesserten Verhältnissen und der gleichzeitigen Theuerung entsprechend erhöht?

Eiligst

Ihr ergebenster
A. v. S.

147.

Halle, 16. November 73.

. . . Augenblicklich bin ich damit beschäftigt, eine Liturgie, die ich früher für mein Opus 29 bestimmt hatte, zu überarbeiten und dann drucken zu lassen. An der Verzögerung dieser Publication trug das „Hallelujah", das etwas zähe und steif ausgefallen war, die Schuld. Inzwischen fand sich ein besserer Stellvertreter ein — jetzt fährt das Ding hin,

wie die Kugel aus dem Laufe. Damit sind denn meine Bedenken vollständig gehoben und es fehlt nur noch ein Ehrenname, den ich gar zu gern auf den Titel schreiben möchte. Darf ich mich des Ihrigen dazu bedienen? Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie mir die Erlaubniß, Ihnen das Werk dediciren zu dürfen, geben wollten. Einer geneigten Entscheidung sehe ich hoffend entgegen und bin mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ewig dankbarer

Robert Franz.

148. Berlin, 18. November 73.

Verehrter Meister!

Ihre sehr freundliche Absicht, mir eins Ihrer Werke zu widmen, nehme ich als eine ehrenvolle Auszeichnung dankbar an. Nur der Zeitpunkt, in dem diese Widmung hervortreten soll, erweckt mir einiges Bedenken. Sie haben selbst eine Ahnung, durch wie ungewaschenes Gerede unsere Sache und ich an der Spitze hindurchgegangen. . . . Ich als der Activste bin den Leuten natürlich das größte Räthsel!! So viel Thätigkeit ohne eigenen Vortheil? „Ganz unmöglich!" Aber welche Vortheile mag sich Senfft gesichert haben? Den Kopf zerbrochen haben sich sehr Viele — auch von den sogenannten anständigen Menschen. Das weiß ich thatsächlich. All diesen Niedrigkeiten gegenüber (auf die ich vor Beginn der Aktion vollkommen klar gefaßt war) habe ich nun die heiterste Unbefangenheit in dem Bewußtsein, keine andere Genugthuung gehabt zu haben als die der gethanen Pflicht — nur in diesem Bewußtsein. Darum möchte ich mir dieses Bewußtsein auch nicht durch den leisesten Schatten trüben lassen. Gewiß, Sie verstehen mich und wissen meine Stellung zu würdigen!! Eine Dedikation im Momente der Ablieferung des Ehrenfonds hat aber auch noch insofern etwas Mißliches, als bereits vor Beginn der Agitation der hiesige musi-

kalische Klatsch sich — natürlich nicht gerade zu meinen Gunsten mit der Frage beschäftigt hatte, weshalb ich, der ich so lange Jahre Ihre Fahne hier hochgehalten, auf keinem Ihrer Liederhefte neben so vielen näher oder ferner Stehenden genannt sei.

Kurz: Ich nehme die mir zugedachte Ehre dankbar an; möchte aber doch bitten, das zunächst erscheinende Werk noch unter einer andern Flagge auslaufen zu lassen. An mich zu denken, dürfte dann an der Zeit sein, wenn die Geschichte mit dem Ehrenfonds im Gedächtnis der Menschen verwischt ist.

Auf das erscheinende Opus bin ich sehr gespannt!! Möge es recht bald erscheinen.

A. v. S.

149.

Halle, 19. November 1873.

So sehr es mich auch betrübt, Ihnen nicht einmal durch ein äußeres Zeichen den Beweis meiner Dankbarkeit geben zu dürfen, muß ich doch die Gründe, welche Sie zur Ablehnung meiner Bitte bestimmten, für vollkommen gerechtfertigt halten. Was mich betrifft, darf ich Ihnen gegenüber auch nicht den leisesten Schritt thun, der zu boshaften Bemerkungen veranlassen könnte. Wer würde uns denn wohl den wahren Hergang glauben? Wenn man sich früher darüber den Kopf zerbrochen hat, daß ich mit meinen Dedicationen nicht kargte, Ihnen aber geflissentlich auswich, so kennen Sie bereits die Motive, welche mich mit den früheren Gewohnheiten brechen ließen. Ich hatte mit den Dedicationen fort und fort Malheur und schienen sie das Signal zu sein, die Adressaten nicht enger an mich zu fesseln, sondern sie gründlich von mir wegzuscheuchen. Auf Grund dieser bösen Erfahrungen that ich dann das Gelübde, künftig für Dedicationszwecke keinen Namen mehr mißbrauchen zu wollen. Zu einem derartigen Verhalten glaubte ich um so mehr berechtigt zu sein, als ich das Zeichen einer Widmung rein persönlich faßte und dem draußenstehenden Publi-

cum überhaupt kein Recht einräumte, seine schnüffelnde Nase in Sachen zu stecken, die es garnichts angingen. Leider kommt man der Wirklichkeit gegenüber mit solchen Ansichten nicht durch, weil sich jener widerwärtigen Controlle doch kein Damm entgegensetzen läßt.

Wir wollen also unsere Angelegenheit kurz und gut folgendermaßen formuliren: „Mein nächstes Werk gehört Ihnen, möge Ihr Name auf dem Titelblatt stehen oder nicht." Damit verschaffen Sie mir Gelegenheit, Ihnen einen Beweis meiner dankbaren Verehrung zu geben und dem Publicum wird die Möglichkeit zu allerhand hämischen Unterstellungen entzogen. Die Menschen können sich nun einmal zu nobleren Anschauungen nicht erheben und müssen stets, weil sie selbst in der Mehrzahl ordinär sind, an das Ordinäre glauben. So bringen es z. B. nur sehr Wenige zu Stande, den Ehrenfonds unter einem anderen Gesichtspunkte als dem des Almosens, zu begreifen, obgleich sie schon der Name eines Besseren belehren sollte. Unsere großen Minister und Generäle erhielten Dotationen als Zeichen des Dankes der Nation: sie würden sich wahrscheinlich sehr besonnen haben, solche Geschenke zu acceptiren, wenn sie ihnen als Viaticum in die Hand gedrückt worden wären. Auch der Kunst gegenüber hat das Volk seine Stellung zu nehmen, gleichviel, ob man sich in Deutschland an diesen schrecklichen Gedanken bereits gewöhnt hat, oder nicht. Setzte nun gar der Künstler sein Handwerkszeug im Dienste der Sache, also der Welt, zu, dann hat letztere sogar die positive Verpflichtung, ihm seinen Verlust in der für angemessen befundenen Weise zu ersetzen und darf sich dabei gar nicht einmal als Wohlthäter geriren wollen . . . .

Rob. Franz.

150. Halle, 26. November 73.

Ihre Briefe an Sander und Frau Tenge[1]) schließen die Correspondenz des Ehrenfonds mit meisterlicher Plastik ab.

[1]) Nichte von Prof. Julius Schäffer.

Frau Tenge scheint in der That den Spieß umkehren und zeigen zu wollen, wie leidenschaftlich auch **sie** für künstlerische Zwecke zu agitiren versteht. Bei Licht besehen ist ihr Geplapper freilich so thörichter Art, daß man an einen rechten Ernst nicht glauben kann — sie will sich offenbar mit Ihnen etwas herumnecken. Leider kommt es immer mehr ab, den Weibern — edlere Naturen selbstverständlich ausgenommen — dann und wann einen kleinen Jagdhieb überzuziehen. Die gute alte Zeit war doch mit ihren patriarchalischen Einrichtungen gar nicht so übel! Vor Kurzem habe ich auch einen kuriosen Strauß mit einer Dame aus Berlin, der Frau Doctor Lindner, die meine bei Sander erschienenen Lieder ins Englische übersetzte, bestanden. Nachdem ich einige 14 Tage Sottisen über Sottisen eingeschluckt hatte, dachte ich: keine Antwort ist auch eine und nahm von den weiter einlaufenden Episteln keine Notiz mehr. Später meldete sich die Dame aber doch wieder und bot mir damit erwünschte Gelegenheit, ihr den Standpunkt ganz gehörig klar zu machen. Seitdem ist sie wie ein Ohrwürmchen — wir schreiben uns jetzt die zärtlichsten Briefe.

... Heute Morgen wurde in der Domkirche meine Liturgie (op. 29) gesungen: ich selbst habe so gut wie Nichts gehört — alle Nummern sollen aber wunderschön klingen. Auf allen Gesichtern lebhafte Freude ausgedrückt zu sehen und sie nicht miterleben zu können, ist ein Anblick, den ich meinem bittersten Feinde nicht wünschen mag!

R. F.

151.

Halle, 11. December 73.

Der durchschlagende Erfolg, den Henschel[1]) mit der „Widmung" davongetragen hat, bestimmt ihn vielleicht, sich später meiner Lieder noch nachdrücklicher anzunehmen, — was ich jetzt ohnehin für keine schlechte Speculation halten

[1]) Georg Henschel, Sänger.

würde. Hat sich doch Wiedemann mittelst derselben im Lande Sachsen noch auf seine alten Tage einen recht anständigen Namen zu verschaffen gewußt! Allerdings ist er dabei etwas ausschließlich zu Werke gegangen, was ich aber für eine conditio sine qua non halte. Leider suchen sich die meisten Sänger dem Publicum so vielseitig als möglich darzustellen und verderben mit dieser Buntscheckigkeit fast immer die Wirkung ihres Programms.

Daß meine Lieder jetzt mehr und mehr in Aufnahme kommen, beweist das „musikalische Wochenblatt", in welchem (aus Parteigründen) die Namen der lebenden Componisten mit fetter Schrift, die der abgeschiedenen mit magerer gedruckt werden: jede Nummer bringt eine Anzahl neuer Städte — nur Halle schweigt mürrisch! —

Neulich zeigte man mir in einer Buchhandlung das neueste Opus der Elise Polko — wenn ich nicht irre, hieß es „Aquarellzeichnungen", in welchem mir auch ein Wassertöpfchen gestiftet war. Sie lügt wie gedruckt — unausgesetzt habe ich mir vor Erstaunen die Augen reiben müssen.

Auch sah ich vor Kurzem eine Nummer des „Familienjournals", in der man neun lebende Componisten in effigie aufgehängt hatte: ich baumelte zwischen meinen beiden Freunden Raff und Kiel! Den Bilderchen waren noch kurze Skizzen beigegeben, unter denen sich die mich betreffende ganz besonders spaßhaft ausnahm. So wurde es mir zum größten Verdienst angerechnet: „Die Traditionen Löwe's in Halle aufrecht erhalten zu haben!" Wenn dessen Tochter davon Wind bekommen sollte, kann ich mich nur auf eine unverdiente Dankadresse gefaßt machen. Obschon die Schmierfinken nicht wissen, was sie eigentlich mit mir anfangen sollen, halten sie es gegenwärtig für angezeigt, ihr Lichtstümpfchen ebenfalls leuchten zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, den fürchterlichsten Blödsinn an's Tageslicht zu fördern. —

. . . Dem kommenden Weihnachtsfeste sehe ich seit langer Zeit zum ersten Male mit wahrer Seelenruhe ent-

gegen und brauche wegen eines Deficits in meiner Casse nicht wie sonst besorgt zu sein... Wer hätte so etwas vor zwei Jahren wohl für möglich gehalten? Wir können Ihnen nicht dankbar genug sein und nur wünschen, daß Ihre Weihnachtsfreuden durch das schöne Bewußtsein, ein solches Resultat herbeigeführt zu haben, erhöht werden mögen.

R. F.

152.

Halle, 31. December 73.

Ihre Anfrage, ob meine Lieder metrisch oder rhythmisch aufgefaßt werden sollen, erlaube ich mir dahin zu beantworten, daß ich die metrische Wiedergabe derselben geradezu für ihren Tod halte, während ihnen die rhythmische einzig und allein das rechte Leben verleiht. Je ungezwungener sich hier die Melodie der Declamation anschließt, je feiner sie auf das Steigen oder Fallen des Wortausdrucks eingeht, um so sicherer wird die beabsichtigte Wirkung erreicht werden.

Nach diesen flüchtigen Auseinandersetzungen erledigt sich Ihre weitere Frage, ob die Viertelpausen des 6. und 20. Taktes der „Widmung" ihrem vollen Werthe nach zu halten sind, von selbst. Im 6. Takte wird sich's empfehlen, der Pause ihr Recht widerfahren zu lassen, im 20. Takte dagegen klingt dies Loch ganz abscheulich, weil es die Beziehungen der Worte untereinander total aufhebt. An solchen Stellen hat sich die musikalische Struktur höher hinaufliegenden Gesetzen entschieden unterzuordnen. Daß ich damit kein Zerstören der Grundbewegung gepredigt haben will, versteht sich von selbst — wie überall hat auch hier der Geschmack die letzte Entscheidung zu treffen.

Das von Ihnen angeführte Beispiel des $^7/_4$ Taktes ist für den Vortrag meiner Lieder außerordentlich bezeichnend und überrascht mich jetzt selbst. Als ich das Lied niederschrieb, mußte ich darauf bedacht sein, den vielen sinnstörenden Lücken entgegen zu treten und konnte dies nur mittelst

jener seltsamen Taktart bewerkstelligen. Diese Composition darf aber ebenso wenig nach Mälzel's Metronom gesungen werden, wenn sie nicht steif und hölzern klingen soll.

Die von mir verlangte Freiheit der Bewegung, welche den deklamatorischen Verhältnissen unbedingt das Uebergewicht einräumt, könnte nun leicht zu einem hohlen Pathos verführen. Damit würde meinen Liedern aber sehr wenig gedient sein, weil sie von derartigen Zügen keine Spur an sich haben: ihr mehr nach Innen als nach Außen gerichtetes Wesen widerstrebt allen Gesticulationen und Grimassen.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Ansichten in möglichst weite Kreise verbreiten wollten. Allerdings wirkt das lebensvolle Beispiel stets am Eindringlichsten — doch haben theoretische Bemerkungen, an der rechten Stelle angebracht, ebenfalls ihr Gutes.[1])

Sobald Sie irgendwo im Zweifel sind, stehe ich zur Verfügung . . .

R. F.

153. Halle, d. 31. December 1873.

Am Schlusse des Jahres 73, das so tiefgehende, von Ihnen herbeigeführte Veränderungen meiner Lage gebracht hat, kann ich mir nicht versagen, Ihnen nochmals von Herzen für alle mir zugewandte Güte und Liebe zu danken. Wer eine Reihe von Jahren in stetem Hangen und Bangen über

---

[1]) Zu demselben Thema äußerte sich Franz in einem Briefe aus dem Anfang der 90er Jahre an Frl. v. Senfft wie folgt:

„Meine Lieder lehnen den schablonenartigen Vortrag ab. Sie wollen mit künstlerischer Freiheit, die der Unmittelbarkeit poetischen Empfindens keinen Zwang anlegt, gesungen sein. Die Persönlichkeit des Reproduzenten muß überall durchscheinen und darf nicht von traditionellen Ausdrucksmitteln beeinträchtigt werden: allerdings eine hochgestellte Forderung, die hier unerläßlich ist. Damit soll nicht etwa der dramatischen Willkür Thür und Thor geöffnet werden, denn die Ausführung hat sich stets den Gesetzen lyrischen Vortrags unterzuordnen. Die beste Schranke bietet der Text, dessen poetischer Gehalt ausnahmslos meiner Auffassung zu Grunde liegt."

das, was wohl die Zukunft bringen könnte, gelebt hat und sich plötzlich von dergleichen aufreibenden Dingen für immer befreit sieht, wird zu ermessen wissen, wie federleicht mir jetzt zu Muthe ist. Das verloren gegangene Gehör giebt mir freilich diese gehobene Stimmung nicht wieder — wie würde mich aber dieser Defekt erst peinigen, wenn sich ihm noch Sorgen um die liebe Existenz zugesellten?! Uebrigens soll jetzt mit einer homöopathischen Cur ein letzter Versuch gemacht werden, die rebellischen Nerven zu beschwichtigen. Da ich mich keinen sanguinischen Hoffnungen hingebe, wird mich ein resultatloser Ausgang nicht groß betrüben — sollte sich jedoch mein Zustand wenigstens derart bessern, daß die unseligen Hallucinationen zum Schweigen gebracht würden: wer könnte wohl glücklicher sein, wie ich?

Bei Hallucinationen fällt mir eben ein Geschichtchen ein, das wieder recht lebhaftes Zeugniß von dem Zartgefühl der „Jetztzeit" ablegt. Da wird mir neulich von einem Dr. Martin Perels ein Zeitungsreferat zugeschickt, das sich eingehend auf einen von ihm gehaltenen Vortrag über „Psychiatrie" einläßt. Gleich zu Anfang heißt es: „Hallucinationen sind stets als Vorboten des Wahnsinns zu betrachten und daher Bedrängnisse der schwersten Art. Gewöhnlich befallen sie begabte, aber schwache Naturen — so erlagen ihnen: Hölderlin, Lenau, Schumann und Schubert.(?) Der in Halle lebende Componist Rob. Franz ist von diesen Dämonen ebenfalls heimgesucht und stellt sich sein Leiden in Form der ‚freiwilligen Musik' dar" etc. Und solch eine heitere Perspektive in die Zukunft wird mir von diesem „Seelenarzt" ins Haus geschickt! Verdiente ein so roher Bursche nicht öffentliche . . . Prügel?! —

Rob. Franz.

154. Halle, 15. Januar 74.

Heute erhielt ich aus London das unter dem Haupttitel: „Richard Wagner und die Zukunftsmusik" Ihnen be-

reits angekündigte Buch des Dr. Hüffer.[1]) Auf dem Deckelblatte desselben prangen zwischen den Zweigen eines goldenen Baumes die Namen: Wagner, Franz, Schumann, Liszt, Schubert. Ueber der Sonne schweben Sterne und unten in der Ecke befindet sich des Autors Chiffre. Das Werk umfaßt einige 350 Seiten und ist geradezu prachtvoll ausgestattet.

Soweit ich es nun zu beurtheilen vermag, entspricht der Inhalt vollkommen dem Aeußeren. Die Verhandlungen über mich dehnen sich über 30 Seiten aus und sind offenbar mit großer Hingabe und feinem Verständniß geschrieben. Wie glücklich mich dieser Vorgang macht, können Sie garnicht glauben! Die Thatsache, daß meine Angelegenheiten in Verbindung mit denen der übrigen Potentaten zur Besprechung kommen, halte ich für außerordentlich gewinnreich, weil die Namen meiner Nachbarn ganz dazu angethan sind, die Theilnahme aller jetzt existierenden Parteien auf sich zu ziehen. Hoffentlich erscheint von dem Werke recht bald eine deutsche Uebersetzung, die dann gewiß Aufsehen erregen dürfte. Gleich Morgen werde ich mich bei Hüffer schönstens bedanken . . .

Wie geht es denn mit dem Befinden Ihres lieben Töchterchens? Es würde uns eine große Beruhigung sein, wenn Sie gute Nachricht geben könnten.

R. F.

155. Berlin, 21. Januar 74.

Hochverehrter!

Danke für zwei freundliche Schreiben. Meiner kleinen Tochter geht es besser. Direkte Gefahr liegt nicht vor. Wir thun natürlich alles Mögliche. Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme, die uns wohlthat.

Gestern sang ich in einer großen Gesellschaft zwei Perlen von Schubert und Schumann und dann als drittes Lied

[1]) Siehe Brief 140 ff.

„Und nun ein End' dem Trauern". Die Wirkung war groß. Alte verstockte Franzfeinde waren fortgerissen und bekannten willig, daß dies Lied seine beiden Vorgänger total geschlagen.

Wer hat Ihnen den Orden[1]) zugefügt? Ich bin unschuldig! Dagegen bekenne ich mich schuldig an der Bekehrung Dr. Hüffers. Derselbe kam als vulgärer Antifranzianer 1868 in mein Haus und verließ es 69 als wärmster Freund Ihrer Poesie. Er ist treu geblieben. Können Sie mir sein Buch, wenn auch für kurze Zeit, jetzt oder später überlassen? Eiligst

Ihr A. v. S.

156.

Halle, 22. Januar 74.

Daß sich's mit dem Befinden Ihres lieben Töchterchens wieder bessert, lesen wir zu unserer herzlichen Freude. Wir wollen nur wünschen, daß es weiter so fortgeht. Meine Frau hatte Herrn Böttcher[2]) in dieser Angelegenheit befragt, aber von ihm keine Auskunft erhalten, weil er schon seit 14 Tagen von Berlin abwesend war. Mit dem Manne habe ich rechtes Malheur gehabt: unsere Wege kreuzten sich überall vergebens! . . .

Wem ich eigentlich die Decoration zu danken habe, weiß ich selbst nicht. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat es noch, daß mich der Geheimrath Roedenbeck, unser Universitäts-Curator, in Vorschlag gebracht hat. Der hält große Stücke auf mich und ich traue seinem Wohlwollen alle nur möglichen guten Absichten mit mir zu. Nächstens finde ich jedenfalls Gelegenheit, ihm einen Besuch zu machen und da hoffe ich denn auf die Lösung des Räthsels. Uebrigens hat diese Auszeichnung in allen Schichten der guten Stadt Halle heilloses Aufsehen, wenn auch nicht immer ein für mich schmeichelhaftes, erregt. Die hiesigen Montagsblätter brachten das Verzeichnis der neuen Ritter und am Diens-

[1]) Kronen-Orden.

[2]) Julius Böttcher, Generaldirektor in Lübeck.

tag, als unser Dienstmädchen auf den Markt ging, wurde sie von allen Höckerweibern schreiend befragt: „ob der junge oder der alte Herr den Orden gekriegt habe!“

Ihr unermüdlicher Eifer, meine Lieder weiter und weiter in Berliner Kreisen zu verbreiten, scheint denn doch jetzt seine guten Früchte zu tragen: Sie dürfen wahrlich ohne Ruhmredigkeit behaupten, diesen Sachen in der Residenz nicht nur Bahn gebrochen, sondern das dort gewonnene Terrain auch einzig und allein bestellt zu haben. Für die Bearbeitung Hüffers[1]) bin ich Ihnen aber ganz besonders dankbar: sein Buch, das ich Ihnen nächsten Sonnabend übersenden werde, ist für mich von unberechenbarem Werthe. Hören Sie nur, was der Mann gelegentlich zur Charakterisirung meiner Lieder sagt:

„Seine Motive überraschen unser Gefühl oft durch die süßeste Feinheit und versetzen uns unwillkürlich in die Zeit des großen Cantors der Thomasschule in Leipzig, ja noch weiter zurück zu den Versammlungen der frühesten Lutherischen Gemeinden, deren Gesänge ihr starker und doch wieder mildherziger Reformator den Harmonieen der Engel vergleicht. Von hier aus bis zu der ursprünglichen Einfachheit des originalen Volksliedes ist nur ein kleiner Schritt und wir sind denn nicht überrascht, wenn wir unseres Componisten beste Seite in der Reproduktion populärer Naivität finden. Gesänge, wie z. B. „zu Straßburg auf der Schanz“ oder: „ich weiß ja, warum ich so traurig bin“, die der Volkspoesie entnommen sind, zeigen in der Einfachheit ihrer Modulationen eine Verwandtschaft mit den primitivsten Formen menschlichen Empfindens, die man nur in jenem Zustande zweiter kindlicher Unbewußtheit erreichen kann, welche das sicherste Zeichen höchster künstlerischer Begabung ist.“ —

Schöner läßt sich meine Musik doch gar nicht charakterisiren und wird einem dabei ganz glückselig zu Muthe!

Rob. Franz.

---

[1]) Vgl. Brief 155.

157. Halle, 24. Januar 74.

. . . Gestern war ich in Leipzig, um Flinsch's,[1]) die dort Familienfeste feierten, zu sprechen. Sie sind gegen mich nach wie vor die Alten: voller Güte und Theilnahme!

In Leipzig wüthet jetzt eine complette Brahms-Epidemie, die sich innerhalb dieser nüchternen Umgebungen seltsam genug ausnimmt. Wie steht es denn damit in Berlin? Die Menschen müssen nun einmal ihren Götzen haben, vor dem sie anbetend niederfallen. Doch mag ich die stillen Flüche nicht hören, die manch einem Schwärmer, der nothgedrungen still sitzen muß, durch dieses Maestro musikalische Abstraktionen ausgepreßt werden!

R. F.

158.

Halle, 15. Februar 74.

Wir freuen uns außerordentlich, Sie nach so langer Zeit in Halle einmal wieder willkommen heißen zu können!

. . . In seinem letzten Briefe bat mich Hüffer, ihm doch über das deutsche Volks- und Kirchenlied und beider Verhältniß zu meiner Kunstrichtung Ausführlicheres mitzutheilen. Dies könnte vielleicht in Form eines Artikels geschehen, den er dann übersetzen und in einer unter seiner Redaktion stehenden Zeitschrift „The Examiner" abdrucken lassen wolle.

Der Vorschlag hatte viel Verlockendes für mich, weil die guten Deutschen gewöhnlich mit langen Hälsen ins Ausland zu gucken pflegen, während sie in der eigenen Heimath bei Dingen, die sie nicht zu sehen wünschen, den Kopf tief zwischen die Schultern stecken. Ich habe mich also ohne Weiteres zurechtgesetzt und ein Opus ungefähr vom Umfange des „offenen Briefes"[2]) zu Stande gebracht, das ich nicht für ganz mißlungen halte. Es zerfällt in drei

[1]) Von Franz hochgeschätzte alte Freunde. Julienne Flinsch war eine vorzügliche Sängerin.

[2]) „Offener Brief" an Ed. Hanslick.

Capitel, deren erstes das Volkslied und den Choral, deren zweites die direkten Einflüsse des letzteren auf meinen Bildungsgang, deren drittes endlich die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der alten Kunstepoche und meinen Bestrebungen behandelt. Unter anderem geschieht auch des Freylinghausen Erwähnung und zur Charakterisirung seines Inhalts werden drei Choräle, mit einem Tonsatz von mir, beigegeben. Sie müssen ganz wundervoll klingen, und werden die Engländer die Augen nicht schlecht aufreißen, wenn man ihnen dergleichen Schätze vorlegt. Meine Schreiberei ist nun an Saran abgegangen, an dessen Placet mir viel gelegen ist, weil er ebenfalls in die Categorie der Choralmenschen gehört. Ende dieser Woche denke ich alles wieder in den Händen zu haben.

Sollte der Aufsatz späterhin etwa nach Deutschland dringen, so möchte ich nur die Gesichter sehen, die unsere Historiker, auf weltlichem wie auf kirchlichem Gebiete, schneiden werden: obschon er nicht eine polemische Wendung enthält, müssen die Thatsachen diesen Grashüpfern doch dermaßen hinter die Ohren schlagen, daß sie gar nicht wissen, wie ihnen geschehen ist. Hoffentlich sind Sie mit mir auch der Meinung, daß man jetzt in aller Seelenruhe das keifende Gepolter solcher Culturwächter über sich ergehen lassen kann.

R. F.

159. Halle, 24. Februar 74.

Bester Herr Baron!

Infolge einer Anfrage erlaubten Sie mir seiner Zeit,[1]) Ihnen meine als Op. 29 demnächst erscheinende Liturgie unter vier Augen dediciren zu dürfen. Indem ich von dieser gütigen Erlaubniß Gebrauch mache, fällt mir die Geringfügigkeit meiner Gabe wieder recht schwer aufs Herz; doch tröstet mich die Ueberzeugung, daß Sie die Gesinnung, welche

[1]) Vgl. Brief 148 S. 177 f.

sie Ihnen darbietet, als das, was sie einigermaßen werthvoll erscheinen lassen könnte, betrachten werden.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ewig dankbarer

Rob. Franz.

160.

Halle, 3. März 1874.

... Auf das Schicksal der Liturgie bin ich sehr gespannt. Sie ist an den Oberkirchenrath, an sämmtliche Consistorien und die Redaktionen der kirchlichen Fachblätter vom Verleger gesandt worden. Ich selbst habe Exemplare an den Geheimrath Schöne wie an die Generalsuperintendenten Moll und Schulze — letzterer ist sehr musikalisch — abgehen lassen. Meinardus[1]) in Dresden, der ebenfalls sein Exemplar bekam, schreibt mir heute Folgendes:

„Daß Sie mit einer Liturgie hervortreten, kann nicht anders als einflußreich für Form und Gehalt des Gottesdienstes werden — oder ich müßte mit allem Urtheil völlig auf dem Holzwege sein. Die liturgische Frage hat längst angefangen, die Gemüther der evangelischen Christenheit, welche auf ihr Bekenntnis und was damit zusammenhängt, noch Gewicht legen, zu bewegen. Zündstoff in Menge hat sich angehäuft; so dächte ich, müßte es von allen jenen guten Leuten mit Jubel begrüßt werden, daß Sie, der mit Bach's Geist und musikalischem Wesen sich durchdrungen weiß wie kein Zweiter, mit einer Liturgie hervortreten, die in die alten Formen eine neue Seele gießt und der Idee dem symbolischen Ritual gemäß auch musikalisch die festgeschlossene Einheit darstellt, zu welcher die einzelnen Sätze sich aneinander reihen wie Gelenke eines geistigen Organismus."

„Ich bin tief bewegt, lieber Freund, von Ihrem schönen Werke. Das Kyrie zumal mit seiner schwebenden äolisch-

[1]) Ludwig Meinardus (1827—96), Komponist und Musikschriftsteller.

phrygischen Tonalität und der imitatorisch fortschreitenden Bewegung (Christe, erbarme dich) — so etwas giebt's nur einmal her! Mir vergegenwärtigte das Stück eine Illustration Schnorr von Carolsfelds zu dem Meyfahrt'schen Liede: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt". Auf den Zinnen der goldenen Stadt der Verheißung drängen sich Scharen Verklärter zum Empfang einer abgeschiedenen Seele herbei, die wie ein Siegesheld auf dem Schild von vier himmlischen Boten, welche die Stücke der Rüstung tragen, erhoben emporschwebt." —

Soweit Meinardus. Lassen Sie mich noch hinzufügen, daß ich das Werk zu meinen besten Produktionen zähle — es möchte, was Geschlossenheit der Stimmung betrifft, eine Concurrenz kaum zu befürchten haben. Sollten sich aber die von M. ausgesprochenen Hoffnungen bestätigen, dann würde ich mir selbst zu dem Gedanken Glück wünschen, die Composition Ihnen gewidmet zu haben. Vor allen Dingen citiren Sie einmal vier, oder besser acht tüchtige Sänger auf Ihr Zimmer, damit Sie sich von der Wirkung meiner Chöre überzeugen . . .

R. F.

161.

Halle, 20. März 74.

. . . Mit Saran verhandle ich jetzt häufig wegen der von ihm beabsichtigten Broschüre. Gestern schickte er mir die Melodieen vier uralter Volkslieder, die er der damals üblichen Contrapunktistik entlehnte, und meint schließlich: „Nimmt man aber die Melodie aus dem Tenor und sucht sich eine verständige Harmonie dazu — dann fällt's einem wie Schuppen von den Augen. Und dann — — ja dann sieht man, daß Robert Franz eine wahrhaft überraschende Aehnlichkeit in seinen Volksliedern mit diesen hat." —

Nun, Sie werden Ihr blaues Wunder erleben. Leider sind die Texte platte Gassenhauer: das dürfte aber nur dazu dienen, den Adel der Melodieen zu erhöhen. Zu einer der Melodieen habe ich bereits die Begleitung gemacht und

stelle Ihnen eine wahre Wunderblume in Aussicht. Hoffentlich läßt mich mein armer Schädel den drei übrigen Nummern gegenüber nicht im Stich.

R. F.

162.

Halle, 29. März 1874.

Vielen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief! Die Nachricht, daß Tauberts Verstummen nur mit seiner Bummelei zusammenhängt, hat mir einen Stein vom Herzen genommen: neuerdings arten ja die Menschen mehr und mehr zu Reibeisen aus und man muß daher stets auf Friktionen gefaßt sein. Sagen Sie ihm nur, daß er endlich sein finsteres Schweigen brechen möge; in diesem Winter seien ja eine Menge Geschichten passirt, die der eingehendsten Besprechung werth genug wären.

Heute erhielt ich von Saran einen Brief, in welchem er sich für Halle ankündigt. Ueber 14 Tage muß er nach Berlin zu einem Colloquium und will dann einen Abstecher hierher machen. Unsere Untersuchungen in Betreff des altdeutschen Volksliedes gestalten sich immer interessanter und werden Sie erstaunen, wenn Ihnen die klingenden Resultate derselben erst Schwarz auf Weiß vor Augen liegen. Hoffentlich erlaubt es mein Zustand, mit dieser wundersamen Waare ein Heft auszufüllen — drei Nummern, die sich schon sehen lassen können, sind bereits fertig und will ich, obgleich meine Ohren täglich renitenter werden, das Aeußerste daran setzen, die andere Hälfte noch hinzuzufügen — vorausgesetzt, es finden sich die für unsere Absichten passenden Stoffe. Angesichts dieser Energie des Ausdrucks muß man sich aber förmlich der musikalischen Gegenwart und ihrer schwindsüchtigen Winseleien schämen. —

Ihre Mittheilungen über die vorzüglichen Kunstleistungen der Frau Becker[1]) haben mich im höchsten Grade interessirt. Von verschiedenen Seiten, die insgesammt des Lobes ihrer

[1]) Frau Ida Becker in Berlin, ausgezeichnete Dilettantin.

Musik voll waren, bin ich bereits auf die Dame aufmerksam gemacht worden. Namentlich äußerte sich die Duncker in diesem Sinne und die ist doch sonst nicht leicht zu befriedigen! Die Theilnahme so begabter Persönlichkeiten muß mir jetzt, wo ich selbst in keiner Weise für meine Compositionen einzustehen vermag, von dem allergrößten Werthe sein und kann ich nur wünschen, daß ihnen dieselbe recht lange erhalten bleibe. Ein solcher Wunsch ist im Hinblick auf die mancherlei Mißverständnisse, denen mein Stil nach Form und Inhalt ausgesetzt ist, hinlänglich gerechtfertigt — nur durch die wohlwollende Vermittelung einsichtiger und talentvoller Individuen kann hier Rath geschafft werden. Frau Becker soll sich nur von vornherein soviel als möglich auf eigene Füße stellen: was erlebt sein will, kann sich ja im Grunde genommen Jeder nur selbst erobern. Daß sie übrigens auf eine Pièce wie: „Des Waldes Sänger singen" gefallen ist, gereicht mir zur besonderen Genugthuung: mit dieser Nummer läßt sich eine große Wirkung, allerdings mehr innerlicher als äußerlicher Art, erzielen. Eine solche lohnt aber einzig und allein der Mühe, weil man überzeugt sein darf, daß dann das Herz des Empfangenden jedesmal eine Blüthe getrieben hat, deren Frucht früher oder später zur Reife gelangen wird.

R. F.

163.

Halle, 15. April 74.

. . . Gestern war Saran hier und brachte den Abend bei uns zu. Obwohl ich mich nicht gern sentimentalen Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft hingebe, kann ich doch nicht in Abrede stellen, daß mir das Weinen näher wie das Lachen stand, als er wieder in unserer Mitte saß. Die Zeiten, wo Sie und Er in Halle waren, gehören ja zu den schönsten meines Lebens und stechen doch gar zu herbe von der Gegenwart ab! Uebrigens hat sich Saran

wenig verändert gezeigt — hätte ich mich noch in der alten Weise umhertummeln können, so wäre kaum ein Unterschied zwischen damals und jetzt zu verspüren gewesen. Wir haben dann in Betreff seiner Absicht, zur Klarlegung meiner Kunstangelegenheiten einen Beitrag zu liefern, eingehend verhandelt und erwarte ich von der in Aussicht gestellten Broschüre erfreuliche Resultate. Namentlich sollen die Bearbeitungen, die er gleich mir in Ehren hält, gründlich vorgenommen werden, bei welcher Gelegenheit denn auch die wohlverdiente Ablohnung der Herren Heinrich Bellermann[1]) und Joseph Müller[2]) stattfinden dürfte. Wie die Verhältnisse jetzt beschaffen sind, kann mir ja der persönliche Groll dieser Gesellen sehr gleichgültig sein, zumal derselbe kaum noch einer Steigerung fähig ist. Ihnen gegenüber bedarf es wohl kaum der Bitte, die Planung dieses Indianerzugs mit Discretion zu behandeln. Verlautet etwas davon, so werfen die Kerle Schanzen auf. —

... Nächsten Sonntag geht Richard nach Tübingen ab und wird es dann wieder bei uns recht still werden. Wir haben uns bereits so sehr an ihn gewöhnt, daß er uns an allen Ecken und Enden fehlen wird. Wie glücklich habe ich mich aber zu preisen, jetzt an meinen Kindern Etwas thun zu können! —

R. F.

164.

Halle, 28. April 74.

... Am vorigen Sonntag war Julius Röntgen[3]) hier und legte mir einen Liedercyklus, den er componirt hat, vor. Auch diese Sachen verrathen eine ungewöhnliche Begabung, wenn sie auch keine Lyrik in meinem Sinne darstellen: die Musik geht überall mit der Poesie durch! Leider bin ich jetzt nicht

---

[1]) Königl. Musikdirektor, Professor a. d. Universität Berlin.

[2]) Musikschriftsteller.

[3]) Julius Röntgen, geb. 1855, bedeutender Componist und Virtuose, s. a. Brief 145 S. 174.

mehr im Stande, mich dem jungen Manne in dem Grade nützlich zu erweisen, wie ich es wohl wünschen möchte, doch hat mir sein Zutrauen große Freude gemacht und werde ich demselben nach Kräften zu entsprechen suchen. Ob ihm aber die negative Art meiner Einwirkung sehr förderlich sein wird, steht abzuwarten. Er ist eine ganz unverdorbene Natur und hat ihm der Himmel jene Sorte von Naivität gegeben, an der alle Misère des Lebens spurlos abgleitet.

Kürzlich hat Dresel denn doch wieder einmal von sich hören lassen. Er schimpft wie ein Rohrsperling auf Sanders englisches Album meiner Lieder und weist der Frau Lindner allerdings haarsträubende Dinge nach. Um nur ein Beispiel anzuführen: in Opus 34 No. 1 übersetzt die Dame den Schluß: „zerfließe jetztunder auch" mit „wilt thou not dissolve at last?" Der Engländer gebraucht nun „dissolve" nur von der chemischen Analyse und so wird denn hier „der alten einsamen Thräne" zugemuthet, sich in ihre elementaren Bestandtheile: Salz und Wasser, aufzulösen! Und von dergleichen Lächerlichkeiten wimmelt's im Album! Sander wird in seinem Leben nicht klug werden, weil er nur immer Rath von sich selbst annimmt!

R. F.

165. Halle, 9. Juli 74.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, dessen Ton und Inhalt mich auf das Freudigste bewegt hat. Daß Sie mir persönlich wieder ein bischen gut geworden sind, gereicht mir zur größten Genugthuung und giebt meinem Verhältniß zu Ihnen erst die rechte Weihe. Was ich dazu beitragen kann, diesen Beziehungen einen sich mehr und mehr steigernden, lebensvollen Gehalt zu verschaffen, soll gewiß nicht unterbleiben.

Ihre Mittheilungen in Bezug auf meine ablehnende Haltung zu Riedel's Plänen[1]) haben mich im höchsten Grade

[1]) R. plante die Festkonzerte der Tonkünstlerversammlung zu Halle.

überrascht. Es ist wahrhaft empörend, was für Unsinn heut zu Tage zusammengeklatscht wird! Schon hieraus läßt sich entnehmen, wes Geistes Kinder die zeitgenössischen Künstler eigentlich sind. Die Leutchen konstruiren sich über Personen und Sachen ihre Meinung und urtheilen dann von diesem trügerischen Fundamente aus munter ins Blaue hinein. Ob es klappt oder nicht, verschlägt wenig — man wird sogar sehr eklig (leider niemals gegen sich selbst), wenn Letzteres der Fall ist.

. . . Ueber den von Ihnen für das nächste Jahr in Aussicht gestellten Besuch Ihrer Frau Gemahlin freue ich mich wie ein Kind. Hoffentlich steht es dann besser mit meinem Befinden. Mit letzterem hapert's zur Zeit immer noch recht sehr — der Geschmack will sich gar nicht wieder einstellen. Das wäre eine hübsche Geschichte, wenn sich der für alle Zeiten verabschiedet haben sollte! Obschon ich kein Gourmand bin, sollte es mir doch der paar Cigarren wegen ungeheuer leid thun! . . .

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr dankbarer

R. F.

166.

Halle, 13. Juli 1874.

. . . Mein Unwohlsein will sich immer noch nicht verziehen. Hexenschüsse, Gliederschmerzen und wie das Teufelszeug sonst heißen mag, plagen mich um die Wette. Wahrscheinlich befinde ich mich jetzt in dem angenehmen Stadium der Mauser, die bekanntlich alle 7 Jahre den Staubgeborenen heimzusuchen pflegt. Ob ich mit einem glänzenden Gefieder aus derselben hervorgehen werde, scheint mir denn doch einigermaßen zweifelhaft zu sein . . .

Die Bemerkung eines Wohlbekannten aus der alten Hallenser Zeit über mich ist gewiß in ihrer ersten Hälfte, also in der mir zugewandten freundlichen Gesinnung, ganz richtig — die zweite Hälfte: „mein Mißtrauen und meine

Bitterkeit" kann ich jedoch nur unter großen Beschränkungen zugeben. Wer jedes einzelne Wort bei mir auf die Goldwage legen will, wird freilich seine liebe Mühe und Noth mit mir haben. Sie wissen ja selbst, daß ich mehr belle als beiße — ein Erbtheil von meinem guten Vater her.

Vielleicht bereite ich Ihnen mit der Uebersendung des Feuilletons einer in Wien erscheinenden Zeitung „Neues Wiener Tageblatt" eine heitere Viertelstunde. Der Doktor Schuster[1]) schickte mir den Schwindel zu und erkundigte sich, ob ich denn wirklich der Autor der „Souvenirs d'une Cosacque" wäre. Er hat sich in der Buchhandlung nach diesen Enthüllungen umgesehen und sie denn auch unter dem Titel: „Souvenirs d'une Cosacque" par Robert Franz, Paris[2]) — gefunden. Welcher Schweinehund hat denn da wieder meinen ehrlichen Namen mißbraucht — oder sollte es in der That einen Schmierfinken geben, den ich als Namensvetter gelten lassen müßte?! Was wird wohl Liszt zu diesen mir in den Mund gelegten scandaleusen Vorgängen sagen? Emanzipirte Weiber — das ist ja von jeher meine Hauptpassion gewesen! Mich nun mit diesem Gesindel in intime Verbindung zu bringen, ist denn doch eine Ironie des Schicksals, die ihres Gleichen suchen möchte. — Haben Sie die Güte, mir das Feuilleton gelegentlich zu remittiren — wer weiß, ob ich es nicht gebrauche.

R. F.

167.

Halle, 13. August 1874.

. . . Erlauben Sie mir jetzt einige Mittheilungen über den weiteren Verlauf meiner Beziehungen zu der infamen Kosakin. Auf Thümmels Rath schrieb ich an Liszt in der Sache und erhielt von ihm folgenden Bescheid:

---

[1]) Prof. Dr. H. M. Schuster in Wien.

[2]) Dieses Buch ist von einer Russin verfaßt, die bei Liszt in Weimar studirte und nach ihrem Fortgang dieses Pamphlet unter dem Pseudonym „Rob. Franz" veröffentlichte. —

„Wahrhaft gerührt durch Ihre edelmüthigen Zeilen, danke ich Ihnen herzlich dafür. —

Ob ein Protest in den Zeitungen gelegen ist, bitte ich Sie gänzlich nach Ihrem Belieben zu bestimmen. Das gebildete Publicum wird Sie gewiß nicht verdächtigen und meinerseits verdanke ich Ihrem lyrischen Genius so viele innige Erhebung, daß mir das Lug- und Trug-Gekrächze des Pariser Pseudo-Robert Franz kaum vernehmbar ward."

Franz Liszt.

Mit innigen Grüßen

Ihr

Robert Franz.

168.

Halle, 16. August 74.

... Halle liegt jetzt in seinem Ferienschlaf und producirt absolut Nichts der Erwähnung Werthe. Hin und wieder fällt eine Bagatelle vor — das ist aber auch Alles! So ließen sich neulich drei unserer Fortschrittsmänner von dem Führer der Halleschen Socialdemokraten zum Gevatterstehen bei einem seiner hoffnungsvollen Sprößlinge dadurch ködern, daß ihnen der Mann zerknirscht von seiner glücklich vollzogenen Bekehrung zum ruhigen Staatsbürger beichtete. Der perfide Bursche hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mit den drei Taufzeugen im Courier an die große Glocke zu schlagen — selbstverständlich zum allgemeinen Gaudium. Um den Spaß aber noch mehr abzurunden, ließen die drei Männer im feurigen Ofen eine wehmüthige Erklärung, den überhandnehmenden Mißbrauch der Presse betreffend, vom Stapel laufen. Halle muß sich doch auch am „Culturkampfe" beteiligen ...

R. F.

169. Halle, 19. October 1874.

... Seit meinem letzten Briefe mußte ich allerhand Fatales erleben und fürchte, damit noch nicht über den

Berg hinweg zu sein. So lange meine künstlerischen Angelegenheiten in tiefem Schatten lagen, konnte ich über Belästigungen, wie sie mir jetzt oft genug begegnen, nicht klagen. Gegenwärtig scheint das anders werden zu sollen und muß ich mir eine ganz neue Haut anschaffen, um dem auf mich einstürmenden Segen einigermaßen Widerstand entgegensetzen zu können. So hat sich Frau Whistling vom Dr. Abraham breitschlagen lassen, ihm meine Lieder ihres Verlags, natürlich ohne mich zu fragen, seinen unzähligen Albums einzuverleiben. Dagegen kann ich nun keinen Einwand erheben und habe es sogar nur freudig zu begrüßen, wenn diese Sachen endlich in Cours gesetzt werden. Wohl aber ist es eine Impertinenz sonder Gleichen, daß man, ebenfalls hinter meinem Rücken und sehr wider meine Ueberzeugungen, eine Ausgabe dieser Artikel für „eine tiefere Stimme" veranstaltet hat. Wie nicht anders zu erwarten war, sind denn dabei Formen zum Vorschein gekommen, die man garnicht für möglich halten würde, wenn sie nicht Schwarz auf Weiß vorlägen. Eine namhafte Anzahl der Begleitungen wird man in Zukunft auswendig lernen müssen — von Noten abspielen lassen sie sich wenigstens nicht. Doch auch ganz abgesehen von diesen monströsen Erscheinungen gestattet die polyphone Behandlung meiner Compositionen nun einmal keine Transposition — gleichviel, ob das ihnen zum Vorzug oder zum Nachtheil gereicht. Angesichts jener Rücksichtslosigkeiten wird mir denn kaum etwas anderes übrig bleiben, als einen Protest vom Stapel laufen zu lassen, in welchem ich mich von dergleichen Machwerken völlig lossage — das glaube ich den Liedern und mir selbst schuldig zu sein. — — —

R. F.

170. Berlin, 7. November 1874.

Hochverehrter!

Was sagen Sie zu meinem Schweigen? Ich hoffe, daß Sie mir genug vertrauen, um an wirkliche Säumigkeit nicht

zu glauben. Sie wissen, daß mich nur das absolute Unvermögen von Ihnen fern hält.

In den nächsten Tagen haben wir eine außerordentliche General-Versammlung behufs Aenderung der Statuten und des Geschäftsplans und diese bedingt große Vorarbeiten. Von der Einführung der Markrechnung will ich garnicht sprechen, da Sie sich selbst schon eine Vorstellung machen werden, wieviel Arbeit bei einem Geschäftsumfange von 25 Millionen Thalern hierdurch verursacht werden muß, da selbstverständlich alle Bücher umgeschrieben werden müssen.

Zum Ueberfluß hat man mich nun auch noch als Geschworenen eingezogen!

. . . Sander zeigte neulich in allen Zeitungen an: Trauermarsch bei feierlichen Leichenverbrennungen für Pianoforte von C. F. Rafael. op. 17. Preis 6 Sg.

Bei der Verbrennung soll man also im $^2/_4$ Takt — — schwitzen.

Meine Frau grüßt herzlich! —

Die Transpositions-Frage überginge ich lieber ganz. Sie wissen, es fehlt mir nicht an Muth der Ueberzeugung, und ich habe ja auch früher gerne mit Ihnen disputirt. Aber gegenwärtig ziehe ich es vor, Differenzpunkte möglichst zu vermeiden.

Darum nur einige Worte: Sie sind vollkommen in Ihrem Recht, wenn Sie gegen die tiefere Ausgabe mit einer öffentlichen Erklärung protestiren, in der Sie jede Verantwortlichkeit ablehnen. Ich würde einen solchen Schritt nur gerechtfertigt finden.

Andererseits bin ich weit entfernt, diejenigen Benutzer der tieferen Ausgabe zu tadeln, denen die Original-Tonart nicht zugänglich ist.

Wie Peters die sehr schwierige Aufgabe, die Tonarten für die Transposition zu bestimmen, gelöst hat, weiß ich nicht. Ich spreche also nur in Abstracto.

Gewiß verlieren die Lieder fast ausnahmslos, wenn man sie ihrer Ton-„Heimath" entfremdet. Aber die Tonart ist doch nur ein Factor. Wenn eine tiefere Stimme ein

Lied in der Original-Tonart „brüllt oder quiekt“ und nachher einen Ton tiefer mit Geschmack und Empfindung singt, so ziehe ich das Letztere vor.

Die Alternative: „Singe es in der Original-Tonart oder garnicht“, finde ich hart.

Bevor Sie den geschmackvollen Sänger, dem nur die Stimmlage fehlt, zur Ruhe verweisen, müssen Sie jedenfalls allen den Gröhl-Trinen den Mund verschließen, die nichts zu Ihren Liedern herzubringen vermögen als die nöthigen hohen Töne.

Wirklich, der Tonarts-Frevel ist nicht der schwerste, der an Ihren Liedern verübt wird! —

Dies meine Ansicht, der ich nur nothgedrungen Ausdruck gebe.

Darum keine Feindschaft, sagt der Berliner.

In großer Eile

Ihr ergebenster

A. v. S.

Herzliche Grüße von Haus zu Haus.

171. Halle, 9. November 74.

... Was Ihre Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Transpositionen betrifft, bin ich weit davon entfernt, deren praktischen Werth zu verkennen. Nur gegen die Veröffentlichung solcher Palliativmittel protestire ich, weil sie dadurch gewissermaßen legalisirt werden. Geschieht dies nun gar bei Lebzeiten des Autors, dann wird man ihn natürlich ganz allein für die Form, in der sie auftreten, verantwortlich machen. Uebrigens haben Sie wohl bei jenen Auseinandersetzungen zumeist Ihr Organ im Auge gehabt, auf welches sie vollkommen passen. Ob aber auch auf andere Kehlköpfe, das erlaube ich mir stark zu bezweifeln. Ihre Stimme besitzt die sehr seltene Eigenschaft, neben herrlichen Mitteltönen noch in der Höhe weich und in der Tiefe voll zu sein: mit solchen Qualitäten läßt sich eben Alles ausrichten! Nehmen wir dagegen prononcirte Alt- oder

Baßstimmen an — kann es wohl etwas Abscheulicheres geben, als deren Wirkung meinen hohen Tönen gegenüber? Man würde die Lieder geradezu eine Quinte herabsetzen müssen, um bei erwähntem Stimmmaterial auf Ausdrucksfähigkeit zu stoßen. Und was sollte in diesem Falle aus dem doch gleichberechtigten Accompagnement werden? Zwar berufen sich die Verleger auf die Thatsache, daß die Lieder Beethoven's, Schubert's und Schumann's ebenfalls in tieferen Ausgaben erschienen sind, weshalb sie mir das Recht absprechen, wider dergleichen Einrichtungen anzukämpfen. Einmal waren aber jene Meister schon längst todt, bevor man ihre Gesänge transponirt herausgab und dann paßt auch ihr Fall nicht entfernt auf den meinigen: die Melodie jener ist im Durchschnitt homophoner Art, die meinige hingegen durch und durch polyphon. In jedem Tone der polyphonen Melodie steckt latent eine Harmonie, was von der homophonen Cantilene keineswegs behauptet werden kann. Diese Beschaffenheit der Melodie bedingt nun eine ganz verschiedenartige Behandlung der Harmonie und hier liegen die Gründe, weshalb z. B. Schubert's Lieder zur Noth eine Transposition vertragen, die meinigen sie jedoch nicht zulassen: auch die sorgfältigste Wahl der Tonart wird diesem Uebelstande nicht abhelfen können. Darin stimme ich Ihnen aber aus voller Seele bei, daß der Tonarts-Frevel nicht der schwerste ist, der an meinen Liedern begangen wird . . .

R. F.

172.

Halle, 3. Januar 1875.

Endlich ist Saran's Broschüre[1]) fertig geworden — ich beeile mich, Ihnen ein Exemplar derselben zu übersenden. Sie werden finden, daß sich's in dem Buche keineswegs um einen Panegyrikus handelt, sondern lediglich um wissenschaftliche Untersuchungen, durch die mein Liederkram aus der bisherigen Unsicherheit seiner Beziehungen herausgehoben

[1]) Robert Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied. Leipzig bei Leuckart (Sander).

und auf ein festes Fundament gestellt wurde. An Widerspruch wird es freilich nicht fehlen — derselbe möchte um so schneidender auftreten, als das Terrain, auf welches es hier ankommt, für die Meisten geradezu eine terra incognita ist. Auch den Historikern kann mit der Genesis meiner Compositionen unmöglich gedient sein, weil der geschichtliche Proceß in einer Gestalt auftritt, die ihnen wahrscheinlich eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Abgesehen von dem Wunsche, die praktischen Consequenzen, welche sich aus der von mir eingeschlagenen Richtung für den Vortrag ergeben, noch gezogen zu sehen, werde ich in Zukunft um das Schicksal meiner Lieder nicht mehr besorgt sein — es kann sich nun ein Jeder selbst den nöthigen Aufschluß verschaffen. — Sehr gespannt bin ich aber auf das Schicksal der Notenbeilagen: dem linken Flügel werden sie wohl zu typisch und dem rechten zu subjektiv erscheinen — leider entsprechen jedoch die bisherigen Auslassungen des einen wie des anderen nicht einmal den bescheidensten Forderungen, die hier gestellt werden müssen. Mir kam es in der Hauptsache auf den Versuch an, die alten Zeiten mit dem Auge der Gegenwart zu beleuchten und damit zu zeigen, in welcher Form sie sich ihm darbieten. Inwiefern mir das gelungen ist, muß ich natürlich dem Urtheile Anderer überlassen — hoffentlich ist meine Magnetnadel nicht gar zu weit vom rechten Pol abgewichen. —

Vor Kurzem erhielt ich von Rheinberger[1]) in München einen Brief, der mir außerordentliche Freude gemacht hat: ich lege denselben bei und bitte um gelegentliche Remission. Von der in Rede stehenden Aufführung des „Allegro"[2]) habe ich keine Ahnung gehabt und tritt hier zum ersten Male der Fall ein, daß ein deutscher Künstler — er gehört keineswegs zu den schlechten — sich aus freien Stücken und wohlwollend mit meinen Bearbeitungen eingelassen hat. Wie sehr mich das bisherige „In die Acht erklären" dieser

[1]) Professor an der Münchener Musikschule.

[2]) Händel's „Allegro" in Franz'scher Bearbeitung.

Sachen drückte, kann ich Ihnen garnicht sagen, weil sie der guten Meinung, welche der Herr von Keudell in seinem promemoria ausgesprochen hatte, thatsächlich so wenig Genüge zu leisten schienen. Vielleicht erlebe ich's auch noch, daß der Opposition die Spitze abgebrochen wird — dann will ich ruhig in die Grube fahren.

Mit den herzlichsten Glückwünschen zum neuen Jahre verbindet seine schönsten Grüße

Ihr dankbarer

R. F.

173.

Berlin, 10. Februar 75.

Hochverehrter!

Ich weiß gar nicht einmal, wie lange ich Ihnen nicht geschrieben. Jedenfalls bin ich Ihnen seit lange einen Brief schuldig.

Meine Säumigkeit können Sie aber getrost verzeihen. Geschäfte, Reisen, Bettlägerigkeit, Hoffnung — Sie in Halle zu sehen. Ueberdies hatte ich Ihr Schreiben von 3. Januar in meinen Papieren verschoben, so daß ich nicht einmal antworten konnte.

Von Keudell höre ich, daß Sie neuerdings miteinander korrespondirt haben.

Inzwischen habe ich aber musikalisch nicht gefeiert. Am 22. v. M. gab Kotzolt[1]) sein Concert. „Die beste Zeit im Jahr ist mein" wurde sehr gut ausgeführt. Würst sogar sprach sich sehr anerkennend über die Composition aus.

Ich sang zweimal. Zuerst drei Lieder von Schumann und am Schluß drei Lieder von Ihnen: „Widmung", „Weißt du noch", „Genesung". Das letzte mußte ich wiederholen, es schlug mächtig durch. Haben Sie die Recension von Gumprecht[2]) gelesen? Vorgestern sang ich in Stettin in

---

[1]) Heinrich Kotzolt (1814–81), Musikdirector und Professor in Berlin.

[2]) Musikreferent in Berlin.

einem Concert von Robert Emmerich.[1]) Die Schlußnummer wurde wieder von drei Liedern von Ihnen gebildet: „Gewitternacht", „Weißt du noch", „Im Wald". No. 3 wurde stürmisch da capo verlangt.

Stettin summt jetzt Franz'sche Lieder. Ihre Lieder waren dort schon recht bekannt, aber niemand machte Gebrauch davon. Es galt als ausgemacht „sie eignetensich nicht zum Vorsingen".

Dieser niederträchtigen perfiden Phrase begegnet man überall. Ein pfiffiger Kopf hat sie ausgeheckt, und die Freimaurer-Verbindung der Musikanten hat sie überall hin kolportirt. Allerorten ist sie etabliert.

Nun sehen die Leute, wie sehr wirksam sie sich im Vortrage erweisen! Die Phrase konnte eben nur durch den Thatbeweis widerlegt werden. Die sechs genannten Lieder habe ich übrigens mit Stockhausen durchgenommen, der sie fein und verständnißvoll auffaßte. „Weißt Du noch," hat er ganz herrlich gesungen.

Oft rief er, namentlich bei „Genesung" aus: „Wirklich, das sind Volkstöne!" Er hat Saran gelesen. Ich habe es ihm geschenkt.

Hier ist jetzt ein Intrigantenthum in der Musikantenwelt, das jeden Menschen anekeln muß. Stockhausen graut vor dergleichen, um so mehr, als er sich der Intrigue gegenüber völlig wehrlos fühlt. Neulich sagte er: „Ich kann das Treiben kaum ertragen. Nächstens muß ich nach Halle zu Franz. Ich habe eine wahre Sehnsucht, einmal wieder mit einem so hoch denkenden Musiker zu reden, der von allen diesen Misèren unberührt ist . . ."

Im Galopp, aber herzlich grüßend

Ihr ergebenster

A. v. S.

Zu dem Kotzolt'schen Concert war Watzdorff expreß herübergekommen . . . Er grüßt Sie sehr. —

---

[1]) R. Emmerich (1836—91), Dirigent und Komponist.

174. Halle, 12. März 1875.

Vielen, vielen Dank für Ihren lieben Brief, der mir nach allen Seiten hin zum wahren Labsal wurde. Ist es schon im Allgemeinen jedes Mal ein Festtag für mich, wenn der Postbote an der Thür klingelt, so wird ein Schreiben von Ihnen doppelt und dreifach angekreidet. Versetzen Sie sich aber in meine Lage, dann wird Ihnen dieser Heißhunger erklärlich genug sein: nur auf schriftlichem Wege kann ich mich ja jetzt noch mit der Welt verständigen — was dies bei mir, dem das Plaudern von jeher Bedürfniß war, bedeuten will, brauche ich wohl kaum weiter auszuführen! —

Ueber Kotzolt's Concert erfahre ich erst von Ihnen. Berliner Journale lese ich nicht — höchstens beim Kaffeetrinken in der Weintraube die . . . Zeitung. Der musikalische Referent derselben ist leider ein so trauriger Geselle, daß es mich stets Ueberwindung kostet, sein Gewäsch nur anzusehen. Sie würden mir einen großen Gefallen mit der gelegentlichen Uebersendung des Gumbrecht'schen Berichtes erzeigen — der pflegt doch wenigstens einigermaßen in die Sache einzudringen und speist sein Publicum nicht mit hohlen Redensarten ab.

Was Sie da über die Berliner Musikanten und ihre Intriguen bemerken, unterschreibe ich von A bis Z. Sehen Sie doch aber nur die Kerls an und dann sagen Sie selbst, ob sich von denen Gutes für die Kunst erwarten läßt. Nur auf krummen Wegen und im hastigen Vorüberhuschen wissen sie allerhand Vortheile zu erschnappen — das verstehen sie jedoch aus dem Grunde. Wer geradeaus gehen will, ist dieser Gesellschaft gegenüber verloren. Mendelssohn kam binnen Jahresfrist dahinter und machte sich rasch auf die Socken, um nicht völlig aufgerieben zu werden. An anderen Orten sieht es zur Zeit auch nicht besonders erfreulich aus, jedoch sind die Herren Künstler nicht überall so abgefeimt, wie in der Reichshauptstadt. Daß Stockhausen dieser Misère wehrlos gegenübersteht, spricht für die noble Natur des Mannes. Uebrigens glaube ich ganz bestimmt, daß derartige Erscheinungen noch lange nicht ihren Höhepunkt

erreicht haben. In Berlin wird der Kampf zwischen den Zukünftlern und dem Stockmusikantenthum zu Ende geführt werden, bei welcher Gelegenheit denn doch gar Manches zu erleben sein dürfte. Organisirt sind beide Richtungen jetzt hinlänglich — der Spektakel kann also losgehen! —

Daß es mit der perfiden Phrase: „meine Lieder eigneten sich nicht zum Vorsingen" seine volle Richtigkeit hat, weiß ich nur zu gut. Freilich mag das Verhalten der Sänger und Sängerinnen von Profession sehr viel dazu beigetragen haben, das Publicum in einem derartigen Vorurtheile zu bestärken. Vielen war mein Ausdruck unverständlich und wieder Anderen paßte er nicht in den Kram. Könnte nun Stockhausen jetzt noch gewonnen werden, so würde ich in dieser Thatsache einen Ihrer größten Triumphe, der mich für manche bittere Erfahrung reichlich entschädigen sollte, feiern. Daß Sie das Zeug dazu haben, unterliegt für mich nicht dem geringsten Zweifel. —

An Osterwald wird sofort der Bericht abgehen, daß Sie seine Besprechung der Saran'schen Schrift[1]) mit großem Interesse und höchster Befriedigung gelesen haben. Wenn er das Thema bedeutsamer erfaßt hat, als Saran, so hängt das nicht nur mit seiner weit angelegten Natur, sondern auch mit der vortheilhaften Lage des Resumirenden zusammen . . . — Daß Sie in der Angelegenheit „ein großes Thema" erblicken, freut mich ungemein: sind Sie doch der Erste, der es thut. Bei meinen Herren Collegen darf ich auf eine solche Anschauung freilich nicht rechnen, weil in diesen Kreisen die Kunstobjekte jetzt nur nach der Elle gemessen werden — nach dem Inhalte fragt man nicht weiter. Daher kann denn auch bei diesen Leuten nicht das mindeste Verständnis für Naturlaute, von denen es in den Notenbeilagen der Saran'schen Broschüre geradezu wimmelt, vorhanden sein: der Wald- und Blumenduft, der uns aus den weltlichen Liedern entgegenströmt, berührt ihr dürres Herz ebenso wenig, wie die himmlische Naivität der kirchlichen Weisen. Vergegenwärtigen Sie sich doch nur den

[1]) Saale-Zeitung, 27. Januar 1875.

wunderbaren Blick, welchen Raphael dem Christuskinde auf seiner Sixtinischen Madonna gegeben hat und dann spielen Sie den Choral[1]) durch: „puer natus in Bethlehem" — es ist dieselbe erschütternde Wirkung, hier wie dort! Freilich findet man unter Millionen von Menschen jetzt nur vielleicht ein halbes Dutzend, das von dieser Thatsache betroffen wird! Dafür dürfte man aber um so schneller bei der Hand sein, meine Thätigkeit als eine subjektive zu brandmarken, obschon es denn doch schwer halten möchte, Differenzen zwischen den Cantilenen und ihren Begleitungen nachzuweisen. Nicht in meinem armseligen Ich liegen die zu Tage geförderten Stimmungen, sondern in der Sache selbst. Auch hier haben wir wieder eine der Phrasen, die angesichts der Trägheit des Publicums unfehlbar wirken...

R. F.

175.

Halle, den 13. März 75.

... Neulich war Sander in Halle und brachte verschiedene Documente aus Brendels[2]) Nachlaß mit, die er von einem Autographenhändler gekauft hatte. Sie bestanden aus einem größeren Aufsatze von mir und aus 2—3 Briefen H. v. Bülow's. In letzteren kamen denn Dinge zum Vorschein, bei denen einem die Haare zu Berge standen und die treffliches Material zu den jetzt so sehr beliebten „Enthüllungen" geben würden. Daneben wurde dann auch meiner — ich war damals gerade in Zürich und häufig bei Wagner — mit folgenden Worten Erwähnung gethan: „Robert Franz weilt gegenwärtig (1857) hier und scheint seine musikalische Gesinnung nach der Neigung der Anständigen hin wieder geändert zu haben, worüber ich mich sehr freue.[3]) Wagner hat übrigens auch neu-

[1]) Als Beilage No. 2 in Sarans Schrift bearbeitet.

[2]) C. F. Brendel (1811—68), Lehrer der Musikgeschichte am Leipziger Konservatorium und Redakteur der Neuen Zeitschrift für Musik.

[3]) Bezieht sich darauf, daß Franz 1850 begeistert für den Lohengrin eintrat, hernach aber ganz verstummte. Vgl. Rich. Wagner, Schriften 8, 303. Franz mißdeutet also Bülows Äußerung ganz und gar.

lich seine Lieder gesungen." — Bisher glaubte ich, daß Bach, Händel, Beethoven, Schubert und Schumann, welche doch von jeher den Kern meiner Interessen bildeten, zu den honetten Künstlern gehörten — von nun an werde ich das aber wohl für eine Täuschung halten müssen! —...

R. F.

176.

Halle, 5. Mai 75.

... Ihre politischen Combinationen sind außerordentlich weitsichtig, haben aber sehr viel für sich! Sie bestimmen mich nun auch die Ostrauer Prioritäten zu verkaufen. Zwar ist der Verlust nicht unerheblich, dann ist man aber die Sorge und Unruhe ein für alle Mal los ... Ich hätte gar nicht gedacht, daß Geldbesitz so viele Sorgen mache! —

Haben Sie denn dem Wagner-Concert beigewohnt? Die Nibelungen dürften wohl noch einigen Spectakel verursachen, bevor ihr Schatz gehoben ist. Daß sie das Bischen musikalische Besonnenheit, über welches die Zeit überhaupt noch verfügt, vollends beseitigen werden, unterliegt für mich nicht dem geringsten Zweifel. Stellte doch neulich sogar Ambros, der bisher zu den abgesagtesten Feinden des Wagnerischen Tonausdrucks gehörte, den Todtenmarsch aus der Götterdämmerung der Marcia funebre aus der Eroica als vollkommen ebenbürtig zur Seite ...

Sollten diese Aufführungen allen Widersachern den Mund stopfen, dann werden sie doch wenigstens etwas Gutes zuwege gebracht haben: nachgerade wirkt die Erbitterung der musikalischen Parteien wie ein Brechpulver!

R. F.

177.

Halle, 13. Mai 1875.

... Ihre Stimme muß übrigens in der Tiefe ungemein an Kraft gewonnen haben, da Sie den Frithjof zu singen vermögen. Dies Werk möchte wohl das frischeste und beste aus Bruchs Feder sein; obschon auch hier viel materia-

listisches Zeug mit unterläuft, spannt sich doch über das Ganze ein idealer Hauch aus . . .

In Breslau kamen bei Gelegenheit der Künstlersoirée auch verschiedene Sachen von mir zum Vortrag. Außer zwei Chorliedern sang Frau Joachim noch: „Mein Schatz ist auf der Wanderschaft" und der Graf Dankelmann sämmtliche Schilflieder. Darf ich Fräulein Doniges Glauben schenken, so hat die Joachim mit: — „Mein Schatz ist auf der Wanderschaft" den Vogel abgeschossen. — . . .

In der von Wüerst redigierten Musikzeitung (Bote & Bock) wird das Hüffer'sche Buch fürchterlich mitgenommen, dabei jedoch eine Taktik verfolgt, die geradezu empörend genannt werden muß. Ein Werk in Atome zu zerreißen und einige derselben herauszugreifen, um sie dann an den Pranger zu heften, ist polizeiwidrig! Offenbar steckt der alte Köter Dorn dahinter, dessen Musikleder denn doch von einer Art ist, daß es ihm ewiges Stillschweigen in ästhetischen Dingen auferlegen sollte: je zahnloser das Maul, um so bellender das Gekläff! —

R. F.

178.

Halle, 2. Juli 75.

Einliegend erhalten Sie die Besprechung unserer Aufführung:[1]) sie wird Ihnen hoffentlich besser gefallen, als das confuse Gerede, nach welchem Sie „selbst den Zorn mächtiger Gegner der holden Muse" zu schmelzen verstehen.

Der Concertabend am 28. Juni klingt im Publicum noch immer mächtig fort und ist die Thatsache jetzt nicht mehr zu bezweifeln, daß durch ihn der academische Gesangverein in der öffentlichen Meinung glänzend rehabilitirt wurde. Niemand aber weiß besser als ich, zu welchem Danke das Insti-

[1]) Es war Bruchs Frithjof zur Aufführung gebracht worden. Baron von Senfft hatte die Titelrolle und vorher noch einige Lieder von Franz gesungen.

tut Ihnen verpflichtet ist, denn ohne das Eintreten Ihrer überwältigenden Persönlichkeit würde nicht der hundertste Theil der gewonnenen Resultate erzielt worden sein: das verhaltene Wuthschnauben der Gegner ist der sprechende Beweis, wie bedeutend dieselben sind. Für die Zukunft wird es nun leichter werden, mit den Behörden ein Arrangement zu treffen, das mich nicht vollständig aus dem Verbande der Universität wirft — sie ist ja der letzte Faden, der mich überhaupt noch mit der bürgerlichen Gesellschaft verknüpft: ich möchte ihn nicht gerne zerschnitten sehen!

Was Sie mir im Verlauf der Zeit geworden sind, vermag ich kaum auszudenken!

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr dankbar ergebener

R. F.

179.

Halle, 14. Juli 75.

Die Erbärmlichkeit des Artikels in der . . . Zeitung liegt allerdings so auf der flachen Hand, daß er schwerlich die beabsichtigte Wirkung ausüben kann. Doch ist es der Hassler'schen Bande geglückt, gerade mit solcher Waare den guten Hallensern Sand in die Augen zu streuen und da überträgt man denn deren Stimmung leicht auch auf andere Kreise. Bevor man es nicht dahin bringt, den Kerl bei Wasser und Brod in die Clausur zu stecken, um einen bezifferten Baß auszusetzen, werden wir hier zu Lande keine Ruhe vor ihm bekommen . . .

Die Anzeige der Saran'schen Broschüre in der Vossischen Zeitung ist sehr freundlich; leider spürt man auch hier wieder heraus, wie wenig die Referenten in diesen Dingen orientirt sind. Wie froh ich daher bin, daß Schäffer glücklich in's Feuer gesetzt worden ist, kann ich gar nicht sagen. Die von den Historikern unterschlagenen Aeußerungen der alten Theoretiker über die Ausführung des Ac-

compagnements führt er der Reihe nach vor und zeigt, daß sie fast wörtlich mit den Grundsätzen, die mein offener Brief vertritt, übereinstimmen. Es ist wieder die gleiche Erscheinung wie mit meinen Liedern: weniger durch Studien bin ich zu gewissen Resultaten gekommen, sondern habe sie zumeist dem künstlerischen Instinkte zu verdanken. Klappt nun Anfang und Ende so schön zusammen, dann wird wohl das Rechte getroffen sein!

R. F.

180.

Halle, 20. Juli 75.

Endlich ist es mir geglückt, die fehlende Nummer des Couriers aufzutreiben. Das Blättchen wird hier vielfach zu häuslichen Zwecken benutzt und da hält es denn etwas schwer, älterer Exemplare jetzt noch habhaft zu werden.

Gräfe[1]) hat leider mit seinem Fuße Malheur gehabt: das Unglück ist in der Leipzigerstraße passirt, wo ein alter Droschkengaul mit ihm durchging . . . Bei der Dummheit des Halleschen Viehzeugs muß man stets auf das Schlimmste gefaßt sein! . . .

R. Franz.

181.

Halle, 3. October 75.

Endlich bin ich in der Lage, Ihnen die Fortsetzung des Schäffer'schen Artikels[2]) senden zu können. Zwar waren mir von vornherein eine Anzahl Exemplare ausgemacht worden — aus Bummelei wurde aber das Versprechen nicht gehalten. — Sie werden sich in Folge der Schäffer'schen Auseinandersetzungen von Neuem überzeugen können, daß meine Bearbeitungen nicht völlig in der Luft schweben und ihren festen Grund in der Vergangenheit haben. Uebrigens sind alle diese Streitereien sehr müßiger Art: in letzter Instanz handelt es sich doch nur darum, ob die Ausführung

[1]) Professor an der Universität, berühmter Augenarzt.
[2]) Im „Musikalischen Wochenblatt".

des Accompagnements eine geist- und stimmungsvolle ist oder nicht. Je nachdem diese Frage beantwortet wird, stehen oder fallen dergleichen Arbeiten. Leider kokettirt auch das Publicum jetzt mit allerhand historischen Possen, und da hält es denn schwer, mit dem eben ausgesprochenen Gesichtspunkte durchzudringen, obgleich er den geschichtlichen Forderungen weit gerechter wird, als jeder andere.

Von meiner kleinen Harzreise bin ich vor 14 Tagen zurückgekehrt — so wie ich den Halle'schen Luftkreis beschritt, war wieder der alte Kopfdruck da! Die Ohren werden täglich schlechter und dürften mir den Dienst völlig versagen, wenn der Winter vorüber ist.

Vor Kurzem war die Frau von Glasenapp zum Abschiednehmen in unserer Wohnung. Ich habe ihr gesagt, wie leid es mir stets gewesen wäre, ihr und ihrer Familie so gar Nichts sein zu können! Mein Leiden raubt mir die besten Freuden des Lebens! — . . .

Wie sich die Musikverhältnisse im Laufe des nächsten Winters entwickeln werden, darauf bin ich sehr gespannt. Jedenfalls kriegen sich die Parteien gehörig bei den Köpfen, um Raum für künftige Operationen zu gewinnen. Daß die Wagner'sche Clique siegen wird, ist mir ganz unzweifelhaft, doch müssen auch s i e Haare lassen. Es ist wirklich ein wahrer Jammer, diese Wirthschaft unthätig mitansehen zu müssen!

Das friedliche Halle wurde neulich durch eine tolle Pulverexplosion aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Das Eckhaus an der Post ist in seinem Parterre vollständig zerstört worden und gingen auch einige Menschenleben dabei zu Grunde. Es ist ein Skandal, daß man solche Etablissements mitten in der Stadt beläßt, da sich Cigarren und Pulververkauf doch nicht recht vertragen wollen.

R. F.

182. Halle, d. 23. October 75.

. . . Welche curiose Ansichten die Historiker über moderne Bearbeitungen zu verbreiten suchen, geht aus

folgender ergötzlichen Geschichte hervor. Dresel streitet sich mit einigen der Leipziger Bachvereinler über meine Arbeiten herum und schließt endlich mit dem Trumpfe: „seht Euch doch nur die Sachen an, überall schimmern sie ja von Schönheit und Wohllaut!" „Das ist es ja eben, weshalb sie nichts taugen" wird ihm ganz trocken geantwortet. Hieraus geht denn mit strengster Consequenz hervor, daß Bearbeitungen älterer Vokalwerke nicht gut, sondern schlecht klingen müssen, wenn sie den Forderungen der historischen Schule entsprechen sollen. In Praxi hat sie diesen Grundsatz zwar schon längst befolgt — die Klavierauszüge der Händelgesellschaft beweisen es hinlänglich — daß jetzt aber auch theoretisch dieses wahnwitzige Postulat gestellt wird, ist denn doch ein Zeichen der Zeit, das volle Beachtung verdient . . .

R. F.

183. Halle, 23. December 75.

Ich freue mich sehr, daß die beiden Schubert'schen Stücke[1]) gerade noch zur rechten Zeit erschienen sind, um auf den Weihnachtstisch Ihrer Frau Gemahlin gelegt werden zu können. Darf ich Sie um diese Gefälligkeit ersuchen?

Die Sachen klingen wunderschön und werden Ihnen gewiß Freude machen. Sieht man solche Musik an und vergleicht die neueren Errungenschaften mit ihr, so ist es kaum zu begreifen, daß zwischen beiden nur eine kurze Spanne Zeit liegt. Man renommirt stark damit, wie tapfer unsere Künstler jetzt auf ihr Ziel losgängen und bringt diese Erscheinung mit dem Jahre 70 in Verbindung: nun Schubert schrieb auch nicht blöde, ohne daß ihm dergleichen Ereignisse zur Seite gestanden hätten . . .

R. F.

184. Halle, 24. December 75.

Gnädige Frau Baronin!

Ihr Herr Gemahl hat mir mitgetheilt, daß Sie die Uebersendung zweier Werke Schuberts, die ich letzthin vierhändig

[1]) H moll rondo op. 90 und Quartett a moll op. 29.

gesetzt habe, gern acceptiren würden. Halten Sie es nicht für eine Redensart, wenn ich mich dieser Erlaubniß herzlich freue: setzte sie mich doch in den Stand, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit erweisen zu können.

Daß die beiden Compositionen Cabinetstücke sind, unterliegt wohl keinem Zweifel — es entsteht hier nur die Frage, ob es mir auch gelungen sein wird, ihren Inhalt in die neue Form derart zu fassen, daß den Grundstimmungen nicht allzu große Gewalt angethan wurde. Uebrigens ist solche Musik garnicht todt zu machen und tritt aus allen Verhältnissen siegreich hervor: eine Eigenschaft, die man den modernen Kunstwerken nicht immer nachrühmen kann. Was nun die Ausführung selbst betrifft, werden Sie sich mit Ihrem Partner hin und wieder zu verständigen haben. Sollte den Werken ihre Reinheit erhalten bleiben, so mußte ich mir gewisse Freiheiten erlauben, die aber hoffentlich der Gesammtwirkung zu gute gekommen sein werden.

Indem ich nun wünsche, daß Ihnen Schuberts Genius auch in diesen Vorlagen freundlich nahe treten möge, bin ich mit der Versicherung der größten Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

R. F.

185. Berlin, den 27. December 75.

Hochverehrter!

Herzlichen Dank für die Schubertsendungen. Meine Frau wird sich noch apart bedanken.

. . . Habe in Aachen den Faust (alle drei Theile) gesungen. Sehr gelungen. In Cöln sang ich à l'improviste im Concert des Männergesangvereins, an dem ich gerade Theil nahm, eingeschobene Nummer: Widmung, Genesung, Zwei rüstige Gesellen. — Der dortige Concertsaal „Gürzenich" ist der größte, den ich kenne, faßt 4000 Personen. Und in diesem colossalen Raume klangen Ihre Lieder herrlich! Die

Aufnahme war so, wie ich sie noch nie erlebt habe. Dacapo, Toast und aller erdenklicher Schwindel.

An Herrn von Keudell schrieb ich und erwarte seine Rückäußerung. Bitte schreiben Sie mir, welche Werke Sie in der letzten Zeit bearbeitet haben.

In großer Eile

Ihr A. v. S.

186.

Halle, 28. December 75.

In Ihrem letzten Briefe erkundigen Sie sich, ob ich die Bearbeitung Bach'scher und Händel'scher Werke noch fortsetze. Natürlich kann ich Derartiges in dem Umfange nicht mehr effektuiren, wie früher — trotzdem ist in den letzten Jahren Manches unternommen und auch fertig geworden. Von Bach liegt ziemlich ein Dutzend Cantaten in Partitur druckbereit da; außerdem führte ich noch den Continuo zu den meisten Nummern der h-moll Messe aus. Was Händel betrifft, hatte man in Boston den Wunsch ausgesprochen, daß ich für eine dort bevorstehende Aufführung des Messias Mozart's Bearbeitung vervollständigen möchte. Mozart hat nähmlich nur eine Anzahl der Messias-Nummern vollkommen fertig gestellt: die meisten Chöre und Arien, letztere namentlich, bedürfen daher der Nachhülfe. Diese Arbeit habe ich denn auch zu Stande gebracht und gleich daneben eine ähnliche mit dem Judas Maccabäus vorgenommen. Endlich sind 36 Arien und Duette aus Händel's Opern orchestrirt worden und bilden einen ganz ansehnlichen Haufen von Partituren. Leider ist die Veröffentlichung solcher Arbeiten jetzt mit Schwierigkeiten verbunden, weil es die unausgesetzten Hetzereien der Historiker richtig dahin gebracht haben, daß meine Thätigkeit mit mißtrauischen Augen angesehen wird. Jedes Ding muß ja aber erst durch seinen Gegensatz getrieben werden, bevor es leben oder sterben kann. Eine solche Feuerprobe haben denn auch meine Bearbeitungen zu bestehen: hoffentlich werden sie es mit Ehren können.

Schäffer in Breslau ist eben drauf und dran, eine wissenschaftliche Abhandlung über die Grenzen zwischen Kunst und Geschichte zu schreiben, in der ausgeführt werden soll, daß diese jener wegen da ist und nicht etwa umgekehrt. Seit des alten Thibaut [1]) Zeiten haben sich nähmlich die Musikhistoriker das Recht angemaaßt, auch in Sachen der Kunsttechnik, insofern es dieselbe mit der Vergangenheit zu thun hat, das entscheidende Wort zu sprechen. Den Herren das Handwerk zu legen, würde nun sehr schwer sein, wenn sie mit der Zeit nicht übermüthig geworden und mit eigenen Leistungen hervorgetreten wären. An d i e s e wird sich denn Schäffer im praktischen Theile seiner Abhandlung halten und da kann denn eine Confrontation mit m e i n e n Arbeiten nicht ausbleiben. Wie gesagt, ich verspreche mir von dieser Fehde großen Erfolg, werde dafür aber den grimmigen Haß der gelehrten Herren einzutauschen haben. Das schadet jedoch nichts, weil ich es für ehrenvoller halte, von der Mitwelt gehaßt und nicht geliebt zu werden: hat man nur die Zuneigung fein organisirter Naturen für sich — an der Abneigung des großen Haufens ist in der That sehr wenig gelegen . . .

R. F.

187.

Halle, 30. December 1875.

. . . Was die Arie „et in spiritum sanctum" betrifft, müssen die kahlen Stellen natürlich in f l i e ß e n d e r Stimmführung und zwar mit Benutzung der Bach'schen Motive, nicht etwa durch hölzerne Accordschläge, ausgefüllt werden. Daß hier eine f l i e ß e n d e Stimmführung beabsichtigt wurde, geht schon aus der Behandlung der Takte 25—29 hervor. Nach meiner Ansicht wäre also eine derartige Ergänzung bei nachfolgenden Takten unbedingt n o t h w e n d i g: Takt 10—16, Takt 22—25, Takt 29 und 30, Takt 45—49, Takt 61—62,

[1]) Anton Friedrich Justus Thibaut (1774—1848), Professor in Heidelberg.

Takt 83—85, Takt 89—92, Takt 93—97, Takt 102—105, Takt 109—110 und Takt 129—132.

Daß es überall schön klingen muß, versteht sich ganz von selbst und würde ich an Ihrer Stelle so lange protestiren, bis ein befriedigendes Resultat zum Vorschein kommt. Es wäre zu famos, wenn man durch Thatsachen diesen Herrn das Maul stopfen könnte, wozu ich im vorliegenden Falle gern die Hand bieten würde.

Als Tempo der Arie erlaube ich mir, Ihnen Mälzel's Metronom ♩ = 120 vorzuschlagen. Lassen Sie sich ja keine lahmere Bewegung aufdrängen, damit würde der mystische Charakter des Stückes, namentlich wo es in Moll spielt, ganz verloren gehen . . .

R. F.

188.

Halle, 7. Januar 76.

Wie ein Kind freue ich mich darüber, daß ich mich Ihnen mit der Arie: „et in spiritum sanctum" vielleicht nützlich erweisen kann! Jedenfalls werden Sie dieselbe in meiner Vorlage allenthalben von einer ausgeprägten Stimmung, die wieder das Resultat einer individuellen Auffassung ist, erfüllt finden. Was es mit der Stellung des Individuums einem Kunstwerke gegenüber eigentlich auf sich hat, wird sich sofort zeigen, wenn Sie die Bearbeitung der Arie in der Edition Peters mit der meinigen vergleichen: dort ein bis zur absoluten Ausdruckslosigkeit herabgesunkenes Gedudel, hier hoffentlich das Gegentheil davon. Zwar konnte ich mich von der materiellen Wirkung meines Tonsatzes nicht mehr überzeugen — es muß aber alles schön lauten, sofern der Spieler der Technik nur einigermaaßen mächtig ist und namentlich das Pedal zweckmäßig zu benutzen versteht. Letzteres ist sehr wichtig, weil damit Effekte erzielt werden können, die an weite Kirchenräume erinnern!

Uebrigens müssen Sie die Arie aus dem allerobersten Stockwerke singen, weil sich Bach hier zu einer Freiheit des Ausdrucks emporgeschwungen hat, daß man an gesättigter

Empfindung des Guten garnicht zu viel thun kann: kindliche Freudigkeit des Glaubens möchte wohl schwerlich jemals zu schönerer Darstellung gekommen sein! Vor allen Dingen schwärme ich aber für die Propheten-Partie, wo Seb. Bach wahrlich mit Michel Angelo Auge in Auge gestanden haben muß. Und sehen Sie sich doch nur die herrlichen Malereien an: „vivificantem" — alles zittert und bebt hier von Leben — „procedit" — als wolle die Welt eine Welt gebären — „adoratur et glorificatur" — jenes in ruhiger Erhabenheit, dieses in freudigem Aufschwunge — nun kommen die prächtigen Propheten mit ihren bis zum tiefen Fis, das Sie beileibe nicht auslassen dürfen und sollten Sie's nur brummen, herabwallenden Bärten; endlich die „una sancta catholica et apostolica ecclesia", welche segnend die Arme über den ganzen Erdkreis ausbreitet — man würde im Aufzählen aller Herrlichkeiten dieser Composition garnicht fertig! Auch sind obige Deutungen keine leeren Phantasien: daß Bach seinen Text in der angegebenen Weise behandelt hat, liegt ja aller Welt vor Augen. Dringen Sie aber nur mit der größten Bestimmtheit darauf, daß man Ihre Auffassungen respektirt — auch dem Orchester gegenüber!

Kann ich Ihnen in der Sache noch mit einem guten Rathe dienen, so haben Sie selbstverständlich über mich zu verfügen: ich lasse alles stehen und liegen, sobald ich Ihnen eine Freude machen kann . . . Lassen wir die Historiker schwatzen was sie wollen: sie können mir doch keinen Ton mittelst einer Verbesserung umstoßen!

R. F.

189.

Halle, 13. Januar 76.

Inhalt und Ton Ihres lieben Briefes zeigen deutlich genug, daß Ihnen meine Sendung nicht ganz mißfallen hat. Obschon mir die Meinung der Uebrigen keineswegs gleichgültig ist, halte ich sie im Allgemeinen doch für ein Ding, das heute aus Süd-Ost und morgen wieder aus Nord-West blasen kann, je nachdem es eben in den oberen Luftzonen

aussieht. Bei Ihnen ist dergleichen aber nicht zu befürchten — im Gegentheil hatten Sie stets einen Strauß mit sich selbst zu bestehen, bevor es zu einer definitiven Entscheidung kam: war sie aber erst getroffen, dann durfte man sich auch auf Sie verlassen und ohne Sorgen sein, daß über Nacht ein Wetterwechsel eintreten könnte. Aus diesem Grunde ist mir denn auch Ihre Zustimmung so werthvoll und soll mich für manche unangenehme Erfahrung, die ich bisher in der Bearbeitungsfrage machte, reichlich entschädigen. Uebrigens wird es die Zukunft lehren, daß meine auf Bach und Händel gerichtete Thätigkeit keine persönliche Liebhaberei war, sondern aus zwingenden Bedingungen hervorgegangen ist, unter denen wir stehen, weil wir uns über sie zu erheben nicht vermögen . . .

Ueber Ihre Erfolge in Cöln freue ich mich außerordentlich . . . Allerdings sind die Rheinländer von empfänglicherem Temperamente als die Märker: jene lassen sich lebhaft anregen und sind auch dankbar dafür — bei diesen ist Alles „öffentliche Meinung" und verdammt Wenig „persönliches Erlebniß". Bei Kunstsachen dürfte aber die Mitbetheiligung das A und O sein!

R. F.

190.

Halle, den 20. Januar 76.

. . . In Betreff der h-moll-Messe ist es wirklich Jammer und Schade, daß sie nach den puristischen Grundsätzen der Singakademie aufgeführt worden ist. Passende Orgel- und Instrumental-Ergänzungen würden auch Ihrer Arie sehr gute Dienste erwiesen haben. Wenn die Singstimme auf dem kahlen Basse herumtanzen muß, kann es ihr unmöglich wohl zu Muthe sein. Hier handelt sich's nur um den reinen Eigensinn, der Irrthümer absolut nicht einräumen will; früher oder später werden sich die guten Leute aber doch dazu gezwungen sehen, von ihren bockledernen Gewohnheiten zu lassen.

Daß sich Helene Spielberg mit dem Professor Kohlschütter verlobt hat, wissen Sie wahrscheinlich schon. Selbstverständlich wurde dies Ereignis mächtig durchgehechelt, doch kam zum Glück für die Beiden die Verlobung der zweiten Tochter des Professor Dümmler mit einem Stocktauben dazwischen, die dem lieben Publicum noch reicheren Stoff zum Klatsch gab. Es sollte doch einmal die Preisaufgabe gestellt werden: wen es denn im Grunde genommen etwas angeht, wenn zwei Menschen das bischen Leben in Freud' und Leid miteinander theilen wollen!

R. F.

191.

Halle, 10. Februar 1876.

. . . Der künstlerische Werth oder Unwerth meiner Bearbeitungen ist von mir in meinem letzten Briefe nur in Bezug auf etwaige Denunciationen ganz leicht berührt worden. Daß letztere nicht in's Bereich der Unmöglichkeiten gehören, hat ja Grell's Bericht seiner Zeit hinlänglich bewiesen. Nachträglich erlaube ich mir daher noch einige Bemerkungen über meine reconstruirende Thätigkeit.

Sie werden mir gewiß nicht widersprechen, wenn ich behaupte, von Haus aus eine leidliche Dosis unmittelbaren Wesens erhalten zu haben, mit ihr aber auch zugleich ein hübsches Quantum kritischen Verstandes. Die nicht ganz unglückliche Harmonie beider dürfte der Schwerpunkt meiner Veranlagung sein.

Deßhalb glaube ich auch in der Lage zu sein, die Bearbeitungsfrage, soweit sie mich betrifft, ziemlich kühl zu beurtheilen. Da stellt sich mir denn die Thatsache heraus, daß die Zukunft meinen auf sie gerichteten Bestrebungen ganz bestimmt eine sehr andere Bedeutung beimessen wird, als ihnen die Gegenwart zusprechen will. Obschon ich nicht mit apodiktischer Gewißheit behaupten mag, es werde der Natur nie wieder gefallen, ein ähnlich disponirtes Individuum zu schaffen, so liegen doch eine Menge sehr triftiger

Gründe vor, die an einem solchen Faktum, das noch von vielen Nebenumständen bedingt wird, zweifeln lassen. Daß die Grundsätze der Historiker, wenn sie überhaupt jemals auf die Praxis einen entschiedenen Einfluß gewinnen sollten, Bach und Händel geradezu vernichten müssen, unterliegt gar keinem Zweifel.

Ueber die Zukunft meiner Lieder kann gestritten werden — über die meiner Bearbeitungen aber nicht. In dem Maaße als Bach und Händel tausendmal größer sind, als ich armer Teufel es bin, werde ich doch mit ihnen in infinitum fortleben, denn was durch mich an beiden Männern vollzogen wurde, ist für eine absolute Nothwendigkeit zu erklären. Das Material, dessen ich mich dabei bediente, wird in dem Augenblicke cassirt werden können, wo die alten Ausdrucksmittel wieder in Gebrauch kommen sollten — der musikalische Gehalt meiner Ausführungen (und das ist hier die große Hauptsache) kann jedoch nun und nimmermehr über den Haufen gestoßen werden, weil er allenthalben den Nagel auf den Kopf trifft. Ob sich die Historiker auch noch so sehr wider diese Behauptung sträuben mögen — sie können dieselbe nur thatsächlich, d. h. durch einen gelungeneren und erschöpfenderen Tonsatz, als der meinige es ist, zu Schanden machen. Und dies wird ihnen ganz unmöglich sein — wir sehen es ja schon jetzt an der abgeschmackten Verdächtigung, daß meine Ausführung des Accompagnements lediglich individueller Natur sei. Sie müßten sich eigentlich solcher bettelhaften Gründe schämen! Das Leben will ich gleich verwetten, wenn diese Herren im Stande sind, das Original von meiner Zuthat derart zu scheiden, daß beides in Scherben auseinander fällt!

Ich bin vollkommen überzeugt, mich bei Ihnen mit diesen Bekenntnissen dem Verdachte nicht auszusetzen, eine oratio pro domo gehalten zu haben: Sie können in aller Seelenruhe auf jedes meiner Worte einen körperlichen Eid ablegen!

R. F.

192. Halle, den 23. Februar 76.

Gnädige Frau Baronin!

Daß die Arrangements der Schubert'schen Compositionen[1]) bei Ihnen eine so freundliche Stätte gefunden haben, gereicht mir zur größten Genugthuung. Obschon man es an sich selbst oft genug erfahren hat, welchen Segen die Musik dem Herzen zuführt, so hört man diese Thatsache doch auch sehr gern aus fremdem Munde bestätigen. Wüßten nur die Menschen von den Seligkeiten, welche die echte Kunst zu bieten vermag, sie würden der falschen wahrlich nicht so stürmisch nachrennen! Allerdings verlangt j e n e vornehme Naturen und dergleichen sind ja zu allen Zeiten selten gewesen — d i e s e dagegen rekrutirt sich aus dem großen Haufen, dessen Qualitäten sich mit ihr auch vollkommen decken. Glücklicherweise spricht d e r aber nicht das letzte Wort und wird schließlich von besagter Minorität ins Schlepptau genommen. Gut wäre es aber, wenn dieser Prozeß nun recht bald eintreten wollte!

Mit der Versicherung der größten Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

Rob. Franz.

193. Halle, den 5. März 76.

Vielen Dank für die Uebersendung des Briefes aus Rom. Daß sich der Herr von Keudell noch einmal in Betreff meiner mittelst eines Promemoria geäußert hat, ist eine Liebenswürdigkeit und Güte, der gegenüber ich nur beschämt dastehen kann! Zu spät wird die Eingabe wohl schwerlich kommen, obschon mir der Geschäftsgang, der in solchen Dingen eingehalten wird, unbekannt ist.[2]) . . . Nochmals wiederhole ich, daß der Ausgang dieser Angelegenheit für

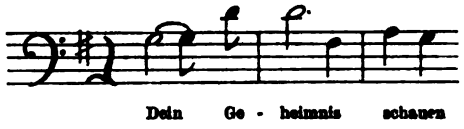
[1]) Vgl. Briefe 183 und 184 auf S. 213.

[2]) Es handelt sich um den Fortbezug einer kleinen Pension, die Franz für seine Bach- und Händel-Arbeiten vom Staate gewährt wurde.

mich mehr moralischen als materiellen Werth hat: ist er ein günstiger, dann erblicke ich in ihm einen Sieg der von mir vertretenen Sache — umgekehrt, eine vollständige Niederlage derselben. In vier bis fünf Wochen werden wir ja wissen, woran wir sind.

Die Aufforderung, beim großen Rheinischen Musikfeste an hervorragender Stelle mitzuwirken, werden Sie hoffentlich nicht von der Hand weisen. Eine solche Anerkennung Ihrer Kunstleistungen wird Ihren Einfluß in Berlin hundertfach steigern und das halte ich für einen Gewinn, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Den anderen Petitionen gegenüber würde ich mich jetzt etwas kühler verhalten und nur nach Befinden meine Auswahl treffen. Doch dergleichen brauche ich I h n e n am allerwenigsten zu sagen, weil Sie selbst am besten wissen, was in jedem einzelnen Falle zu thun ist. Gönnen Sie mir das stolze Bewußtsein, einen geringen Einfluß auf Ihre Beziehungen zur Kunst ausgeübt zu haben!

Zu der von Ihnen in Vorschlag gebrachten Gruppierung der Arie aus Schumann's Faust werde ich aber leider nicht rathen können. Die e i n z i g c o r r e c t e A n t w o r t auf das hochgespannte „Gnade bedürfend" ist die unmittelbar folgende Stelle in B - d u r: „Dir, der Unberührbaren". Die Wiederholung des „Höchste Herrscherin" ließe sich zwar harmonisch rechtfertigen, für den Ausdruck dürfte sie jedoch kaum eine Steigerung sein. Außerdem halte ich den Dominantenschluß auf „ebenbürtig" für sehr bedenklich, weil er hier als h a l b e C a d e n z auftritt. Wollen Sie nun eine Wiederholung riskiren, dann würde ich jedenfalls mit „Dein Geheimniß schauen" und zwar in folgender Abänderung der Melodie



schließen. Für besonders schön halte ich diese Form aber auch nicht — nach meiner Ansicht müßte noch ein Nach-

spiel, das die Geschichte zu Ende bringt, gesetzt werden. Wer will das jedoch auf seine Kappe nehmen? Matt bliebe der Verlauf unter allen Umständen und ein wirkungsloser Schluß ist das Allergefährlichste für den Sänger! Die Arie macht ihren durchschlagenden Effekt nur in Verbindung mit der übrigen Musik.

Die Schäffer'sche Fehde nimmt ihren Fortgang — Chrysander wird wohl in Folge derselben vom Schauplatz verschwinden und mit ihm der Hauptkrakehler, der mir das Leben sauer genug gemacht hat. — Die Reissmann'sche Broschüre[1]) scheint in Berlin viel Staub aufzuwirbeln . . . Uebrigens bin ich der Ansicht, daß sich die Angelegenheiten der Hochschule mehr als gut ist in Weiberhänden befinden. Diese holden Wesen üben zwar einen vortrefflichen Einfluß aus, sobald sie richtig dirigirt werden; ist jedoch das Gegentheil der Fall, dann richten sie nur Verwirrung an. Ihre Force ist und bleibt der Kleinkram — nur in sehr seltenen Fällen haben sie für das Ganze Verständniß. Sagen Sie das aber um Gottes Willen nicht weiter, sonst geht es mir schlecht!

R. F.

194. Berlin, 7. März 76.

Hochverehrter!

Schreiben vom 5. dankend vorgefunden. Heute heimgekehrt. Erste Arbeit: 5 Concertabsagen, 3 für Berlin, 1 für Leipzig (zum vierten Male), 1 für das gute Liegnitz. Daß ich kürzlich zweimal in Cöln, einmal in Frankfurt und einmal in Danzig absagte, habe ich Ihnen wohl schon geschrieben?

Mehr Reserve können Sie doch nicht verlangen! Ihren Rath höre ich immer gerne. Sie brauchen damit nie zurückzuhalten.

Hinsichtlich der Marianus-Arie stimme ich Ihnen überall

[1]) Über die Hochschulangelegenheit.

bei. Ich habe mir das auch schon hundertmal selbst gesagt. Aber es hilft nichts. Die Leidenschaft nimmt keine Vernunft an. Der Wunsch kehrt immer wieder. Hinsichtlich des Schlusses auf „Göttern ebenbürtig" haben Sie mich falsch verstanden. Ich hatte auf der Reise nur Minuten zur Verfügung. Die Eile entschuldigt meine übertriebene Kürze. Nichts lag mir ferner, als das zweite Mal auf „ebenbürtig" wieder den Dominantenschluß haben zu wollen, vielmehr hatte ich genau für diese Worte „Göttern ebenbürtig" die von Ihnen für den Schluß „Dein Geheimniß schauen" vorgeschlagene musikalische Wendung im Sinne — genau Note für Note.

Ich meinte nur von „Geheimniß schauen" müsse man irgend wie zu „Jungfrau, rein im schönsten Sinn, Mutter ehrenwürdig, uns erwählte Königin" hinübergehen und dann in oben bezeichneter Weise schließen auf „Götter ebenbürtig". Doch: „Wie Gott will, ich halt' still" singt im alten Gesangbuch die fromme Braut bei der Trauung.

Wie „Gott will", so stehe ich auch zum großen Brahms. Habe neulich sogar das Solo im Requiem zu allgemeinster hoher Zufriedenheit gesungen. Die Musik soll sehr tief sein, aber sie klingt nicht gut. Am meisten wundert es mich, daß Stockhausen bei seinem sonst dem Graciösen zugewandten Sinne von dieser Musik wie besessen ist. Besessen? Oh ja! Aber andererseits läßt er mich, den Brahms-Ungläubigen, doch leben. Ja, wir stehen sogar vortrefflich . . .

Eiligst

Ihr getreuer

A. v. S.

195.

Halle, 10. März 76.

Das Promemoria des Herrn von Keudell ist ganz vorzüglich und wird seine Wirkung gewiß nicht verfehlen. Die den Historikern und Routiniers ertheilten Jagdhiebe haben mir ganz besonderes Vergnügen gemacht. Möge die Sache

aber einen Ausgang nehmen, welchen sie wolle: dem Herrn v. K. werde ich seiner Zeit meinen herzlichsten Dank für diesen neuen Beweis seiner Güte sagen . . .

Daß die Herren Capellmeister jetzt wie die Schießhunde hinter Ihrer Gesangskunst her sind, macht mir unsägliches Vergnügen. Lassen Sie nur die Kerle gehörig zappeln, namentlich die Matadore, um dafür irgend einem armen Teufel aus der Noth zu helfen. Käme ich nur auch einmal in die Lage, diverse Backpfeifen austheilen zu können — ich würde mich diesem Geschäfte mit der größten Wonne hingeben!

. . . Am vorigen Sonntage habe ich wieder eine der Geschichten erlebt, wie sie nur mir zu passiren pflegen. Es stellte sich nähmlich ein Offizier aus D. ein, der meine Frau und mich mit der dringenden Bitte anging, eine junge Dame, mit der er verlobt sei, zu adoptiren. Sie wäre unehelicher Geburt und er müsse den Dienst quittiren, wenn sich keine gute Seele fände, die seine Braut an Kindesstatt annähme! Materielle Folgen habe der Vorgang für uns in keiner Weise — wir würden uns höchstens den Dank zweier glücklicher Menschen gefallen lassen müssen. Als ich ihn nun frug, warum er gerade auf mich Unseligen mit einem so kuriosen Anliegen gerathen sei, erzählte er, daß man ihn von Berlin(!) aus an mich gewiesen habe: die junge Dame führe ebenfalls den Namen „Franz" und da bedürfe es denn keines Umtausches desselben, falls ich mich zu dem Opfer bereit erkläre. Der Adoptivvater müsse auch eine Persönlichkeit von Distinction sein, dann gehe alles glatt ab.

Da der Mann nun augenscheinlich in einer furchtbaren Aufregung war — der Angstschweiß lief ihm nur immer so von der Stirn herab — so wiesen wir aus purer Theilnahme den romantischen Antrag nicht sofort von der Hand, machten aber natürlich unsere Entschließungen von dem Gutachten eines Rechtskundigen abhängig. Zu dem Behufe schickten wir den Herrn zu Thümmel, mit dem er den Fall weiter besprechen möge. Zum Glück für uns stellte sich jedoch alsbald heraus, daß Niemand adoptiren dürfe,

der mit ehelichen Kindern gesegnet sei: damit war denn meine neue Würde erledigt. Von Thümmel habe ich nachträglich erfahren, daß die uns offerirte Tochter ein Absenker der Tragödin J. sei, auch hat man mir in dem Baron von R. den trefflichen Papa verrathen!

Ich theile Ihnen diese Aventüre mit, weil sie Ihnen vielleicht ein heiteres Viertelstündchen bereiten wird — bitte jedoch um Discretion.

Ihr

R. F.

196.

Halle, 18. März 76.

Kniese's[1]) Brief, den ich einliegend zurücksende, ist sehr verständig und enthält allerhand feine Bemerkungen. Ganz stimme ich ihm darin bei, daß man in einer kleineren Stadt das musikalische Leben einheitlicher gestalten kann, als in Großstädten. Freilich sind die Mittel dort beschränkter und muß daher auf Vielerlei Verzicht geleistet werden, was man hier mühelos bei der Hand hat — dieser Mangel wird jedoch durch die energische Concentration der vorhandenen Kräfte mehr als aufgewogen. Müßte ich meine praktische Carrière wieder von vorn anfangen, so würde ich es nur innerhalb übersichtlicherer Verhältnisse thun . . .

Gestern hat Riedel die beiden Bach'schen Cantaten: No. 2 des Weihnachtsoratoriums und „Ich hatte viel Bekümmerniß" aufgeführt. Natürlich war ich auf die Wirkung meiner Zuthaten sehr gespannt und reiste daher in Bethge's und Richard's Begleitung nach Leipzig, um so bald als möglich zuverlässige Nachricht zu erhalten. Es ist Alles ausgezeichnet verlaufen und hat sogar Dresel, was viel sagen will, im hohen Maaße befriedigt. Die Aufführung wird ihre guten Folgen haben und ist nun endlich d e n braven Leuten das Maul gestopft, die meine Darstellungsmittel bisher so

[1]) Professor Julius Kniese (1848—1905); vgl. über ihn den wundervollen Nachruf in den Bayreuther Blättern 1905, S. 236—56.

hämisch verdächtigten — sie sollen mit ziemlich dicken Köpfen in der Kirche gesessen haben . . .

Mein Doppelgänger, die famose Kosakin,[1]) wirkt unermüdlich weiter: soeben hat sie eine neue Schandschrift unter meiner Firma in die Welt gesetzt — die Dame scheint also an der allgemeinen Verachtung, die ihr alle anständigen Leute bisher zu Theil werden ließen, noch nicht genug zu haben. Heine's frommer Wunsch, daß unsere Enkel mit einem recht dicken Felle geboren werden möchten, geht in erfreulicher Weise in Erfüllung.

Das fehlte mir nur noch, die Sünden des kleinen Schäker R. auf meine Kappe nehmen zu müssen![2])

Mit herzlichen Grüßen

Ihr R. F.

197.

Halle, d. 7. April 76.

... Die Aufführungen der Bach'schen und Händel'schen Werke unter Zugrundelegung meiner Bearbeitungen in Leipzig und Breslau sind glücklich verlaufen. In Leipzig strich die Kritik Bach heraus und mäkelte an meinen Zuthaten, in Breslau machte sie es gerade umgekehrt:

„Welcher Recht hat, weiß ich nicht –
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken."

Es muß wirklich weit gekommen sein, wenn neulich ein Kritikus in Breslau ganz gemüthlich auszusprechen wagen durfte: „Händel lümmele unausgesetzt auf der Tonika und Dominante herum." Zeigt das „junge Deutschland" so wenig Respekt vor den großen Männern der Vergangenheit, die doch unserem Volke erst den nöthigen Inhalt gegeben haben, dann darf man wohl für die Zukunft einigermaßen besorgt sein . . .

---

[1]) Vgl. Brief No. 166 S. 196.

[2]) Bezieht sich auf die Adoptionsgeschichte im vorigen Briefe.

Der Schluß des Schäffer'schen Artikels contra Chrysander erscheint im Laufe dieser Woche. Schäffer will den Artikel später noch als Broschüre herausgeben, damit sich Jeder überzeugen kann, mit welchen Elementen die Historiker unsere Kunst bereichert haben. Im wohlverstandenen Interesse der letzteren muß man es schlechterdings für ein Glück halten, daß die Fehde endlich ausgebrochen ist. Natürlich wird das Geschimpfe der Gegner noch eine Zeitlang fortgehen: mit ihren bisherigen Machtsprüchen ist es aber für immer vorbei . . .

R. F.

198.

Halle, 10. Mai 76.

Einliegend erlaube ich mir, Ihnen den Schäffer'schen Artikel[1]) zu übersenden, der meinen Liederkram behandelt, und von dem Sie schon vor Jahresfrist hörten. Erst sollte ihn Rodenberg's „Rundschau" bringen, doch wurde er durch geheime Kräfte wieder herausgemaßregelt, dann kam Lindau's „Gegenwart" an die Reihe — wir mußten aber auch hier die Segel streichen, weil die Redaktion auf eine gar zu arge Castrirung des Aufsatzes bestand. Weitere Versuche mit den „Grenzboten" mißlangen ebenfalls, bis die Arbeit denn endlich durch Kretschmann's[2]) Vermittlung in dem Beiblatt der Magdeburger Zeitung unter Dach und Fach kam.

Sie werden in dem Artikel manche interessante Bemerkung finden, und sich namentlich über die Entschiedenheit freuen, mit der über die Lieder endlich einmal referirt wird. Früher war vielleicht eine gewisse Zurückhaltung geboten: daß aber bei ihr nicht viel Gescheidtes herausgekommen ist, hat die Zeit hinlänglich gelehrt. Doch mag es auch sein Gutes gehabt haben, weil gerade dadurch für die Sachen ein festeres Fundament gewonnen wurde. Mögen

[1]) Im Beiblatt der Magdeburger Zeitung.

[2]) Rechtsanwalt Kretschmann, Musikschriftsteller in Magdeburg.

sich nun die bisherigen Widersacher in Zukunft noch so sehr auf die Hinterfüße setzen: die nachgewiesenen Thatsachen können sie doch nicht über den Haufen werfen. Der Moment wird aber sicherlich eintreten, wo der heitere Standpunkt, nur mit Sympathieen und Antipathieen zu operiren, nicht mehr zulangt und Gründe pro oder contra nothwendig werden.

Nach Schäffer's Mittheilungen sind Sie in Betreff des Streites über die Bearbeitungsfrage bereits hinlänglich orientirt und kennen auch den letzten Artikel contra Chrysander. Derselbe wird jetzt von Sander als Broschüre gedruckt und erscheint innerhalb der nächsten 14 Tage. Jedenfalls erhalten Sie von mir ein Exemplar. Im Kreise der Musiker haben diese Auseinandersetzungen doch mehr Aufsehen erregt, als ich mir's dachte. Ob dies Aufsehen aber mit dem Interesse für die Sache zusammenhängt oder ob es nur aus der Freude am Scandal hervorgegangen ist, wollen wir ganz dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist jetzt den Historikern der Mund gestopft worden — sie werden in Zukunft mit ihren Machtsprüchen wohl etwas vorsichtiger sein. Daß die Herren Schäffer und mir von nun an den Tod geschworen haben, kann nicht besonders Wunder nehmen. Das schadet aber Nichts — hat es doch mit den heimtückischen Verdächtigungen, die weit mehr zu fürchten waren, jetzt ein Ende. —

Wie es mit den musikalischen Leistungen der Historiker und ihres Anhangs beschlagen ist, geht aus der Thatsache hervor, daß ihr Gesammtpersonal — es besteht aus einigen 15 Mann — schon seit einem Jahre an der Herstellung der Orgelstimmen zu drei Bach'schen Cantaten arbeitet, ohne damit vom Fleck zu kommen. Kaum sind ein paar Platten gestochen worden, so werden sie schleunigst wieder eingeschmolzen und nimmt damit die Verwirrung natürlich immer mehr zu. Dergleichen Dinge können nur von E i n e m ausgeführt werden, sonst geht alle Physionomie verloren! Sollten die Schwergeburten schließlich doch noch das Tageslicht erblicken, dann werde ich an einer der Nummern

mittelst einer Gegenleistung ein Exempel statuiren, damit sich das liebe Publicum sachlich überzeugen kann, welche Grundsätze hier die richtigen und welche die falschen sind. Wenn ich Sie über diese Absicht Stillschweigen zu beobachten bitte, so werden Sie schon wissen, warum.

R. F.

199.

Halle, 24. Mai 76.

Rückert ist sonst mein Mann nicht — mit diesen Versen hat er aber den Vogel bei mir abgeschossen! Es gehört in der That viel Muth dazu, solche Waare ins Gutenberg-Album[1]) zu schreiben. Ich habe sofort eine Copie von dem Gedichte genommen, um es gelegentlich dem einen oder anderen Culturschwärmer — eine Gattung, nach der man heut zu Tage nicht weit zu laufen braucht — unter die

---

[1]) Rückerts Verse im Gutenberg-Album.

Vier Jahrhunderte sind entschwunden,
Seit du die schwarze Kunst erfunden;
Was hat sie der Welt für Gewinn gebracht?
Den Bücherhaufen größer gemacht.
Dir mögen Wissenschaften danken
Für die Erweitrung der Geistesschranken,
Die Weltverbreitung der Gedanken.
Die Poesie steht gedankenvoll,
Und weiß nicht, was sie sagen soll.
Als sie, statt gesungen, ward gesprochen,
War ihr der eine Fittig gebrochen;
Als sie, statt gesprochen, ward geschrieben,
Ist im andern Fittig kein Kiel geblieben:
Nun, statt geschrieben, sie wird gedruckt,
Hat sie der Todeskampf durchzuckt.
Nur die Kritik,
Und die Politik,
Die beiden Tode der Poesie,
Ohne Druckerschwärze was wären sie?
Drum mögen dir diese beiden huldigen,
Die Poesie läßt sich entschuldigen.

Erlangen. Fr. Rückert.

Nase zu reiben. Mit den Teufelslettern ist der Menschheit schon darum die feinere Blüthe abhanden gekommen, weil nun jeder Wicht die schmutzigen Finger an ihr abwischt, wenn sie vielleicht irgendwo noch einmal schüchtern hervorzutreten wagt. Man braucht nur genau hinzusehen, was in Folge dieser Betastungen aus ihr zu werden pflegt! — Derartige Ketzereien weiter auszuführen, hieße freilich die Axt an die Wurzel unserer Verhältnisse zu legen: sie aber in Bausch und Bogen auszusprechen, halte ich für ganz in der Ordnung. Der sogenannte Fortschritt hat schon manchen Leimsieder zum allgemeinen Wohlthäter gestempelt, während doch seine Verdienste, im rechten Lichte besehen, mehr wie fraglich waren. Daß jeder Fortschritt zugleich einen Rückschritt bedinge, davon scheint der moderne Optimismus gar keine Ahnung zu haben: nur immer Neues und Wechsel, sonst vergeht er ja vor Langeweile. Lassen wir ihn sich seiner Errungenschaften freuen und steigen dafür mit Goethe's Faust zu den „Müttern" hinab, die uns in guten wie in bösen Tagen Labung spenden werden.

R. F.

200. Berlin, 29. Mai 76.

Hochverehrter!

Heute früh 7 Uhr aus Altenburg heimgekehrt, finde ich Ihr Schreiben von gestern vor. Ihr Wunsch war erfüllt, bevor ich ihn vernommen. Ich begegnete gestern Sander und begrüßte ihn freundlich, als wäre nichts geschehen. Wir waren im Laufe des Tages noch öfters zusammen und ich verkehrte ganz unbefangen mit ihm, was ihm wohl zu thun schien. Nachdem ich meinen „Christus"[1]) absolvirt, verließ ich Altenburg. Sie wissen, daß ich aus Gewissenszwang nur Sonntags mich von meinen Amtspflichten dispensire.

Wie gerne hätte ich Lieder von Ihnen gesungen! Aber ich konnte nicht länger bleiben. (Lieder kamen erst Dienstag dran.)

[1]) Oratorium von Liszt.

Daß ich für Ihre Lieder noch ganz anders eintreten werde, als ich es bisher konnte, darauf können Sie sich verlassen. Wann ich die erste Kanone löse, steht noch dahin, ist auch Nebensache.

Ich huldige der Strategie Moltkes, der sagt: „Der Feldzug muß gewonnen sein, bevor der erste Schuß fällt. Es ist gleichgültig, ob ich meine Aufstellung hinter dem Rhein oder hinter der Elbe nehme. Nur muß es nachher ohne Aufenthalt bis Paris gehen."

Eiligst

Ihr getreuer

A. v. S.

201.

Halle, d. 30. Mai 76.

Seit langer Zeit hat mir kein Brief größere Freude gemacht, als Ihr letzter. Sie wird wahrlich dadurch nicht vermindert, daß meine Bitte bereits erfüllt war, bevor sie ausgesprochen wurde: dieser Verlauf sieht Ihnen aber ganz ähnlich! . . .

Möge sich auch die Agitation, welche Sander seit einer Reihe von Jahren zu Gunsten meiner Kunstrichtung in Scene setzte, nicht überall auf krystallreine Motive zurückführen lassen, das darf mich keineswegs abhalten, ihm für dieselbe dankbar zu sein, um so mehr, als er bis auf die Gegenwart herab schwerlich an mir reich geworden ist. Kurzum: Sander hat seine vortrefflichen Qualitäten und gehört in gar mancher Beziehung heut zu Tage zu den „weißen Sperlingen". Ihre Güte hat mir wieder einen Stein von der Brust gewälzt! . . .

Was nun Ihr Verhältnis zu meinen Liedern betrifft, so bin ich noch keinen Augenblick über dasselbe zweifelhaft gewesen. Mit Vorsicht für sie Propaganda zu machen, scheint mir ebenfalls dringend geboten zu sein, weil erst eine Menge Vorurtheile gebrochen werden müssen, bevor

man hier frei mit der Sprache herausgehen darf. Auch sind dabei Meinungen zu schonen, die doch ihr gutes Recht haben. Aber von dem Vergnügen, das ich haben werde, wenn besagter Kanonenschluß fällt, können Sie sich unmöglich eine Vorstellung bilden. Bei aller Reserve, die ich in diesen Dingen bisher beobachtete, hat mir der Himmel leider ein sehr kitzliches Fell gegeben, das gerade für kleine Nadelstiche äußerst empfänglich ist. Aus diesem Grunde rechne ich es mir denn auch keineswegs als Bosheit an, eine Rückzahlung mit gleicher Münze herbeizusehnen, die meinetwegen auch noch einen reichen Stock von Zinsen hinzufügen mag. Ihr Stern ist jetzt im Aufgange und wird wohl ein Weilchen länger leuchten als die vielen Irrwische von heute: daher hoffe ich nicht nur auf eine Rechtfertigung unseres Standpunktes, sondern weiß ganz bestimmt, daß sie sich über kurz oder lang durch Ihre Leistungen vollziehen muß.

R. F.

202.

Halle, 1. Juni 76.

. . . Vielleicht hat Ihnen Reubke schon angedeutet, daß der akademische Gesangverein im letzten Jahre einen fast ununterbrochenen Kampf ums Dasein führen mußte. Bei der grenzenlosen Zerfahrenheit der hiesigen Zustände braucht man sich darüber nicht weiter zu wundern — sie ganz allein trifft die Schuld! Nur den colossalsten Anstrengungen, die vielfach mit persönlichen Opfern verbunden waren, ist es gelungen, das Institut nicht nur über Wasser zu halten, sondern es sogar einigermaßen zu consolidiren. An wie schwachen Fäden seine Existenz demohngeachtet hängt, weiß niemand besser zu beurtheilen, als ich. Dieser Sachlage gegenüber ist es denn dringend geboten, den Verein in den Augen des Publicums nochmals durch außerordentliche Maßregeln zu heben, und ihm damit die moralische Stütze angedeihen zu lassen, welche seinen weiteren Be-

stand sicher stellt. Die vorjährige Aufführung schwebte wie ein schönes Meteor vorüber — die diesjährige soll es nicht! Daß uns Ihr Beistand diesen großen Dienst leisten würde, unterliegt gar keinem Zweifel — ob aber die von Ihnen gestellte Hauptbedingung eines Sonntag concertes zu realisiren sein wird, weiß ich freilich nicht. Die Aufführung der Antigone macht die Betheiligung des Orchesters unbedingt nothwendig — dessen Mitwirkung jedoch für einen Sonntag in Halle zu gewinnen, grenzt geradezu ans Unmögliche!

Natürlich kann und mag ich nicht in Sie dringen, statt des Sonntags den Sonnabend zu wählen, und für diesen Fall sich nur auf Lieder zu beschränken, obschon auch dann noch die Einrichtung getroffen werden könnte, jene Händel'sche Arie,[1]) die ja keine erheblichen Schwierigkeiten bietet, noch vor der Aufführung durchzuprobiren. Daß ich Ihnen ein Orchesteraccompagnement herstellen würde, versteht sich ganz von selbst: die Arie mit einer mageren Clavierbegleitung muß ja nach dem Recitative, wo sich das Streichquartett in den großartigsten Formen bewegt, einen ganz miserabelen Eindruck machen . . .

Einliegend sende ich Ihnen eine Arie aus Händel's Lothar,[2]) die an Innigkeit und Majestät Alles übertrifft, was ich in der musikalischen Literatur kenne. Meines Wissens war Signor Fabri, für den sie geschrieben wurde, kein Castrat, sondern ein Bariton-Tenor, verfügte also über eine Stimmlage, die der Ihrigen vollkommen entspricht. Ist dies wirklich der Fall, dann haben Sie hier eine Nummer, mit der sich Himmel und Erde stürmen läßt. Seite 3, Takt 5 und 7 bringen z. B. Triolen, die, mit der nöthigen Breite aus tiefer Brust herausgeholt, eine absolut überwältigende Wirkung machen müssen. Und dann wieder die unerhörte Steigerung auf der vierten und fünften Seite: das heiße ich mir einen heroischen Klagegesang! Auch für diese Nummer erbiete ich

---

[1]) „Ihr grünen Au'n" aus Händels „Susanna".

[2]) Franz hatte diese Arie dem „Apollos feast" entnommen.

mich, ein Orchesteraccompagnement, das der Gewalt des Ausdrucks einigermaßen entspricht, anzufertigen: ich würde es aber nur für Sie schreiben, und keiner anderen Menschenseele die Benutzung gestatten.

Ihre Bemerkung, das liebe Publicum verachte nichts mehr, als die Einseitigkeit, ist völlig zutreffend — wer ihm genügen will, muß sich einen weiten Bettelsack umschnallen, der Gutes wie Schlechtes, letzteres womöglich recht stark vertreten, in seinen Eingeweiden birgt. Auch ich habe hinlänglich unter diesen verbohrten Anschauungen zu leiden gehabt, und muß mir ja noch heut zu Tage den Vorwurf der Einseitigkeit, die sogar in absolute Selbstvergötterung ausgelaufen sei, gefallen lassen. Trotzdem glaube ich immer noch über einige Kunstdemuth zu verfügen, wovon mein Verhältniß zu Bach und Händel ein laut redendes Zeugniß giebt. Diese Leute gelten aber gegenwärtig für antiquirt: wer in ihnen die Quintessenz des Kunstausdrucks erblickt, wird vom großen Haufen erst recht für bornirt gehalten! —

R. F.

203.

Halle, 21. Juni 76.

... Halten Sie als Privatmann Transpositionen bei verschiedenen meiner Lieder für nothwendig, so bin ich weit entfernt, Ihnen das Recht dazu bestreiten zu wollen — ich räume sogar ein, daß Fälle eintreten können, die jenes Verhalten rechtfertigen. Diese Harmlosigkeit hört aber in dem Augenblicke auf, wo es sich um Veröffentlichungen durch den Druck handelt. Von den großen Schwierigkeiten, welche die Wahl der Tonarten mit sich bringt, will ich hier garnicht weiter reden: greift man zu tief, gleich werden alle Tonverhältnisse klanglos und stumpf; je näher man aber der Tonart des Originals bleibt, um so größer wird der charakteristische Abstand beider. Nur eins erlaube ich mir noch zu bemerken: die Veränderung der Tonart bedingt in unzähligen Fällen auch eine Ver-

änderung des Tonsatzes! So hat sich z. B. Liszt bei verschiedenen seiner Lieder verhalten — die tiefere Tonlage weicht stets wesentlich von der höheren ab, was keineswegs der Zufall so mit sich gebracht hat, sondern sich nur aus inneren Gründen erklären läßt. Schubert, Schumann und Mendelssohn würden ähnlich gehandelt haben, wenn sie sich überhaupt auf solche Metamorphosen eingelassen hätten — was ich stark bezweifle!

Obschon ich nun selbstverständlich auf Ihre letzten Entschließungen bestimmend nicht einwirken kann, so geht doch aus Obigem hinlänglich hervor, wie ich persönlich zu der Frage stehe. Mir bleibt jetzt nichts weiter übrig, als dem Dinge seinen Lauf zu lassen, es jedoch als garnicht für mich vorhanden zu betrachten und seiner Zeit eine öffentliche Erklärung in diesem Sinne abzugeben . . .

In Betreff der Händel'schen Arie kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben. Der Lothario ist in der Händelausgabe noch nicht erschienen und habe ich jene Arie dem „Apollo's feast" entnommen, das sie in einer sehr dünnen Form, ohne weitere Angabe der Details bringt. Etwaige Bedenken wegen des Textes ließen sich vielleicht durch einen Sprachkundigen beseitigen. Das Stück ist so wundervoll, daß ich mir's an Ihrer Stelle unter keiner Bedingung entgehen lassen würde. Sollten Sie später eine Bearbeitung für das Orchester wünschen, dann müßte ich mir freilich das Manuskript zurückerbitten, weil ich kein zweites Exemplar zur Vorlage besitze . . .

R. F.

204.

Halle, 23. Juni 1876.

Herzlichen Dank für Ihre gütige Mittheilung! Wenn mir die leidige Angelegenheit schon an und für sich manche unruhige Stunde bereitet hat, so war die Vorstellung, mit Ihnen hierin nicht vollkommen in Uebereinstimmung zu leben, schwerlich dazu angethan, mich zu calmiren. Daß Sie jetzt, trotz entgegengesetzter Ansicht, doch auf meine

Bitte eingegangen sind, beweist mir von Neuem, wie theilnehmend Sie sich zu meinem persönlichen Wohl und Wehe verhalten.

Ohne hier nochmals versuchen zu wollen, meinen Standpunkt zu rechtfertigen, kehre ich nur die rein menschliche Seite desselben heraus und bin überzeugt, daß Sie derselben eine gewisse Berechtigung widerfahren lassen werden. Hat man sich sein Leben lang redlich bemüht, einer bestimmten Textauffassung auch einen bestimmten Tonausdruck zu geben und nicht eher geruht, bis dies Ziel erreicht wurde, so erklärt sich daraus der Wunsch, die endlich festgestellte Form in einem für sehr wesentlich gehaltenen Punkte nicht alterirt zu sehen. Schon diese Rücksicht auf den Autor sollte die Herren Verleger zu einiger Schonung bestimmen: — das hieße aber freilich von der Distel Feigen verlangen! Hier hat man's nur mit Kaufleuten zu thun, denen der finanzielle Gewinn Alpha und Omega ist. Nachgerade müßten sie aber doch wissen, daß mein Kram nicht auf ephemere Erfolge speculirt und mit den Fluktuationen der Mode nichts zu schaffen hat. Zunächst lebe ich noch und dann sind die Herren nach meinem Tode noch volle 30 Jahre im unangefochtenen Besitz! Unter diesen Umständen kann Linnemann also kaum von Opfern sprechen und sind dergleichen Redensarten auch ohne Sinn, wenn man die Vortheile, welche er und seine Kollegen bereits aus mir zogen und in Zukunft noch ziehen werden, in Anschlag bringt. Anders verhält sich's freilich mit dem Theile des singenden Publicums, der sich gern mit meinen Liedern abgeben möchte, ohne es jedoch der Tonlage wegen zu können. Aber auch dieser Uebelstand ist nicht allzu groß, weil ja jedem Interessenten die Selbsthülfe offen steht. Zudem sind die Stimmorgane so verschieden, daß eigentlich 4—5 Ausgaben nöthig sein würden, wollte man jedem derselben gerecht werden.

Dem sei nun aber wie ihm wolle — ich muß mich in meine Lage finden lernen, sonst verbittere ich mir die wenigen Jahre, die ich vielleicht noch zu leben habe.

R. F.

205. Halle, 29. Juni 76.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche! Diesmal ist mein Geburtstag sehr still verlaufen, wogegen ich garnichts einzuwenden habe, weil ich in der Abwicklung eines Lebensjahres kein solches Verdienst erblicke, daß man deswegen großen Lärm zu schlagen hätte. Ueberdies befindet sich auch mein Kopf jetzt in einer Verfassung, die mir die absoluteste Ruhe wünschenswert macht. Doch hat sich die alte Freundschaft nach wie vor theilnehmend gezeigt und kann dies nur dazu dienen, mich in meiner Vereinsamung über Wasser zu halten. Außer von Ihnen lief noch aus Berlin eine Depesche von Flinsch ein, worüber ich mich sehr gefreut habe . . .

Wird denn Taubert mit nach Bayreuth ziehen? Wer diese Strapazen auszuhalten vermag, muß wahrlich gute Nerven haben! . . .

Außerordentlich komisch wirken aber die Gunstbezeigungen, welche der große Richard vom Stapel laufen läßt. Nur die k l e i n e n Nester sind in erster Linie bei Auswahl der Mitwirkenden berücksichtigt worden — Berlin, Wien und München stellen nur einen sehr kleinen Contingent — Leipzig und Dresden aber gar keinen!

In den Halle'schen Zeitungen liest man auch täglich, daß den beiden Musikdirektoren Schreiber und Schefter in Mühlhausen (Thüringen) eine direkte Einladung zu den Festspielen in Bayreuth zugegangen sei — eine Ehre, durch welche sich die ganze Stadt geschmeichelt fühle. Auf welchem Grunde diese Bevorzugung ruht, mag der Himmel wissen! Doch Wagner liebt es ja, wunderliche Censuren auszutheilen — ein Vergnügen, das man ihm denn schon lassen muß. —

R. F.

206. Halle, den 30. Juni 76.

Endlich kann ich Ihnen in Betreff der Staatsunterstützung Auskunft geben! Leider ist dieselbe wenig erfreu-

licher Art und geht über die schlimmsten Befürchtungen hinaus. Doch hören Sie einen Augenblick zu!

Heute war ich bei Thümmel und wurde von ihm gelegentlich befragt, ob ich wegen der Subvention Nachricht habe. Ich verneinte und gab ihm die Frage zurück. Darauf schrieb er denn auf ein Zettelchen: „abgeschlagen!“ Als ich ihm nun dankte, daß er mich mit dieser Eröffnung aus einer peinlichen Lage befreie, erkundigte ich mich weiter, ob in der Verfügung aus Berlin Motive enthalten wären, mit denen die Ablehnung begründet worden sei. Er theilte mir nun mit, daß Roedenbeck ihm das Schriftstück „mit aufrichtigem Bedauern“ zur Cognition vorgelegt und er aus demselben folgende Motivirung ersehen habe: . . . „Man könne überhaupt die Sache nicht mehr als Subvention für die Bearbeitung der Bach'schen und Händel'schen Werke gelten lassen, denn die betreffende Senatsabtheilung der Academie habe diese Bearbeitungen verworfen.“ —

Das nenne ich denn deutlich sprechen und läßt eine derartige Behandlung, verbunden mit einer so heiteren Kritik es schwerlich noch zu, daß ich länger im Staatsdienst bleiben kann. Uebereilt mag ich jedoch in dieser Angelegenheit nicht vorgehen und muß vor allen Dingen erst Ihre Ansicht hören.

Ich bin unbefangen genug, um es den Herren Senatoren nicht besonders zu verargen, wenn sie ihr Müthchen an mir gekühlt haben — daß man aber diese Information, trotz des Promemoria des Herrn von Keudell, überhaupt für nöthig erachtet hat, daß man außerdem meine künstlerischen Antecedentien jetzt noch unter die Censur eines Adolph Schulze u. s. w. stellen konnte, ist denn doch ein etwas starkes Stück, das dadurch keineswegs abgeschwächt wird, wenn man dergleichen kritische Erfrischungen in einer Verfügung nach Halle befördert. Schon manche böse Erfahrung habe ich in meinem Leben gemacht — die schlimmste sollte mir jedoch bis heute aufgehoben bleiben!

Wie bereits oben erwähnt, werde ich ohne Ihren Rath keinen Schritt thun. Vielleicht halten Sie es für angezeigt, dem Herrn von Keudell den Vorgang mitzutheilen und, bevor eine Rückäußerung von ihm eingetroffen ist, alles Weitere zu sistiren. Wünschen Sie ihn aber mit der Angelegenheit nicht mehr zu belästigen, so bin ich auch damit einverstanden. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten kann ich als anständiger Mensch in der bisher von mir eingenommenen amtlichen Stellung in Halle nicht länger bleiben — jener Erklärung zufolge stehe ich ja fast wie ein Betrüger da, der sich Jahre lang für Arbeiten unterstützen ließ, die völlig werthlos sind. Diese Consequenz läßt sich nun einmal nicht abweisen.

Sollten Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sein, dann bin ich doch in der That neugierig, wie eigentlich einem Menschen zu Muthe ist, der frei aufathmen darf und sich durch keinen Druck weder von Oben noch von Unten bedrängt fühlt — bis jetzt bin ich noch niemals in dieser angenehmen Lage gewesen.

R. F.

207.

Halle, 2. Juli 76.

Ihr Brief hat mir eine unaussprechliche Freude gemacht und trägt schon jetzt sehr zur Beruhigung der Wellen, die allerdings seit dem vorgestrigen Nachmittage etwas hoch gingen, bei. Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, daß der Geldpunkt hier die Hauptrolle spielte und man wieder einmal an einer Stelle sparen wollte, um an der andern Hunderttausende ausgeben zu können. Leider sucht man sich aber gewöhnlich für die Hunderttausende Objekte aus, die ziemlich werthlos sind, und übt die Sparsamkeit an Dingen, welche durch dieselbe nur demoralisirt werden.

Auch darin mögen Sie Recht haben, daß das alte Votum genügte, um als Vorwand zur Ablehnung zu dienen. . . . Sehr gespannt bin ich, was der Herr von Keudell zu dem Verlaufe der Geschichte sagen wird. Mehr als Alles

andere kränkt es mich, daß Ihre und seine Bemühungen zu Gunsten meiner die beabsichtigte Wirkung nicht hatten. Jeden Augenblick bin ich übrigens bereit, an ihn zu schreiben, werde es aber nicht früher thun, bis Sie mir Auftrag dazu geben: nicht leugnen kann ich es, daß ich mein Herz gern einmal über die heutigen Kunstzustände recht gründlich ausschütten möchte!

Gestern erhielt ich aus Wien die betrübende Anzeige, daß der gute Ambros gestorben sei! . . . Sander wird den Verlust schwer empfinden, weil nun das Unternehmen des großen Geschichtswerks völlig in der Luft schwebt. Dasselbe war nur bis Palestrina gefördert und schwerlich möchte sich heut zu Tage ein Polyhistor vom Range Ambros' finden lassen, der das Uebrige zum Abschluß brächte . . .

R. F.

208. Berlin, 27. Juli 1876.

Hochverehrter!

Die Verspätung dieser Zeilen wird Sie nicht überraschen. Zwischen Berlin und Rom[1]) correspondirt es sich doch nicht so leicht wie zwischen hier und Halle und zwar wird die Differenz ganz natürlich bei mehrmaligem Hin und Her umso empfindlicher.

Herrn von Keudell's Stellung faßt sich in der abschriftlich beigefügten Aeußerung aus einem seiner letzten Briefe am concisesten zusammen.

Was alles für Verhandlungen zwischen Keudell und dem Kultus-Ministerium noch stattgefunden, kann ich zur Zeit nicht übersehen.

Herr von Keudell beschränkt sich nach dieser Seite — augenscheinlich absichtlich und aus Pflichtgefühl und Discretion — auf Andeutungen. Bestimmt aber spricht er von einem an ihn gerichteten sehr eingehenden Brief des

[1]) Herr von Keudell war Gesandter in Rom.

Ministers. Er verspricht, ihn mir sogar später zu zeigen, hält jetzt aber damit zurück, weil er wohl meine gegenwärtig noch frische Erregung scheut.

Herr von Keudell schreibt: „Da Franz eine Mittheilung, die für ihn bestimmt sein könnte, nicht erhalten hat, so hat er meines Erachtens kein Recht, amtliche Schritte hieran anzuknüpfen. Mein inniger Wunsch ist, daß es ihm gelingen möge, die Sache nicht tragisch zu nehmen, sondern sich zu erinnern, daß alle großen Reformatoren während ihres Lebens Verfolgung zu leiden hatten, daß diese Erscheinung nicht in der Bosheit, sondern in der Beschränktheit gerade der Menschen wurzelt, die sich mit einer Religion oder Kunst ganz identificirt zu haben glauben und als Inhaber gewisser alleinseligmachender Ueberlieferungen die Neuerer nach bestem Gewissen verdammen müssen. Und wenn er sich mit dieser Erkenntniß durchdringt, so wird er an den Bettel der versagten Remuneration nicht anders mehr zurückdenken, als daß es doch eine gewisse Genugthuung ist, für reformatorisches Streben Kränkungen zu erfahren."

Eiligst Ihr treu ergebener

A. v. S.

209.

Halle, 1. August 76.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mir treffliche Winke giebt. Natürlich werde ich mich ebenfalls auf die Thatsache stützen, daß der Antrag nicht von mir, sondern vom hiesigen Universitäts-Curatorium ausgegangen sei, mithin der Mißerfolg eine persönliche Zurückweisung nicht involvire. Vorläufig will ich aber noch ein Bischen in der Reserve bleiben . . . Gegen nähere Freunde und Bekannte werde ich jedoch keine Zurückhaltung beobachten, weil ich meinem Herzen nothwendig Luft machen muß, um den Druck endlich los zu werden. Doch möchte ich zu dem Behufe gerne erfahren, ob ein neues Gutachten des Senats vorgelegen hat, oder ob das alte genügte. Letzteres kann

ich nicht recht glauben. Weil ja der Grell'sche Bericht dadurch cassirt worden ist, daß trotz aller hämischen Verdächtigungen eine Anzahl Exemplare meiner Partitur zu: „ich hatte viel Bekümmerniß" vom Cultusministerium angekauft wurden. Kann Ihnen denn Kiel über diesen Punkt keinen Aufschluß geben? Oder sollte es vielleicht der Herr von Keudell im Stande sein? Hierin klar zu sehen, wäre für mich von der größten Wichtigkeit. Liegt wirklich ein neues Gutachten vor, so haben wir es nur mit einer rachsüchtigen Clique zu thun. Dies giebt zwar einigen Trost, dagegen ist aber der Gedanke kaum zu fassen, daß die Herren Spitta,[1]) Rudorff, Schulze als oberste Kunstinstanz hier zu Lande respektiert werden müssen: wer nur ein Minimum von Selbstachtung besitzt, wird ein solches Tribunal nun und nimmer mehr als seinen Richter anzuerkennen vermögen . . . Mag nun aber der Grund des ablehnenden Votums ein finanzieller oder ein artistischer sein — unerhört bleibt es doch! Auch mir ist wiederholt die Versicherung gegeben worden, daß, wäre einmal der Antrag im Königl. Cabinett bewilligt, die drei Jahre nur noch als Formalität zu betrachten seien — mauste ich keine silbernen Löffel, so bliebe die Subvention bis an meines Lebens Ende. Später wird man sicherlich den Kopf zu diesem Hergang schütteln, dazu bedarf es keines prophetischen Blickes; denn heut zu Tage möchte es in musikalischen Dingen wohl schwerlich ein Individuum geben, dessen Untergrund tiefer mit echt deutschen Elementen erfüllt wäre, als ich es von dem meinigen ohne Selbstüberhebung behaupten darf. Rechnen wir nun noch die Thatsache dazu, daß besagter Untergrund auch in den Bearbeitungen Blüthen zu treiben vermöchte, deren Duft der Zeitenstrom so lange nicht verflüchtigen wird, als es in unserem Lande noch Herzen giebt, die durch das Tonleben klingend berührt werden, so möchte ich wohl in Zukunft gerechtfertigter dastehen, als jenes famose Gutachten des Senats der König-

[1]) Prof. Philipp Spitta (1841—94), Musikhistoriker.

lichen Academie der Künste. Ist dieses durch die Werthlosigkeit meiner Arbeiten begründet, dann hat die Klage allerdings keinen Sinn, daß die letzten Reste meines Gehörs nur in Folge der mit ihnen verbundenen Anstrengungen zum Teufel gegangen sind, ich mithin für ein derartiges Opfer auf Entschädigung keinen Anspruch zu machen habe...

R. F.

210.

Halle, 13. August 76.

... Ende der nächsten Woche wird mich Schäffer besuchen, mit dem ich über meine Affaire zu reden und sachliche, nicht persönliche Pläne zu schmieden gedenke. Leisten die Historiker mit ihren bereits seit Jahresfrist in Aussicht gestellten Orgelstimmen nicht Wunder, so wollen wir ihnen schon das Loch versohlen. Jetzt haben diese armseligen Schächer wieder die eine der drei Cantaten — sie war von Kretzschmar[1]) in Leipzig bearbeitet worden — einschmelzen lassen und die Ausführung derselben dem Hofcapellmeister Wüllner in München übertragen. Das soll uns wahrscheinlich imponiren! Weiter geht noch daraus hervor, daß die Herren bei den ihnen nahestehenden Kreisen, also namentlich bei den Professoren der Hochschule, keine Hülfe finden konnten. Wie es mit dem Generalstabe der Historiker eigentlich beschlagen ist, davon legt die letzte Nummer der Chrysander'schen Zeitung wieder ein herrliches Zeugniß ab. Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß ich mich bei Ihnen vor Jahr und Tag nach einem Grafen Waldersee, der mir eine Anzahl seiner Bearbeitungen Bach'scher Cantaten zugeschickt hatte, erkundigte. Dieser veröffentlichte nun in letzter Zeit einige Aufsätze über die brennende Frage in genannter Zeitung und in der letzten Nummer derselben weist er unwiderleglich nach — ohne jedoch meiner dabei zu erwähnen — wie sehr die von mir vertretenen Grundsätze im Rechte sind. Er zeigt nähm-

[1]) Musikhistoriker, jetzt Professor an der Berliner Universität.

lich an einer nur vom Continuo begleiteten Sopranarie, wie das Hauptmotiv der Cantilene im Verlauf derselben mindestens achtmal im Accompagnement auftauchen müsse und demonstrirt das an der Construction des Basses und an den Contrapunkten der Singstimme unzweideutig; woraus denn weiter hervorgeht, daß die Alten bei Anlage ihrer Skizzen ganz bestimmte Absichten im Auge hatten — mithin genau dasselbe, was ich vom ersten Augenblick an behauptet habe. Natürlich hält dieser Nachweis Chrysander in keiner Weise ab, das seine eigenen Ansichten cassirende Dokument ruhig abzudrucken und den Schein anzunehmen, als ob er mit diesen Auseinandersetzungen vollkommen einverstanden wäre. In einer Randglosse bemerkt er nur, der Druck solcher Notenbeispiele sei gar nicht billig und möge daher in Zukunft möglichst vermieden werden — der Schlauberger! — und dann weiter, daß die Kunst des Accompagnements nothwendig in den Musikinstituten gelehrt werden müsse, was jetzt durchaus nicht der Fall sei. Eine echte Schulmeisteridee! Hat der gute Mann bei jenen Musikinstituten übrigens an die Hochschule gedacht, so wird er sich in der Leistungsfähigkeit der Herren Professoren stark geschnitten haben — die verstehen ja selbst nichts davon! Und von solchen Gegnern muß man geworfen werden . . .

R. F.

211.

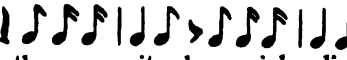
Halle, 14. September 76.

. . Welche Gründe mich vor einigen 30 Jahren veranlaßt haben, die Reihenfolge der Schilflieder gegen Lenau's Bestimmungen abzuändern, weiß ich nicht mehr genau anzugeben.[1]) Doch werden es wohl dieselben gewesen sein,

[1]) Reihenfolge der Lieder bei Lenau:

1. Drüben geht die Sonne scheiden.
2. Trübe wird's, die Wolken jagen.
3. Auf geheimem Waldespfade.
4. Sonnenuntergang.
5. Auf dem Teich, dem regungslosen.

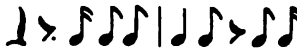
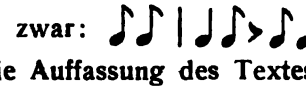
die ich heute noch geltend machen möchte. Wie Sie gewiß schon bemerkten, tauchen in den Schilfliedern allerhand Naturlaute auf: flimmernde Sterne, zuckende Blitze, unheimliches Unkengetön u. s. w. Durch sämmtliche Nummern zieht sich aber wie ein rother Faden: „Der Wind, der Wind, das himmlische Kind". Vom leisesten Flüstern weinender Klage erhebt er sich bis zum wildesten Brausen verzweifelnder Leidenschaft, um dann wieder auf seinen Ausgangspunkt, jedoch jetzt still resignirend, zurückzusinken. Dieses An- und Abschwellen der Grundstimmung würde nun verloren gegangen sein, wenn ich Lenau's Anordnung, die mir keine zwingende Nothwendigkeit zu haben scheint, gefolgt wäre; versetzen Sie die Nummer: „auf geheimem Waldespfade" in die Mitte — sofort ist jener Zusammenhang gestört. Ob Sie diese Rechtfertigung passiren lassen werden?

Ganz richtig bemerken Sie, daß der Rhythmus im Auftakt des ersten Liedes: seine charakteristische Bedeutung habe — in ihm kommt ja das ängstlich pochende Herz zum Ausdruck. Diesem malerischen Zuge hat sich die Declamation unbedingt zu fügen, zumal sich's bei dem: „rauscht das Rohr" doch nur um ein Minimum der Zeitdauer handeln würde. Aber auch dem in Ihrem vorletzten Briefe ausgesprochenen Bedenken möchte ich mich aus demselben Grunde nicht anschließen. In dem Liede: „wie sehr ich dein" (op. XIV,6) tritt die Cantilene ebenfalls mit einer Motivbildung auf, die für den ersten Vers sehr charakteristisch wirkt:  etc. ist ein sequenzartiger Rhythmus, mit dem sich die Singstimme mitten in die Brandung stürzt, was die leidenschaftliche Be-

---

Reihenfolge der Lieder bei Franz:

1. Auf geheimem Waldespfade.
2. Drüben geht die Sonne scheiden.
3. Trübe wird's, die Wolken jagen.
4. Sonnenuntergang.
5. Auf dem Teich, dem regungslosen.

wegung hier durchaus notwendig macht. Derartigen Forderungen gegenüber m u ß die Declamation zuweilen ein kleines Zugeständniß machen, sonst gerathen wir in die Bahnen der „unendlichen Melodie“ Wagners. Doch will ich mit diesen Auseinandersetzungen Ihren Vortrag des Liedes in keiner Weise beeinflussen: Sie werden mir aber vielleicht doch Recht geben, daß die Musik hin und wieder zu Formen zwingen kann, die mit der strengsten Declamation nicht in Einklang zu bringen sind — entweder muß dann die Musik weichen oder es hat sich der Text ein bischen nach der Decke zu strecken. Jedenfalls würde man bei der von Ihnen in Vorschlag gebrachten Skandirung:  etc. auf die schöne Sequenz Verzicht leisten müssen. Im zweiten Verse ist diese wieder anders gebildet und zwar:  eine Form, die ebenfalls die Auffassung des Textes rechtfertigt, der hier breiter dahinströmt wie im ersten Verse.

Die Bearbeitungsfrage bäumt sich zur Abwechslung wieder einmal wie ein drohendes Gespenst auf. Sobald das Ding festere Gestalt gewonnen hat, werde ich Ihnen weitere Mittheilungen machen: es kann sich leicht ereignen, daß mir schon in kurzer Zeit eine kleine Genugthuung für mein Fiasko in Berlin wird . . .

R. F.

212.

Halle, d. 18. Sept. 76.

Schon neulich deutete ich Ihnen an, daß es in Betreff meiner Bearbeitungen wieder einmal rumort. Wenn mir Jemand zur Zeit, wo ich mich mit diesen Dingen zu beschäftigen begann, von den schweren Anfechtungen gesagt hätte, die ihretwegen meiner warteten, so würde ich ihm geradezu ins Gesicht gelacht haben. Handelt sich's doch hier um eine Thätigkeit, die unbedingte Hingabe an fremde Objekte verlangt, mithin eine Selbstverleugnung voraussetzt, für die man wohl anerkennenden Dank, nicht aber schmach-

volle Angriffe in Empfang zu nehmen hoffen durfte. Kommt zu Alledem noch die feste Ueberzeugung, der gestellten Aufgabe in einer Ausdehnung gewachsen zu sein, die vor Keinem der Zeitgenossen in den Schatten tritt, so greift man sich stets von Neuem an die Stirn und frägt verwundert, wie eine so seltsame Erscheinung überhaupt nur möglich war. Zwar hätten mich meine Erlebnisse in Halle schon darüber belehren können, daß man nicht ungestraft Interessen huldigen darf, die von den Umgebungen aus naheliegenden Gründen perhorrescirt werden — doch hielt ich meine gute Vaterstadt noch lange nicht für die Welt und gab mich daher dem Glauben hin, diese werde nicht so engherzig urtheilen wie jene, die mich im Schmutz der Kinderkappe umherlaufen sah.

Verzeihen Sie die endlose Einleitung: es war mir aber Bedürfniß, mich einmal gründlich über obigen Punkt gegen Sie auszusprechen, weil ich in Ihren Augen nicht gern als ein Mensch dastehen möchte, der jeder Bagatelle wegen sofort den Kopf verliert. — Doch nun zur Sache!

Früheren Mittheilungen zu Folge entsinnen Sie sich vielleicht noch, daß der Leipziger Bachverein, der bekanntlich unter Spitta's Protektorate steht, eine Anzahl Bach'scher Cantaten im Clavierauszuge mit Hinzufügung einer Orgelstimme publiciren zu wollen erklärte, was wohl nicht ohne hämische Nebengedanken auf mich geschah. Nach unsäglichen Anstrengungen sind endlich drei Cantaten fertig geworden, in denen man mit Fug und Recht eine Realisirung der Principien der historischen Schule erwarten durfte. Die beiden ersten Nummern: die Saba-Cantate von Volkland[1]) bearbeitet, die zweite „wer Dank opfert, der preiset mich" von Herzogenberg,[2]) machen denn auch Miene dazu, bringen aber doch nur ein wunderliches Quodlibet der verschiedensten Stilarten zu Wege. Als dritte Nummer war anfänglich die Cantate „ach Gott, wie manches Herzeleid" in Aussicht

[1]) Pianist, Dirigent, Mitbegründer des Leipziger Bachvereins.

[2]) Heinrich v. Herzogenberg (1843—1900), Componist, Professor an der Hochschule.

genommen und lag bereits eine Bearbeitung derselben von Kretzschmar fix und fertig da — sie scheint jedoch so miserabel gewesen zu sein, daß sie von den maßgebenden Persönlichkeiten wieder zurückgezogen wurde und weil sich Niemand bereit finden ließ, sie wegen einer sehr schwierigen Baßarie auszuführen, so nahm man von ihr ganz Abstand und verhandelte in Betreff einer anderen Cantate mit Wüllner in München. Sie heißt: „Jesu, der du meine Seele" und ist jetzt als No. 3 der ersten Serie erschienen.

Zu meinem grenzenlosen Erstaunen haben nun aber die Historiker mit dieser Nummer eine Leistung acceptirt, die sie mit Kind und Kegel in m e i n Lager treibt. Denn hier handelt sich's keineswegs um „harmonische Ausfüllungen", wohl aber um Formen, die den meinigen bis ins kleinste Detail treu nachgebildet sind. Allerdings betrifft das zunächst nur die Außenseite, weil Wüllner's Zuthaten wenig inneren Antheil an Bach's Vorlagen nehmen, so daß man denn auch hier mit gutem Grunde sagen darf: „und wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt". Dem sei jedoch wie ihm wolle: eine größere Genugthuung hätte ich garnicht erleben können, als mit der Wüllner'schen Arbeit, die, wie schon erwähnt, überall m e i n e Principien adoptirt und sich um die der Historiker keinen Pfifferling kümmert. Mit dieser Thatsache tritt denn auch das Gutachten des Senats der musikalischen Sektion in eine Beleuchtung, die geradezu empörend ist: dieselben Leute, welche meine Grundsätze verwarfen, machen sie jetzt selbst zu den ihrigen!

Um nun diesem Treiben nicht bloß mit gefalteten Händen zuzusehen, habe ich mit Schäffer einen Plan verabredet, von dem ich mir den Erfolg verspreche, in Zukunft wenigstens formell gerechtfertigt dazustehen. Vorhin erwähnte ich Volklands Bearbeitung der Saba-Cantate, mit welcher der Bachverein in Leipzig die Reihe seiner Publicationen eröffnet. Dies Stück habe ich ebenfalls bearbeitet und will es jetzt den Herren als Gegenleistung präsentiren. Das Volkland'sche Elaborat wimmelt nun von

Schulschnitzern der gravirendsten Art: Quinten, Octaven, falsche Accorde und eine ganz miserable Stimmführung — kurzum, es ist ein Prästat, wie ich mir's garnicht besser wünschen kann. Sobald nun meine Bearbeitung der Saba-Cantate erschienen ist, wird sie Schäffer eingehend besprechen und dabei das Opus des Bachvereins einer parallel laufenden Kritik unterwerfen. Das giebt ihm außerdem Gelegenheit genug, alle Fragen, die mir etwa noch am Herzen liegen, namentlich die unerhörte Charakterlosigkeit, welche aus der Annahme der Wüllner'schen Arbeit hervorgeht, zum Austrag zu bringen . . .

R. F.

213. Halle, 6. October 76.

Sehen Sie sich doch einmal die beiliegende Barytonarie aus Händel's Alcina an, deren Bearbeitung hoffentlich etwas besser ausgefallen ist, als das elende Machwerk der Händelgesellschaft. Sie ist ganz wundervoll und wird auch gut in Ihrer Stimme liegen, denn der 5. Takt auf Seite 3 kann ein Hinderniß nicht sein, weil hier die Bässe mit der Singstimme zusammengehen. Könnte ich's doch noch erleben, daß solche Musik in einer anständigeren Form durchgesetzt würde, als Seitens der Historiker zu erwarten steht! Chrysander fängt schon wieder an, in seiner Zeitung allerhand Sticheleien zum Besten zu geben und meint, es wäre sehr zu bedauern, daß die Musiker des feinen historischen Sinnes ganz und gar entbehrten. Als ob der künstlerische Instinkt, sofern er nur der rechte ist, nicht tausendmal werthvoller wäre, als die albernen Reflexionen der Bücherwürmer! Freilich kann man letztere für ihre Bornirtheit kaum verantwortlich machen, weil sie von jener Gottesgabe im Grunde genommen nicht die blasseste Vorstellung haben.

R. F.

214. Halle, d. 12. October 1876.

Es freut mich außerordentlich, daß Sie sich entschlossen haben, die Händel'sche Arie zu singen: der Vortrag unter den von Ihnen mitgetheilten dramatischen Gesichtspunkten

kann die Wirkung des Stückes nur steigern und gäbe ich viel darum, dem Hamburger Concerte beiwohnen zu können. Suchen Sie nur den Herrn v. Bernuth[1]) zu bestimmen, daß er sich mit dem Orchester rechte Mühe giebt und namentlich die Klangfarben den Intentionen gemäß vertheilt. Bei Bach und Händel ist die Singstimme nur der p r i m u s inter p a r e s; sie hat sich sogar hin und wieder unterzuordnen, damit der eigentliche Schwerpunkt nicht verschoben werde. Dabei denke ich keineswegs an ein Dominiren der Instrumentalbegleitung: es muß nur jeder Gedanke hübsch klar und deutlich, seinem Gehalte angemessen, heraustreten. Die Nebenstimmen sind hier oft von großer Bedeutung und als Illustrationen innerer Vorgänge aufzufassen. Im Leipziger Gewandhause wurde Bach früher geradezu niederträchtig accompagnirt und hätte ich David immer einen Nasenstüber geben mögen, wenn er das Orchester anzischte, damit es nur noch leiser spielen sollte. So erinnere ich mich einer von Stockhausen gesungenen Baßarie aus der Cantate: freue dich, erlöste Schaar — „gelobet sei Gott, gelobet sein Name", in der sich der Ausdruck über a l l e f ü n f S t i m m e n fast g l e i c h m ä ß i g verbreitet und wo man doch nur von e i n e r etwas zu hören bekam, während sich die vier anderen spurlos verkrümelten. Damals konnte ich noch ganz leidlich hören und saß überdies in der nächsten Nähe des Podiums, kann mich also nicht getäuscht haben. Die Polyphonie gestattet nun einmal eine solche Ausführung nicht, weil sie ihr innerstes Princip geradewegs vernichtet.

Ist denn der Domsänger Adolf Schulze derselbe, der auch im Senate sitzt? Sollte es der Fall sein, dann wird er sich nicht schlecht über die von Zapp getroffene Gruppirung erbost haben! Die Sache kommt aber noch besser, wenn den Leuten die Augen erst aufgegangen und die von den Sängern ausgestreuten Vorurtheile beseitigt sind: in diesem Falle wird sich's denn wieder einmal gezeigt haben, daß die Kunst auch ohne Protection und Reclame prosperiren kann.

[1]) Prof. Julius von Bernuth war 1867—94 Dirigent der philharmonischen Concerte in Hamburg.

Hätte ich mich einer Clique angeschlossen, so war mein Glück längst gemacht — freilich mußte ich ihr dann aber auch den besten Theil meines Wesens zum Opfer bringen. Trotz mancher bitteren Erfahrung freue ich mich jetzt, es nicht gethan zu haben.

Also Gültzow[1]) erinnert sich meiner immer noch freundlich? Ich fürchtete schon, daß ihn mein letzter Brief verschnupft haben könnte, weil er doch mit Chrysander und Dommer[2]) oft in Berührung kommt. Dommer hat zwar als Mensch eine ganz andere Gediegenheit als Chrysander: — seine musikalischen Qualitäten sind leider aber bis zur Mumie zusammengeschrumpft. Mit solchen Leuten kann man sich garnicht mehr verständigen. So machte er mir einen Vorwurf daraus, daß der Claviertonsatz meiner Bearbeitungen dem des Bach'schen und Händel'schen nicht conform gebildet sei. Eine große Neuigkeit! Der Peter begreift nicht einmal, daß sich's in meinem Falle um die Wiedergabe großartiger Orchesterwirkungen handelt, die namentlich bei Bach noch dazu auf die weiten Räume der Kirche berechnet sind. Aus derartigen Pedanterien läßt sich der beste Rückschluß auf die eigentlichen Interessen der historischen Schule machen: vom Kerne der Sache haben die Leute gar keine Ahnung und knaupeln nur an der Schale herum.

R. F.

215.

Halle, den 17. October 1876.

Ueber die glückliche Lösung des Räthsels, welches den Text der Händel'schen Arie[3]) bisher umgab, freue ich mich mit Ihnen. Nach der jetzigen Erklärung gewinnt die Sache allerdings eine sehr gesteigerte Bedeutung! Demohngeachtet würde ich mir die grandiosen Gegensätze, von denen Händels

---

[1]) Friedrich Gültzow in Hamburg hatte die Händel'schen Handexemplare in Verwahrung.

[2]) Arrey von Dommer, Musikhistoriker.

[3]) „vi sento si" aus „Lothario". Herr v. Senfft hatte den Text bei Gültzow richtig gestellt.

Musik voll ist, nicht entgehen lassen: wir haben's hier mit einem steten Kampfe zwischen resignirender Klage und leidenschaftlichen Ausbrüchen zu thun, welche letztere freilich das Resultat jener sind und nicht umgekehrt, wodurch denn die Stimmung eine nach innen gewendete bleibt. Die sich aufbäumenden Triolen im 40. und 42. Takte müssen in ihrer Verlassenheit eine geradezu überwältigende Wirkung machen, und werden Sie ihnen gewiß den nöthigen Drucker geben. —

Ist denn der Tag nun festgesetzt, an welchem Sie das Stück in Hamburg singen werden? Wenn ich nicht irre, so schwankten Sie zwischen zwei Terminen. Ich möchte gern den Daumen halten, damit die Historiker eine recht schmachvolle Niederlage erleben, obschon ersteres bei Ihren Leistungen garnicht einmal nöthig sein wird . . .

In der nächsten Nummer (40) der Hahn'schen[1]) „Tonkunst" kommt ein Brief von mir zum Vorschein, der sich gegen die empörenden Mausereien aus meinen Bearbeitungen richtet. Die berühmte Verlagshandlung Novello, Ewer & Co. in London hat sich sogar nicht genirt, meinen Clavierauszug zu der Bach'schen Cantate: „o ewiges Feuer, o Ursprung der Liebe" von der ersten bis zur letzten Note zu copiren, wobei mein Name ganz übergangen und ein Rev. John Troutbeck als Uebersetzer und Bearbeiter angeführt wird. Das geht denn doch ein bischen zu weit, als daß man sich's gefallen lassen dürfte! Bei Gelegenheit dieses Protestes geschieht auch der Edition Peters Erwähnung, die sich meine Arbeiten ebenfalls vielfach zu Gemüthe genommen hat. Der Dr. Abraham wird wahrscheinlich laut aufschreien — ich kann ihm aber nicht helfen — warum gestattet er solche Raubzüge . . .

R. F.

216.

Halle, 4. December 76.

. . . Ob sich der Herr von Keudell noch einmal zu einer Fürsprache verstehen wird, weiß ich freilich nicht:

[1]) Albert Hahn (1828–80), Musiklehrer und Schriftsteller.

wohl aber, daß er damit kein Unrecht begehen würde. Was ich nähmlich in der Bearbeitungsfrage zu leisten vermag, ist mir erst kürzlich wieder klar geworden, als ich zu Ihrem etwaigen Bedarf die Arie: „et in spiritum sanctum" im Clavierauszuge anfertigte. So steif und hölzern sich auch die Vorlage ausnehmen mag, sollten Sie sich doch wundern, wie sie sich in meiner Fassung darstellt! Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Bach's Accompagnement die häufig auftretenden Härten zu mindern verstanden hat — wäre es nicht der Fall, so würde schwerlich die Möglichkeit vorhanden sein, sie allenthalben durch angemessene Zuthaten ausgleichen zu können. Der alte Hauptmann[1]) sagte mir einmal gelegentlich: „Es klingt ganz niederträchtig — aber Bach wird es doch einzurichten gewußt haben, daß es eine schöne Wirkung macht!" Eine solche Ausgleichung ist nun allerdings keine leichte Aufgabe und setzt ein seltenes Talent voraus. Wer aber glaubt mir das denn, außer Ihnen und vielleicht noch ein paar anderen Leuten? Und diese peinliche Situation macht mich eben so kopfscheu!...

Daß ich in der Bearbeitungsfrage den weitaus größten Werth auf eine Anerkennung des Staates lege, versteht sich von selbst; sie würde mich reichlich für manche bittere Erfahrung entschädigen, die mich in den letzten fünf Jahren betroffen hat. —

R. F.

217.

Halle, 3. Januar 77.

. . . Meine Fehde mit Spitta und seinem Anhang wird nun bald wieder entbrennen. In einigen Tagen erscheint meine Bearbeitung der Saba-Cantate und hat Schäffer bereits eine Besprechung derselben in Angriff genommen. Vor Kurzem veranstaltete der Leipziger Bachverein eine Aufführung der Trauer-Ode und der F-dur Messe, bei welcher sich aber die Principien der Historiker so schlecht bewährten,

[1]) Der bekannte Musiktheoretiker (1792—1868).

daß Gesang, Orchester und Orgel unaufhörlich einander in den Haaren lagen, mithin eine wahre Katzenmusik zum Vorschein kam. Sogar das „musikalische Wochenblatt" macht jetzt eine Schwenkung nach meiner Seite hin, was bei der intimen Verbindung des Herrn Fritsch mit Spitta, Holstein[1]) und Herzogenberg schon etwas bedeuten will. Sind meine Bearbeitungen erst zu Ehren gebracht, dann ist es Zeit, den Senatoren der musikalischen Abtheilung der Academie der Künste für ihr so liebreiches Votum den wohl aufgeschobenen aber nicht aufgehobenen Dank abzustatten; selbstverständlich werde ich aber dergleichen Schritte ohne Ihr Vorwissen und Gutheißen nicht thun — noch hat es ja damit keine Eile.

. . . Sollte Max Bruch mich wirklich besuchen, so werde ich darüber sehr erfreut sein. Vorläufig glaube ich aber nicht daran, weil er aus naheliegenden Gründen meine Richtung unmöglich theilen kann. Wer heut zu Tage selbstständig seinen Weg verfolgen will, muß sich schon darauf gefaßt machen, es mutterseelenallein zu thun. Das war von jeher so und kann auch in alle Ewigkeit nicht anders werden.

R. F.

218.

Halle, d. 5. Januar 77.

. . . Denke ich an alle Quälereien zurück, die ich des academischen Gesangvereins wegen bereits erdulden mußte und fasse ich vollends die Resultate in's Auge, welche für die Kunst dabei herausgekommen sind, so ist es mir selbst unbegreiflich, daß ich die Flinte nicht schon längst in's Korn geworfen habe. Erst die schöne Zeit unter Pernice,[2]) dem Tholuck[3]) im Chicaniren treulich zur Seite stand, dann die

[1]) F. v. Holstein (1826—78), Komponist.

[2]) Ludwig Pernice, Professor der Rechtswissenschaft.

[3]) August Tholuck, Professor der Theologie, war eine Zeit lang Vorstand der Halleschen Singakademie.

Periode Beuermann, deren humaner Anstrich die Friedericiana gebar — zu guterletzt eine Behörde, mit der ich mich wohl vortrefflich verständigen konnte, der ich aber mit gebrochenen Flügeln gegenüber stand — in der That eine Reihe von Bildern, die sich sehen lassen darf! Wie Sie wissen, habe ich mich in Halle auch mit meinen übrigen Berufspflichten redlich herumschlagen müssen — was wollen diese Scheerereien aber denen gegenüber bedeuten, die mir der acad. Gesangverein unausgesetzt auferlegte? Wer die Verhältnisse nicht näher kennt, wird mich gewiß auslachen — doch brauche ich nur an meine kranken Ohren zu erinnern, um eine so seltsame Ausdauer erklärlich zu finden. Hätte ich nicht in mir selbst einigen Halt gehabt, dann wäre diese Misère wahrlich kaum zu ertragen gewesen. Kunst und Wissenschaft werden zwar immer in einem Athem genannt — mit ihrer Brüderlichkeit ist's aber nicht gar zu weit her: davon weiß ich ein Liedchen zu singen! Ich lebe jetzt in Halle wie ein Ausgestoßener, stehe aller Welt nur im Wege und muß doch ausharren! Das ist eben die Strafe dafür, wenn sich's Jemand einfallen läßt, seinen Weg selbständig verfolgen zu wollen — sie fühlt man recht nachdrücklich, während der ideale Lohn erst jenseits des Grabes real zu werden pflegt.

Seien Sie mir nicht böse über diesen wunderlichen Brief, — es war mir jedoch Bedürfniß, mich einmal frank und frei gegen ein Menschenherz auszusprechen.

Ihr ewig dankbarer

R. F.

219.

Halle, 2. Februar 77.

Für Knieses Adresse danke ich bestens, werde jedoch Ihrem Rathe folgen und erst einen Brief von ihm abwarten: unter allen Umständen würde ich Ihnen dafür dankbar sein, wenn Sie ihn zu einem solchen veranlassen wollten. All zu große Eile hat es damit nicht, weil meine Notizen lediglich

das Orchester betreffen, mit dem ja erst in den letzten acht Tagen vor der Aufführung Ernst gemacht zu werden pflegt...

Denken Sie nur ums Himmelswillen, die Spitta'sche Partei läßt jetzt durch den Dr. Kretzschmar im Verlauf einer abgeschmackten Kritik über Schäffer's Broschüre contra Chrysander — das musik. Wochenblatt bringt sie — mit gesperrter Schrift feierlich erklären: „In Bezug auf die Stilart, in welcher das Accompagnement zu ergänzen ist, besteht zwischen der Franz'schen Partei und der von Spitta eine Meinungsverschiedenheit n i c h t." Man traut wirklich seinen Augen kaum, wenn man diesen Hokus-Pokus liest! Die officiellen Erlasse der Herrschaften scheinen jetzt gar keine Geltung mehr zu haben — nur noch die Privatansichten derselben, um die man sich denn in Zukunft nach ihren vier Pfählen zu bemühen hat. Eine charakterlosere Wirthschaft, wie die durch Spitta hervorgerufene, existirte bisher im musikalischen Leben noch nicht! Uebrigens scheint die Clique das Bedürfniß zu fühlen, die etwas bleich gewordene Glorie ihres Oberhauptes ein bischen auffrischen zu müssen und sollte die Gelegenheit dazu an den Haaren herbeigezogen werden; auch in der Urania wurden neuerdings dergleichen Versuche angestrengt. Wir halten uns aber an die thatsächlichen Leistungen und werden gegen sie im Interesse der Bach'schen Musik Front machen, so lange sie unter allem Nachtwächter sind. In Kretzschmar's Besprechung der Schäffer'schen Broschüre wird nur über Spitta verhandelt, Chrysander's dagegen, den sie doch einzig und allein betrifft, kaum Erwähnung gethan. Das nennt man denn eine Kritik!

R. F.

220. Berlin, 22. März 77.

Sehr verehrter Meister!

Sehr bewegte Zeiten liegen hinter mir. Töchterchen geboren am 15. Januar.[1]) Wir möchten das Kind gern recht

[1]) Irmgart, verheiratete sich mit Herrn Hutcheson in Baltimore.

harmonisch ins Leben einführen. Wollen Sie uns die Freude machen, Pathenstelle bei dem Kinde anzunehmen? Kommen Sie persönlich, so freuen wir uns doppelt. Aber meilenweit liegt uns der Gedanke, Sie zu einem Unternehmen zu verleiten, das Sie aus dem Geleise bringen und Ihnen irgend welches Risiko auferlegen könnte. —

Ich sang inzwischen öfters, u. a. in Münster und Frankfurt. Beide Male Lieder von Ihnen.

Eine Recension aus Münster lege ich bei, weil sie auf Ihre Lieder eingeht.

Hat Kniese geschrieben? Gewiß!

Eventualissime schreiben Sie ihm unter beliebiger Bezugnahme auf mich. Ich glaube, Sonntag ist die Aufführung.

Eiligst Ihr getreuer

A. v. S.

221. Halle, 23. März 1877.

Vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem frohen Familienereigniß! Daß Sie mich aber zum Pathen berufen, hat mir denn doch eine Freude bereitet, wie ich deren noch nicht viele erlebt habe. Damit stellen Sie das Individuum Franz mit dem Künstler desselbigen Namens auf gleiche Höhe, wofür Sie tausendmal bedankt sein mögen! Selbstverständlich komme ich hiermit Ihrer Aufforderung mit Freuden nach.

Leider bin ich aber nicht im Stande, dem Taufakt persönlich beiwohnen zu können. Mein Kopf befindet sich jetzt in einer so trostlosen Verfassung, daß ich kaum auf die Straße zu gehen wage, weil ich jeden Augenblick eine nachtheilige Erschütterung befürchten muß. An eine Reise nach Berlin darf ich unter diesen Umständen gar nicht einmal denken, ein Fall, den Ihr lieber Brief bereits auch vorgesehen hat. Glücklich würde ich aber sein, wenn Sie mich bei der

Taufe vertreten wollten, was ja zulässig ist, wie mir meine Frau sagt.

Möge sich denn das Leben der lieben Kleinen in reiner Harmonie gestalten: können meine Wünsche dies Resultat herbeiführen helfen, dann wird es sicherlich nicht ausbleiben! Sagen Sie das auch Ihrer Frau Gemahlin!

Vor einigen Wochen gab der Merseburger Regierungspräsident von Diest eine Karte in meiner Wohnung mit dem Bemerken ab, daß er sich sehr freuen werde, wenn ich ihn in der „Stadt Hamburg", wo er logire, aufsuchen wollte. Ich war wie aus den Wolken gefallen und konnte mir gar nicht erklären, was er wohl wünschen möchte. Natürlich ging ich sofort hin und fand denn in ihm einen Mann von der liebenswürdigsten Urbanität — von einer Urbanität, die gar seltsam mit den Formen contrastirte, an die mich Halle gewöhnt hat. Zunächst stellte sich mir der Herr von Diest als Ihren Freund vor, durch den er schon seit Jahren über mich unterrichtet sei. Darauf setzte er mir auseinander, daß er in Merseburg geradezu ein musikalisches Paradies gefunden habe. Kein Tag vergehe, wo er nicht in Kunstgenüssen schwelge. In seiner nächsten Umgebung befänden sich wenigstens 8 bis 10 Individuen beiderlei Geschlechts, an die man jede beliebige Forderung in musikalischen Dingen stellen dürfe: nur Bach, Beethoven, Schubert, Schumann etc. traktire man drüben! Ich schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen, doch fand ich darin nur meine Ansicht bestätigt, daß die Musik jetzt eine leichte Schwenkung aus dem öffentlichen Leben ins Haus, der gesunden Basis aller Verhältnisse, zu machen scheine, wozu ihr im Allgemeinen nur Glück gewünscht werden könne. Der Herr von Diest war damit völlig einverstanden und brachte ich denn mit ihm ein paar Stunden zu, die ich nie vergessen werde. Sobald Sie wieder einmal nach Halle kommen, schlage ich einen Abstecher nach Merseburg vor, wo Ihrer gewiß frohe Stunden warten: — wie Schade, daß ich sie nicht mit erleben kann! — . . .

R. F.

222. Halle, den 9. April 77.

In meinem letzten Briefe sprach ich die Befürchtung aus, daß ich Kniese mit einer Epistel vielleicht beschwerlich fallen könnte; doch besann ich mich nachträglich eines Andern und schrieb ihm noch an demselben Tage ein paar Zeilen, in Folge deren ich den einliegenden Bericht erhalten habe, den ich Sie bitte, mir gelegentlich zurückzusenden. Ganz abgesehen davon, daß Sie sich für ihn schon an und für sich interessiren werden, berührt er auch eine Frage, die gerade jetzt für mich von großer Wichtigkeit ist: ich darf daher wohl annehmen, daß Ihnen Kniese's Referat nicht ganz unwillkommen sein wird.

Selten hat mir etwas mehr Genugthuung bereitet, als das entschiedene Verhältniß Kniese's[1]) zu meiner Arbeit. Er begreift es vollkommen, daß hier nicht die Kunsttechnik Hauptsache ist, sondern das charaktervolle Eindringen in den Kern der Vorlagen. Wenn man dagegen die armselige Haltung ansieht, in der die meisten der Herren Musikdirektoren zu dieser Frage stehen, so läßt sich erst daraus ermessen, wie weit sie Kniese in geistiger Hinsicht überragt.

Seine Abänderungen betreffen übrigens nur Außendinge und wurden meist durch lokale Gründe bedingt. Ich habe ihm gerathen, bei der nächsten Aufführung es doch einmal mit dem Flügel für die Seccorecitative zu versuchen, denn noch heute klingen mir die Ohren, wenn ich an die wundervolle Wirkung zurückdenke, die Mendelssohn mit diesem Tonmaterial zu erzielen wußte. Auch die Posaunen und bedeckten Pauken, welche ich zum Schlußchore gesetzt habe, müssen einen erschütternden Effekt machen, was Kniese späterhin vielleicht auch ausprobiren kann. Sein Anerbieten, über die Aufführung der Passion schreiben zu wollen, habe ich natürlich dankbar angenommen und verspreche mir von seinem Berichte sehr guten Erfolg. Nach und nach wird's wohl in den Köpfen meiner Herren Col-

[1]) Kniese hatte die Matthäuspassion unter Zugrundelegung der Franz'schen Bearbeitung in Frankfurt a. M. zur Aufführung gebracht.

legen zu dämmern beginnen, daß es sich hier keineswegs um Dinge handelt, die sich Jeder nach Belieben zurechtlegen darf. Die Bearbeitungsfrage gehört der Kunst an, ohne daß sie damit ihre historische Basis aufzugeben braucht. Letztere versteht sich ganz von selbst, wenn die Bearbeitung überhaupt auf Einheit des Stils und des Ausdrucks Anspruch erheben will. Hoffentlich erlebe ich noch die Klärung dieser Angelegenheit.

R. F.

223. Berlin, 18. April 1877.

Verehrter Meister!

Einliegend mit vielem Danke das Schreiben von Kniese retour, von dem ich mit großem Interesse Kenntniß genommen.

Sonntag sang ich in Stettin von Ihnen: „die Haide ist braun" und „stille Sicherheit". Beide schlugen ganz gewaltig durch. Vorher habe ich sie auch Stockhausen vorgesungen, der sich mit rückhaltloser Wärme dem Eindruck hingab. Daß Ihre Lieder etwas ganz eigenartiges sind, spricht er jedes Mal ungefragt aus und hebt den „Volkston" hervor, der hindurchklingt. Also an der bekannten Descendenz-Theorie „Schubert-Schumann-Franz" hält er nicht mehr fest.

In großer Eile

Ihr ergebenster

A. v. Senfft.

Auf dem Westfälischen Gesangsfest, wo ich den Elias singe, sollen die Leutchen auch etwas Franz zu hören bekommen!

224. Halle, 19. April 77.

Beifolgend erlaube ich mir, Ihnen den soeben erschienenen Clavierauszug zur Saba-Cantate zu übersenden. Sie ist eine der schönsten Compositionen Bach's und enthält die wundervolle Tenorarie, die ich Ihnen vor Jahresfrist

in Halle zeigte. Machen Sie doch Stockhausen gelegentlich den Vorschlag, das Werk aufzuführen — eine dankbarere Aufgabe für den Chor kann es ja kaum geben! Sollte er sich etwa an meiner Instrumentirung stoßen, so ist neben der Partitur noch eine durchgehende Orgelstimme publicirt worden, die alle Scrupel beseitigen wird. Wie die Verhältnisse nun einmal stehen und liegen, mußte ich den Historikern jeden Vorwand zu Anschwärzungen rauben und bin nun sehr begierig, wie sie sich in Zukunft zu meinen Bearbeitungen stellen werden. Wir wollen die Füchse schon aus ihrer Röhre hervortreiben, mögen sie zur Zeit auch noch so verbissen schweigen.

Das Verhalten unserer Dirigenten zur Bearbeitungsfrage wirkt in seiner Rathlosigkeit unendlich komisch, und scheinen sie sich hier wieder einmal recht gründlich blamiren zu wollen. Während ich neuerdings aus England und Amerika Aufträge zu Bearbeitungen erhalte, nörgelt man in Deutschland verdrießlich an dieser Thätigkeit herum und lügt sich selbst in einen Gegensatz hinein, der gar keinen Grund und Boden hat. Welche liebenswürdigen Charakterzüge dabei maaßgebend sein dürften, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Die Saba-Cantate ist übrigens das Werk, welches Schäffer in seinem nächsten Artikel, der gegen die Ausgaben des Leipziger Bachvereins Front macht, zur Besprechung bringt. Die Spitta'sche Partei konnte mir keinen größeren Gefallen thun, als mit diesen Editionen, an denen sich die Armseligkeit ihres Standpunktes so handgreiflich nachweisen läßt, daß ihn sogar die Herren Senatoren der musikalischen Abtheilung der Academie capiren müssen. Jetzt haben sie auch den großen Richard Wüerst in ihre Corporation aufgenommen, Rubinstein[1]) dagegen abgelehnt! Geht das noch ein Weilchen in diesem Stile fort, dann wird das Deutsche Reich eine musikalische Behörde beneidenswerthester Art besitzen.

[1]) Anton Rubinstein (1830—94), Pianist und Komponist.

... Daß Stockhausen jetzt nicht mehr ein großes Decrescendo von Schubert-Schumann zu Franz macht, ist ebenfalls erfreulich. Er hat sich offenbar in seinem früheren Verhalten von der Schumann'schen Partei bestimmen lassen, der ich ja schon seit Jahren ein spitzer Dorn im Auge bin. So wenig auch der mächtige Einfluß Schubert's und Schumann's auf die von mir eingeschlagene Richtung in Abrede zu stellen ist, war derselbe doch nur anregender Art und nicht fundamental: die Saran'sche Broschüre wird für die Zukunft maßgebend sein und kann ich derselben nicht Dank genug wissen, daß sie meinen Kram auf einen einheitlichen Gesichtspunkt gebracht hat. U n s freilich dürfte dieselbe Neues nicht gesagt haben — der übrigen Welt aber um so mehr!

... Neulich habe ich für Karmrodt eine Tartinische Sonate mit Clavierbegleitung versehen — eine Composition, die zu dem Schönsten gehört, was für die Violine geschrieben worden ist. Ich werde Ihnen s. Z. ein Exemplar schicken: nur mit solchen Sachen kann dem modernen Schunde wirksam entgegengetreten werden!

R. F.

225. Halle, 24. Mai 77.

Beikommend erlaube ich mir Ihnen unter Kreuzband 12 Choräle zu übersenden, die ich nach und nach im Interesse der Liturgien des academischen Gottesdienstes gesetzt habe. An derartigem Material ist großer Mangel, obgleich ich fürchte, daß mein Tonsatz die Leistungsfähigkeit der meisten Männerchöre überschreiten wird — die Leute sind ja niemals an eine gehaltvolle Wiedergabe polyphon geführter Stimmen gewöhnt worden. Daß die Choräle eine gute Wirkung machen, davon habe ich mich oft genug selbst überzeugen können: Tholuck war freilich dieser Meinung nicht und pflegte zu sagen: — „es klingt ja Eins wie das Andere!"

Nächstens hoffe ich Ihrer Frau Gemahlin eine Tar-

tini'sche Violinsonate, zu der ich eine Clavierbegleitung geschrieben habe, übersenden zu können. Dann lassen Sie sich einen Geiger, der aber großen Ton hat, kommen und Sie werden einen Ohrenschmaus comme il faut haben. Mit solcher Musik läßt sich mancher moderne Drache töten!

Wie sind denn die Tage in Hannover verlaufen? Da wird wohl manches Wort gefallen sein, das der Hochschulen-Clique nicht behagen möchte! Die Stellung, welche Joachim seit Jahren Liszt gegenüber eingenommen hat, kann schwerlich eine feine genannt werden, denn nur i h m und Mendelssohn verdankt er seine Celebrität. Es ist eine traurige Thatsache, daß so viele Menschen existiren, die es absolut nicht vertragen können, Jemandem direkt verpflichtet zu sein. Sobald sie emporgeklettert sind, wird die Leiter, überragte sie auch das eigene Gestell thurmhoch, rücksichtslos wieder in den Abgrund gestoßen . . .

R. F.

226.

Halle, d. 2. Juni 77.

Der Aufruf zu Gunsten der Kroll'schen Familie ist ganz ausgezeichnet: nicht zu viel, nicht zu wenig! Wenn Sie glauben, daß mein Name Ihrem Vorhaben nützen kann, so stelle ich ihn hiermit von Herzen gern zur Verfügung. Daß Kroll[1]) 10 Jahre lang seiner Berufsthätigkeit entzogen war, höre ich jetzt zum ersten Mal — das Leben des armen Teufels zeigt eine merkwürdige Physionomie: die erste Hälfte auf Rosen gebettet, die zweite auf Dornen! —

. . . Schäffer hat mir gestern den ersten Abschnitt seiner Arbeit über die Saba-Cantate zur Ansicht geschickt, der die Orgelfrage behandelt. Er ist für die historische Schule geradezu vernichtend und dabei so sachlich gehalten, daß der Namen nur in leichten Andeutungen Erwähnung geschieht. An eine Widerlegung seitens der angegriffenen

[1]) Franz Kroll (1820—1877), Pianist, Musikschriftsteller.

Herren kann gar nicht gedacht werden, weil sie nur mit ihrer eigenen Peitsche Keile bekommen. Später werden Sie sich selbst davon überzeugen können, von welcher Qualität die angeblich wissenschaftlichen Untersuchungen Chrysander's und Spitta's eigentlich sind. Zu ihrem Anhange möchte ich aber um keinen Preis gehören, denn der erlebt eine doppelt und dreifache Blamage! Nun wird die Zeit bald heranrücken, wo ich volle Satisfaktion für das Votum der Akademiker erhalte!

R. F.

227.

Halle, d. 7. Juni 77.

... Ihren Bestrebungen habe ich es in erster Linie zu verdanken, daß sich die Nebel, in welche man meine Richtung künstlich einzuhüllen verstand, jetzt zu zerstreuen beginnen und mir nun die Genugthuung wird, die Blamage der hämischen Neider zu erleben. Erst neulich schrieb mir Saran, daß meine Lieder von der Hochschule grundsätzlich ignorirt würden; er habe bereits mehrere junge Damen, deren Stimmen dort ausgebildet wurden, kennen gelernt, die von der Existenz dieser Waare nicht einmal gewußt hätten. Dergleichen Verdunklungen halten wohl eine Zeit lang vor, auf die Dauer lassen sie sich aber doch nicht durchführen, zumal wenn sich's um Dinge handelt, an welchen alle Verdächtigungen spurlos abprallen. Jene feindselige Haltung läßt sich zum Theil aus der notorischen Dummheit der leitenden Persönlichkeiten erklären; hauptsächlich muß sie aber auf den tiefen Widerwillen zurückgeführt werden, den unedle Naturen instinktartig vor Bessergearteten empfinden. Ueber die Tragweite meiner Lieder haben wir Beide uns niemals getäuscht — es ist aber doch ein angenehmes Gefühl, das liebe Publikum an diesen Ueberzeugungen jetzt ein Bischen theilnehmen zu sehen.

Auch meinen Bearbeitungen wünsche ich recht bald ein ähnliches Loos — sobald sie nur den Leuten in der rechten Weise vorgeführt werden, kann es daran gar nicht

fehlen. So schreibt mir Saran: „Ihre 12 Choräle habe ich mit wahrhaftem Entzücken gespielt. Es ist erstaunlich, welche Feinheiten des Ausdrucks sie enthalten und welche Fülle von Charakteristik in den verschiedenen Stimmen liegt, die scheinbar so gleichartig sind an Klang und Farbe. Das ist ein Meisterwerk ersten Ranges; ein Choral immer hinreißender als der andere! Soll ich beispielshalber ein paar herausgreifen, die mich am unmittelbarsten gepackt haben, so nenne ich No. 4: Lobe den Herren, No. 10: Nun singet und seid froh, No. 2: Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr. — Ist man zu Ende, so bedauert man, daß es nicht ein paar Mal so viele sind. Man kann sich nicht losreißen von dem wonnigen Wohllaut, der diese alten Wohlbekannten umschwebt und ihnen einen wahrhaft ätherischen Charakter verleiht." — Dergleichen Aeußerungen stehen zur Zeit zwar noch vereinzelt da, doch wird's nach und nach damit auch anders und besser werden! — . . .

R. F.

228.

Halle, 14. Juni 77.

Da Ihre Frau Gemahlin mir freundlich erlaubte, ihr meine Bearbeitung der Tartini'schen Sonate senden zu dürfen, so bitte ich Sie, dieselbe in meinem Namen der lieben Dame überreichen zu wollen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich darüber bin, daß mir's ein gütiges Geschick vergönnte, der Welt eine Reihe verschollener Tonstücke höchsten Werthes vermitteln zu können! Mögen Viele auch die Nase über mein Treiben rümpfen: die Zukunft wird's lehren, ob es ein nichtiges war.

Vor einigen Tagen erhielt ich von Härtels den Auftrag, ihnen bei der Publication einer Anzahl der Friedrich Grimmer'schen Lieder, die in 6 Heften als Balladen und Romanzen Anfangs der dreißiger Jahre erschienen sind, behülflich zu sein. Da sie wüßten, wie lebhaft ich mich für diese Sachen interessire, so glaubten sie keine Fehlbitte zu thun usw. In der That regten mich die Compositionen

des Mannes tumultuarisch genug auf. Seit langer Zeit habe ich Aehnliches nicht an mir erlebt. Die Grimmer'schen[1]) Lieder spielten nähmlich in dem Schroener'schen[2]) Kreise eine große Rolle und haben die Naturlaute, von denen sie überall wimmeln, offenbar auch auf meine Entwicklung einen wesentlichen Einfluß ausgeübt.

Eine Auswahl derselben soll nun, wie schon gesagt, neu edirt werden, und unterzog ich die dazu bestimmten einer sorgfältigen Kritik, mit der dies und jenes etwas schief Ausgedrückte beseitigt sein dürfte. Jedenfalls schicke ich Ihnen später ein Exemplar zu und bin begierig, ob Sie meine Schwärmerei theilen werden. Grimmer hat den Volkston in einer so prägnanten Weise getroffen, wie Heine: man steht vor mehreren seiner Motive geradezu sprachlos da!

Von Tholuck's Tode werden Sie wohl schon gehört haben — ein paar Stunden später begab sich der Bankier Lehmann ebenfalls zur Ruhe. Beide Persönlichkeiten waren Mittelpunkte, die Halle schwer vermissen dürfte, wenn es auch jetzt noch nicht daran zu glauben scheint: Tholuck sorgte für den idealen Sauerteig und Lehmann für den materiellen.

R. F.

229. Berlin, 15. Juni 1877.

Hochverehrter!

. . . In einer Kritik aus Hannover stand: ich hätte Ihre Lieder für Bariton transponirt gesungen. Das klingt, als wären alle fünf transponirt gewesen, während ich drei in der Original-Tonart sang. „Die Haide ist braun", gefällt mir überdies in H besser als in A. Herr Felix Schmidt,[3]) ein ausgezeichneter Sänger, der mich mit Liedern von Ihnen

---

[1]) Christian Friedrich Grimmer (1800—50), Lieder- und Balladen-Componist.

[2]) Oberbürgermeister in Halle.

[3]) Professor an der Berliner Hochschule für Musik.

immer vertritt, hat kürzlich wieder großen Erfolg mit einer Reihe davon gehabt.

... Möchte am 2. Juli in Halle singen:

1. „Horch, wie still es wird",
2. „Die Haide ist braun",
3. „Grolle lauter",
4. „Es träumte mir von einer weiten Haide".

Aber wenige werden die schöne Entwicklung der Stimmung in diesem Programm empfinden und den schönen Abschluß „ruhig heiter, aber voller Liebe". Das Concertpublicum fordert eine andere Sorte von Schlußnummer, aber ich denke, ich lasse es so. „Horch, wie still" an den Schluß gesetzt, würde viel mehr wirken. Aesthetisch würde mir die Gruppirung dagegen roh erscheinen. Wissen Sie überhaupt ein „bewegteres" unter Ihren Liedern, das auf den Schluß „voller Liebe" folgen könnte? „Horch, wie still" empfiehlt sich für den Anfang auch deshalb, weil die frische Stimme im pianissimo desto klarer ist.

Bitte um baldige Antwort der Programmfrage.

Eiligst schließt Ihr

sehr ergebener

A. v. S.

230.

Halle, 16. Juni 1877.

Eine Nummer ausfindig zu machen, die sich dem großangelegten „Es träumte mir" nicht nur passend anschließt, sondern dessen Wirkung womöglich noch steigert, möchte allerdings schwer halten. Vielleicht wäre aber No. 2 meines Opus 42: „Die helle Sonne leuchtet" nicht ganz ungeeignet. — Das Lied umspannt einen sehr weiten Gesichtskreis und hat einen Schluß, der an intensiver Gluth wenig zu wünschen übrig läßt. Ich für meinen Theil habe dasselbe stets gut leiden mögen: es sollte mich freuen, wenn Sie diese Vorliebe theilen könnten.

Daß Sie sich in Ihrer Auswahl nicht von den Neigungen

des lieben Publicums bestimmen lassen, ist mir vollkommen aus der Seele gehandelt. Es wird nachgerade Zeit, den Leuten die Differenz zu zeigen, welche zwischen dem Theatercoup und der Katharsis besteht: die meisten Sänger erschüttern ja nur das Zwerchfell und nicht das Herz. Bei jeder Gelegenheit habe ich es ausgesprochen, daß für mich die Pointe der Propaganda, die Sie zu Gunsten meiner Lieder machen, im edlen Vortrag derselben liegt — die guten Folgen werden nicht lange auf sich warten lassen! Uebrigens bin ich auch fest überzeugt, daß Schubert und Schumann weit besser wegkommen, wenn man das hohle Pathos aufgiebt, mit dem die Mehrzahl ihrer Lieder ausstaffirt wird — der „Doppelgänger" von Schubert und „ich grolle nicht" von Schumann, beide sind nur durch derartige Uebertreibungen ruinirt worden. —

. . . Die bei der Taufe Ihrer lieben Kleinen betheiligten Elemente rufen jedenfalls in den „gläubigen" Kreisen Berlins einen Schrei des Entsetzens hervor. Das schadet aber nichts, weil dem Zelotismus hin und wieder thatsächlich entgegengetreten werden muß, wenn er nicht gar zu üppig werden soll. Die Vorgänge, welche Hoßbach's[1]) wegen stattgefunden haben, machen unserer Zeit wahrlich keine Ehre. — Die Billigdenkenden sind dem Manne dafür Revanche schuldig.

In Betreff der Grimmer'schen Lieder dürfen Sie Ihre Erwartungen nicht gar zu hoch spannen. Mein Interesse an ihnen mag vielfach auf persönliche Erlebnisse zurückzuführen sein, die natürlich bei Anderen nicht vorausgesetzt werden können. Demohngeachtet sind hier Keime zu finden, die der Beachtung werth genug sein dürften . . .

R. F.

231. Halle, den 8. Juli 1877.

Beikommend übersende ich Ihnen die Händel'sche Arie. Hoffentlich ist jetzt ein Bischen Stimmung in das Accom-

[1]) Pastor, abgesetzt wegen seiner liberalen Richtung.

pagnement gekommen, an der es diesem bisher so ziemlich mangelte. In Jahn's „Mozart" wird das Opus des guten Rietz[1]) geradezu als ein Wunderwerk ausgeschrien, was um so schwerer zu begreifen ist, weil es bei Gelegenheit der Mozart'schen Bearbeitung des Messias geschieht. Jahn[2]) muß gar keine Ohren gehabt haben, sonst würden ihm doch die handgreiflichen Plumpheiten, von denen der Rietz'sche Clavierauszug wimmelt, nicht entgangen sein. Dergleichen nennen die Historiker aber „stilvolle Objektivität" und ziehen mit einem solchen Schlagworte den Durchschnitt der Musiker sofort auf ihre Seite, weil dem ja ebenfalls Plumpheiten die Hülle und Fülle zur Verfügung stehen. Der Bearbeiter muß in den Geist seiner Vorlage einzudringen suchen, sonst setzt er sie zum seelenlosen Machwerke herab. Händel's „erster Richter" ist überall nobel und feinfühlend gehalten — auch die Begleitung muß an solchen Eigenschaften theilnehmen . . .

R. F.

232. Halle, 19. September 77.

. . . Vor Kurzem erhielt ich eine Liedersendung von dem Organisten Naubert[3]) in Neubrandenburg, die ich zu beurtheilen gebeten wurde. Der Componist berief sich dabei auf Sie, mit dem er in Berlin vielfach verkehrt habe. Naubert's Anliegen berührt mich einigermaßen peinlich, weil der Mann offenbar fix und fertig ist und auf eine Wandlung bei ihm kaum noch zu rechnen sein dürfte. Sie werden es seinen Sachen gewiß angemerkt haben, daß sie nur unter dem Einflusse der Brahms'schen und Jensen'schen Richtung entstanden sein können, einer Richtung, für die ich mit dem besten Willen nicht zu schwärmen vermag. In erster Linie verlange ich von der Lyrik: Keuschheit — eine Forderung, der ich in meinen Liedern überall nachgekommen zu

[1]) Julius Rietz (1812—77), Hofkapellmeister in Dresden.
[2]) Otto Jahn (1813—69), Biograph Mozart's.
[3]) Friedr. August Naubert, Liedercomponist.

sein glaube. Von dieser Tugend kann ich nun aber weder bei Brahms noch bei Jensen etwas wahrnehmen — beide scheinen mir vielmehr einer üppigen Sinnlichkeit zu huldigen, die nicht einmal im Gewand der Schönheit auftritt.

Schließt sich nun auch Naubert derartigen Tendenzen nicht unbedingt an, so fürchte ich doch in der Eigenschaft des getreuen Eckart mißverstanden zu werden. Hier handelt sich's ja um einen Antagonismus der allersubtilsten Art! Ich muß also wieder einmal wie die Katze um den heißen Brei gehen, wenn meine Papiere bei Naubert nicht unter den Nullpunkt herabsinken sollen.

R. F.

233.

Halle, den 25. September 1877.

Wenn ich gewußt hätte, in welchem fadenscheinigen Verhältnisse Naubert zu Ihnen steht, dann würde ich ihm wahrscheinlich einen weniger diplomatischen Brief geschrieben haben, als es geschehen ist. Ich ließ mich nähmlich auf eine Beurtheilung seiner Kompositionen, in denen stets mit Hochdruck gearbeitet wird, garnicht ein, sondern theilte ihm in flüchtigen Umrissen die Grundsätze mit, die sich aus meinem Liederkrame ableiten ließen. Er möge an denselben prüfen, wo seine eigenen Prinzipien mit ihnen zusammenstimmten und wo sie von ihnen abwichen. Darauf erhielt ich denn heute wieder einen Brief, in welchem mir N. als Gegenleistung s e i n e Maximen exponirte, jedoch nicht etwa in auftrumpfender Form, sondern bescheiden und vertraulich. Neues hat er mir freilich damit nicht gesagt, weil ich seine Richtung hinlänglich kenne. Er scheint sich auch über die Gefahren derselben keineswegs zu täuschen und deutet selbst das Vorwiegen realistischer Tendenzen an. Ferner meint er, daß er bei den spanischen Liebesliedern sich davon überzeugt habe, mit einfacheren Mitteln die Wahrheit des Textes wiedergeben zu können — mithin die Nothwendigkeit nicht vorliege, den Bahnen der neudeutschen Schule folgen zu müssen.

Ich werde ihm nun auseinandersetzen, welcher Feind der Musik im Realismus erwachsen sei und wie auf ihrem Gebiete nur der Idealismus herrschen dürfe. Die Geschichte lehre deutlich genug, daß die Höhepunkte aller Künste einzig und allein von idealem Gehalte erfüllt wären, während ihre Niedergänge sich nur aus dem Eindringen und Ueberwuchern realistischer Momente erklären ließen. Will Naubert das nicht glauben, so läßt er's bleiben. —

Ihr lieber Brief vom 20. erlaubt mir, Ihnen einen flüchtigen Abriß meiner Situation in Kunst und Leben geben zu dürfen. Gern komme ich dieser Aufforderung nach, fürchte jedoch, Ihnen einige lange Weile damit zu bereiten.

Vielleicht wissen Sie noch von früher her, daß meine ersten Liederhefte vor Mendelssohn's und Schumann's Augen Gnade fanden. Leider hielt das Vergnügen nur kurze Zeit an — in dem Grade, als sich mein musikalischer Ausdruck von dem der beiden Meister entfernte, wurden die Beziehungen kühler — von Seiten Mendelssohn's sogar recht ungemüthlich. Ich ließ mich dadurch nicht weiter beirren und ging ruhig auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts, obschon ich bald genug spürte, daß mir jene Entfremdung wohl Schaden, aber keinen Nutzen brachte. Darüber vergingen Jahre: meine Lieder fanden nur im engsten Kreise Sympathieen, während die übrige Welt sich absolut gleichgültig zu ihnen verhielt. —

Allmählich wurde das nun allerdings hier und da anders und ließen sich sogar einzelne Stimmen in öffentlichen Blättern zu Gunsten meiner Richtung vernehmen. Sobald dies aber geschah, konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß alsbald Proteste einliefen, die mich in der gehässigsten Weise herabzusetzen suchten. — Unterdessen mehrten sich meine Publicationen und da ging denn den Leuten mit einem Male der entsetzliche Seifensieder auf, daß ich nichts mehr und nichts weniger beabsichtige, als Schubert und Schumann zu depossediren, um mich selbst auf ihren Thron zu setzen. Diese Verdächtigung fand Glauben und nahm zu, bis sich Schäffer endlich veranlaßt sah, seine Broschüre „zwei Be-

urtheiler Robert Franz's"[1]) zu schreiben, in welcher ein Herr von Bruyk in Wien dermaßen zugedeckt wurde, daß er sich bis auf den heutigen Tag von dieser Niederlage noch nicht erholen konnte. Auch Reißmannn ließ bekanntlich sein schmieriges Talglicht leuchten und fand viel Gläubige. Demohngeachtet stellte sich mit der Zeit ein unbefangeneres Urtheilen ein: das Märchen von der beabsichtigten Depossedirung Schubert's und Schumann's verstummte — die Dinge nahmen mit einem Worte ihren naturgemäßen Verlauf, ohne daß es jedoch gelingen wollte, meinen Liederkram hier zu Lande in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sänger und Sängerinnen sahen ihn nach wie vor mit scheelen Blicken an, eine Thatsache, die sich erst jetzt und zwar in Folge Ihres energischen Auftretens verlieren zu wollen scheint. —

Inzwischen war bei mir das Bearbeitungsfieber zum Ausbruch gekommen. Ich ließ Lieder Lieder sein und warf mich über Hals und Kopf in die neue Thätigkeit, die ich von Tag zu Tag lieber gewann. Leider traten auch hier ähnliche Erscheinungen ein, wie bei dem eigenen Singsang: nur ein kleiner Kreis der intimsten Bekannten interessirte sich für diese Waare — auswärts wurde sie vollkommen todtgeschwiegen. Bereits hatte ich mich dareingefunden, ihr Emporkommen gar nicht zu erleben, als plötzlich der Teufel die Historiker reiten mußte, sich über die schuldlosen Würmer, die in Sander's Verlags-Repositorien ein beschauliches Traumleben führten, in grimmiger Wuth herzustürzen. „Es handle sich hier um schnöde Attentate auf die Hoheit Bach's und Händel's, die unter allen Umständen zurückzuweisen wären", schrieen die Herren Chrysander und Spitta um die Wette und sammelten denn auch rasch einen großen Anhang, dem es zum besonderen Vergnügen gereichte, mich wegen dieser Vermessenheit mit Koth zu bewerfen. —

Nun sagen Sie selbst, bester Herr Baron, ob dergleichen

[1]) Im Verlage von F. E. C. Leuckart (Constantin Sander) in Leipzig 1863 erschienen.

Situationen, die sich über eine lange Reihe von Jahren erstrecken, nicht ganz dazu geeignet sind, den Menschen an sich selbst irre werden zu lassen. Trotz der festen Ueberzeugung, vollkommen im Rechte zu sein, läuft man wie ein armer Sünder umher, ohne doch zu wissen, welches Verbrechens man sich eigentlich zeihen soll . . .

Sie werden wahrscheinlich über dergleichen Selbstquälereien lachen, ganz ohne Grund sind sie aber denn doch nicht. Wäre ich den Leuten mit meiner Musik beschwerlich gefallen, dann hätten sie wenigstens einen Vorwand zu den obenerwähnten Verdächtigungen . . . Dieses ist aber niemals geschehen — mithin bekomme ich private und publike Keile, ohne im Grunde zu wissen, wofür. Solche Waare hat ihre Berechtigung, wenn sie wohlverdient ist; schmeckt aber verdammt bitter, wenn sie einem wider Recht und Billigkeit aufgezählt wird. —

R. F.

234.

Halle, den 9. November 77.

Beikommend erlaube ich mir Ihnen Grimmer's Balladen und Romanzen zu übersenden. Bei der Feinfühligkeit, mit welcher Sie in die elementaren Eigenschaften der Kunstwerke einzudringen verstehen, weiß ich im Voraus, daß der dämonische Gehalt vieler der vorliegenden Compositionen Ihr ungetheiltes Interesse in Anspruch nehmen wird. Zu dieser Sorte rechne ich besonders No. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 9, 11, 12, 17, 18 und 20, unter denen wieder der Cyklus der Almansorromanzen, mit seinem herrlich getroffenen spanisch-maurischen Grundton, hervorragt. Aber auch an zarten Stücken fehlt's nicht, No. 8, 10, 13 und 14 dürfen sich in dieser Hinsicht schon hören lassen. Und No. 15 — Goethe's famose Schneider-Courage mit dem possirlichen Knall, dem schreckhaften Durcheinanderpurzeln der Gefallenen und dem ironisch kichernden Schlusse giebt von dem gesunden Humor des Componisten hinlänglich Kunde.

Es wird Einem ganz seltsam zu Muthe, wenn man die

edlen und einfachen Contouren dieser Tonstücke mit den ungeheuerlichen und anspruchsvollen Formen des modernen Gewächses vergleicht. Wer sollte wohl glauben, daß zwischen jenen und diesem nur die kurze Spanne Zeit von 40 Jahren läge? Die angedeuteten Unterschiede geben sehr zu denken: wir wollen wünschen, daß recht Viele ihrer gewahr werden und dabei untersuchen, wie herrlich weit wir's eigentlich gebracht haben. An die Herren Künstler denke ich hier nicht, weil sie mit ihren Siebenmeilenstiefeln schon viel zu weit fortgeschritten sind, um sich des naiven Ausdruckes der Grimmer'schen Lieder erfreuen zu können: heut zu Tage wird ja nur noch mit Harmonieen gewirthschaftet, deren jede die Tonleiter von A bis Z enthält. Ob solches Zeug am rechten Platze steht, darnach wird nicht weiter gefragt — wenn's nur vorhanden ist! —

So weit ich es beurtheilen kann, liegt Grimmers Cantilene sehr schön für Ihre Stimme, und möchte ich schon den Almansor-Cyklus von Ihnen hören! Das Tempo desselben ist ziemlich rasch — nach meiner Ansicht Metr. 𝅗𝅥 = 80. Hauptsache ist hier, wie auch in den übrigen Nummern, eine ungezwungene Deklamation, deren Accente der Entwicklung des Textes mit regem Antheil folgen müssen.

Vielleicht lachen Sie mich wegen meiner Begeisterung für diese Sachen aus. Ich gebe zu, daß bei ihr manche schöne Erinnerung an längst vergangene Zeiten ein Wörtchen mitsprechen mag, doch läßt sie sich daraus allein nicht erklären; denn was sich nach Verlauf einiger 35 Jahre noch ebenso frisch darstellt, als in der Periode, wo man es kennen lernte, muß nothwendig einen Kern enthalten, der dem Wandel nicht unterworfen ist . . .

R. F.

235. Berlin, 16. November 1877.

Hochverehrter!

Mir geht es noch recht übel, aber ich werde, wenn kein erheblicher Rückfall eintreten sollte, Montag in Halle singen. Ich singe von Ihnen

1. Hatte Liebchen zwei. op. 14.
2. Wandl' ich in den Wald des Abends. op. 39.
3. Komm zum Garten. op. 3.
4. Durch schwankende Wipfel. op. 1.

Es ist mir lieb, daß Sie neulich selbst auf das Metronom zurückgriffen. In Ermangelung eines Besseren appellire ich auch gern an diese Instanz. — Zu den Zahlen muß freilich immer ein Sämchen Salz hinzugethan werden. Aber werthlos sind sie keinesfalls.

Darf ich Sie bitten, mir metronomisch das Tempo obiger Lieder anzugeben! Wenn Sie morgen schreiben, erhalte ich es Sonntag früh, also noch rechtzeitig. Sonntag Abend fahre ich nach Halle.

Vorher möchte ich bitten, Ihr Metronom zu prüfen. Wenn Sie es auf 60 stellen, so müssen 60 Schläge eine Minute ergeben. Das können Sie am besten mit einer Sekunden-Uhr, wie Richard als Arzt sie haben muß, sonst aber auch mit einer gewöhnlichen Uhr bewerkstelligen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebenster
A. v. S.

236.

Halle, 17. November 1877.

... Die von Ihnen unter meinen Liedern getroffene Auswahl ist ganz vorzüglich und bildet die allerschönste Klimax. Abgesehen von den Temposchwankungen, welche der Vortrag bedingt, erlaube ich mir die Metronomisirung folgendermaßen zu fixiren:

Hatte Liebchen zwei	Metr.	♪ = 92
Komm zum Garten	—	♪ = 96
Wandl' ich in den Wald des Abends	—	♪ = 88
Durch schwankende Wipfel	—	♩. = 84

Die Zahlen stimmen mit meinem Metronom, der auf 66 gestellt werden muß, wenn 60 Schwingungen eine Minute

füllen sollen: er pendelt mithin ein wenig langsamer als der Ihrige.

Zu dem Prallltriller in „hatte Liebchen zwei" würde ich aber nicht rathen. Obschon die Schlußwendung der Cantilene in den zwei ersten Versen auf das Grundmotiv leise anspielt, denke ich mir doch beide im Vortrag diametral verschieden. Das Vorspiel schreitet mit ehernem Tritt dem Grabe zu: ein Ausdruck, der durch den harten Prallltriller noch wesentlich gesteigert wird; alles Uebrige ist dagegen weich und klagend zu halten. Zwar sucht sich der arme Schelm Takt 6 und 7 ein Bischen aufzuraffen, sinkt aber sofort wieder matt in sich zusammen. Das Erbeben der Stimme würde eine reagirende Kraft voraussetzen, die hier garnicht mehr vorhanden ist. Könnten Sie sich dieser Auffassung anschließen?

Daß Sie auf den Abdruck der Texte bestanden haben, freut mich ganz besonders: eine gute Wirkung zu erzielen ist absolut unmöglich, wenn das Publicum von dem Wortinhalte keine Ahnung hat! Bravissimo!!

Wie Sie über die Zeit Ihres diesmaligen Aufenthaltes in Halle zu verfügen gedenken, weiß ich natürlich nicht — wir stehen Ihnen selbstverständlich jeden Augenblick zur Verfügung. Allerdings wäre es mir sehr lieb, wenn ich darüber eine kurze Notiz: wann, wie und wo erhalten könnte. —

R. F.

237.

Halle, den 11. December 77.

In den letzten acht Tagen ist unerwartet eine Stimmung über mich gekommen, die für musikalische Dinge günstig und ergiebig war. In Folge derselben ist denn noch ein Liederheft [op. 48] entstanden, das ich mit gutem Grunde zu den besten seiner Vorgänger zählen darf. Wahrscheinlich wird es den Schlußstein meiner producirenden Thätigkeit bilden und da drängt sich mir unabweislich der Wunsch auf, es mit Ihnen, dem ich nach so vielen Seiten Dank

schuldig geworden bin, in Verbindung zu setzen. Ohne Ihre Erlaubniß kann ich natürlich die Widmung[1]) nicht realisiren und bitte Sie daher hiermit herzlich um dieselbe. Es würde mich ebensosehr erfreuen, wenn Sie mir dieselbe geben, als es mich betrüben müßte, sobald ich eine abschlägige Antwort erhielte.

Lassen Sie sich also das Opus gefallen — Schande mache ich Ihnen mit diesen sechs Liedern keine! — Ihrer meiner Bitte geneigten Entscheidung entgegensehend, bin ich mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

R. F.

238. Berlin, 13. December 1877.

Hochverehrter!

Mit herzlichem Dank nehme ich Ihre freundliche Widmung an. Was früher in dieser Sache besprochen und berührt ist, scheint mir inzwischen durch die Zeit erledigt zu sein. Auf die Lieder bin ich sehr gespannt. Nur in einem Punkte weiche ich von Ihnen ab. Sie sprechen von dem Opus als einem „Schlußstein" Ihrer Produktion. Ich aber bitte Sie — das soll keine Bitte, sondern nur ein Ausdruck der Hoffnung sein —: Lassen Sie es nicht einen „Nachklang", sondern das „Vorspiel" neuer Lieder sein. Das Alter, dem Sie entgegengehen, ist bei vielen Meistern das fruchtbarste gewesen.

Mit den besten Wünschen

Ihr ergebenster

A. v. Senfft.

Berlin, 14. December 1877.

Indem ich die Copie meiner gestrigen Zeilen durchlese, nehme ich wahr, daß meine Hauptempfindung unausgesprochen geblieben. Es ist mir nähmlich werthvoll,

[1]) Vgl. die Briefe No. 147, 148, 149 S. 175 f.

daß Ihre Widmung nicht mit den Angelegenheiten des Ehrenfonds in Beziehung gebracht werde. Meine Beziehung zu Ihrer Musik ist mir wichtiger. Auch ist sie ja älteren Datums. — Sie lebt noch jetzt und wird dauern. Das Andere kann getrost zugedeckt werden.

A. v. S.

239. Halle, 15. December 1877.

Eben im Begriff nach Leipzig zu fahren, erhielt ich Ihren lieben Brief vom 13. December, den ich daher erst heute — meiner Gewohnheit zuwider — beantworten kann. Ihre Annahme der Widmung des Liederheftes macht mir außerordentliche Freude und will ich nur wünschen, daß der Inhalt desselben Ihnen nicht ganz mißfallen möge. Die Mehrzahl der Nummern wird Ihrer Stimme sehr bequem liegen und in Regionen, wo Sie sich nur ungern bewegen, ist dafür Sorge getragen, daß der Ton fest angegriffen werden darf. Das letzte Lied: „Norwegische Frühlingsnacht" bricht sich vielleicht auch in weiteren Kreisen Bahn — es hat wenigstens sehr populäre Züge.

Das Heft mußte ich Sander zum Verlag anbieten und hat er sofort mit Freuden zugegriffen. Auf diese Weise lege ich dem Manne ein kleines Pflaster auf die Wunde — jedenfalls kann er daraus entnehmen, daß ich ihm nach Kräften zu helfen suche.

Ihre Ansicht, meine Produktion sei mit diesem Opus gewiß noch nicht zum Abschluß gekommen, ist sehr gütig. Ich will ihr nicht entgegentreten, weil man ja über die eigene Zukunft nicht zu Gericht sitzen darf — für wahrscheinlich halte ich die Sache aber nicht. Stellt sich noch dies oder jenes ein, dann soll's mich freuen — wo nicht, werde ich mir darüber auch keine grauen Haare wachsen lassen.

Inzwischen ist ein zweiter Brief von Ihnen eingetroffen, der mir fast noch größere Freude bereitet hat, als sein Vorgänger. Ihre Empfindung stimmt vollkommen mit der

meinigen überein, daß die Dedication mit materiellen Angelegenheiten nicht das Mindeste zu schaffen hat.

Meinerseits ist sie nur ein Symbol jener harmonischen Uebereinstimmung in Kunstdingen, von der Sie mir bereits unzählige Beweise gegeben haben.

R. F.

240. Berlin, 2. Januar 1878.

Hochverehrter!

Glückauf im neuen Jahr! — Am 27. war großes Concert in der Singakademie vor Kaiser, Kronprinz und Allem sonst noch. — Ehepaar Joachim, Marianne Brandt, Fräulein Lehmann, Betz etc. und meine Wenigkeit wirkten mit. Ich sang eine Arie von Händel und in meiner zweiten Nummer den „Abschied" von Loewe und „Genesung" von Ihnen. Letzteres Lied schlug elektrisch ein . . . Ihr Lied schoß entschieden den Vogel ab . . .

Herzlich grüßend

Ihr ergebenster

A. v. S.

241.

Halle, 3. Januar 78.

. . . An dem neuen Liederhefte wird mit Macht gearbeitet und meldet mir Sander, der über diese Acquisition ganz selig ist, daß ich in Kurzem die Correctur erhalten werde. Die letzte Nummer: „Norwegische Frühlingsnacht" findet gewiß Ihren Beifall und glaube ich kaum, ein Lied geschrieben zu haben, das sich mit diesem an plastischer Abrundung messen kann. Um Gottes willen aber keine Transposition! Die Tonart E-dur qualificirt sich einzig und allein zur Darstellung der Gletscher-Atmosphäre jenes schönen Polarlandes. Es kommt in dem Dinge zwar am Schlusse jedes Verses ein hohes Gis vor — das darf jedoch im vollen Glanze herausgepfeffert werden. Die übrigen Nummern sind

aber auch nicht von Stroh und kann ich es gar nicht aussprechen, wie froh ich darüber bin, gerade diese Lieder mit Ihrem lieben Namen schmücken zu dürfen.

R. F.

242. Halle, 3. Februar 1878.

Beikommend erlaube ich mir Ihnen ein Exemplar meines Op. 48, das Ihren lieben Namen an der Stirn trägt, zu übersenden.

Wenn die Lieder so hübsch klingen, wie sie aussehen, dann will ich vollkommen zufrieden sein — Sander hat sich in der Ausstattung des Heftes selbst übertroffen!

Sollten Sie über den Vortrag dieser oder jener Stelle noch nähere Auskunft wünschen, so stehe ich Ihnen natürlich zur Verfügung. Jetzt nur ein paar Worte in Betreff des Zeitmaaßes. Ich denke es mir wie folgt:

No. 1 ♪ = 104
No. 2 ♩ = 80
No. 3 ♩ = 84
No. 4 ♪ = 108
No. 5 ♩ = 84
No. 6 ♩ = 100

In No. 1 und 3 werden die Schlüsse freier im Tempo zu halten sein, was ja die Sache von selbst mit sich bringt. Daß übrigens die angegebene Metronomisirung cum grano salis zu verstehen sei, brauche ich Ihnen gegenüber gar nicht zu erwähnen — die Hebungen und Senkungen des Textes üben wie in allen meinen Liedern, so auch in den vorliegenden ihren nüancirenden Einfluß auf die Bewegung aus.[1])

[1]) Viele Jahre später äußert sich Franz in einem Briefe an Frl. von Senfft über den Vortrag seiner Lieder folgendermaaßen:

„Meine Lieder lehnen den schablonenartigen Vortrag entschieden ab. Sie wollen mit künstlerischer Freiheit, die der Unmittelbarkeit

Sonst wüßte ich weiter nichts zu sagen und habe nur noch den Wunsch hinzuzufügen, daß Ihnen meine Sendlinge nicht ganz mißfallen mögen.

R. F.

243.

Halle, 7. Februar 1878.

Es freut mich, daß die Sendung der Ihnen gewidmeten Lieder richtig eingetroffen ist, und will nur wünschen, daß letztere Ihnen auch gefallen mögen — am guten Willen dazu habe ich es wenigstens nicht fehlen lassen.

Daß mein Kunstausdruck von den modernen Strömungen unberührt blieb, werden Sie sofort bemerken — ob man mir aber zu einer derartigen Erscheinung zu gratuliren oder zu condoliren hat, muß die Zukunft lehren. Tappert's[1]) Anschauung zufolge haben sich zwar meine Compositionen bereits nach Prima emporgeschwungen: er behauptet aber, daß es noch eine Selekta gäbe, in der nur Wagner, Liszt, Kniese etc. Sitz und Stimme hätten.[2]) Nimmt der Fortschritt ins Blaue immer noch mehr überhand, dann wird wahrscheinlich auch die Selekta übertrumpft werden und möge man sich nur ja in Zeiten nach einem Oertchen umsehen, wohin das luftige Appartement zu bringen ist.

Daß die Tollheiten der Zukünftler über kurz oder lang eine Reaktion hervortreiben würden, stand zu erwarten, und so sehen wir denn einen Herrn Alfred Kalischer[3]) in der

---

poetischen Empfindens keinen Zwang anlegt, gesungen sein. Die Persönlichkeit der Reproduzenten muß überall durchscheinen und darf nicht von traditionellen Ausdrucksmitteln beeinträchtigt werden: allerdings eine hochgestellte Forderung, die hier unerläßlich ist. Damit soll nicht etwa der dramatischen Willkür Thür und Thor geöffnet werden, denn die Ausführung hat sich stets den Gesetzen lyrischen Vortrags unterzuordnen. Die beste Schranke bietet der Text, dessen poetischer Gehalt ausnahmslos meiner Auffassung zu Grunde liegt."

[1]) Wilhelm Tappert, Musikschriftsteller.

[2]) Nr. 23 des 4. Jahrgangs der Luckhardt'schen „Allgemeinen deutschen Musikzeitung".

[3]) Alfred Kalischer, Musikschriftsteller.

Bote & Bock'schen Zeitung den Dichtern ebenso gut wie den Componisten gehörig die Leviten lesen ob der Sünden, die sie wider das Metrum der Sprache begangen haben: unter den Dichtern finden nur Platen, Minckwitz und Hamerling Gnade vor den Augen dieses Mannes, während die Musiker durch die Bank abgekanzelt werden. Wollte man den wahnwitzigen Theorien Gehör schenken, die gegenwärtig ausgeheckt werden, dann Wehe den Irrenhäusern!

R. F.

244. Halle, den 27. April 78.

Von den verschiedensten Seiten gehen mir Berichte zu, die sich enthusiastisch über die Erfolge verbreiten, welche Sie neulich bei Gräfe's mit meinen Liedern erzielten. Wenn ich erst jetzt davon erfahre, so erklärt sich das leicht aus der Vereinsamung, zu der mich die Verhältnisse zwingen: ich komme ja wochenlang mit keiner Menschenseele in Berührung! Obschon ich es nun tief beklage, auf Genüsse, wie Sie deren dem Gräfe'schen Auditorium boten, Verzicht leisten zu müssen, kann ich doch nur mit großer Genugthuung derartige Resultate begrüßen. Sie wissen selbst am besten, mit wie süß-sauren Mienen die guten Hallenser von jeher an meine Compositionen herangetreten sind und wie schwer es ihnen bis auf den heutigen Tag fällt, denselben ein Wort der Anerkennung zu spenden: Sie mögen daher das Gaudium ermessen, in welches mich jene Berichte versetzen. Fahren Sie nur mit ähnlichen Attacken fort, sobald sich eine passende Gelegenheit dazu bietet: Sie und nur Sie werden den Zauber lösen, den ein böser Geist zwischen meinen Landsleuten und mir gewebt hat.

Auch Helene Spielberg soll sehr schön begleitet haben: wenn Ihre Frau Gemahlin im Laufe des Sommers Wittekind besucht, nehmen Sie gewiß Veranlassung, sich mit jener Dame künstlerisch ganz zu verständigen, was ja im vorliegenden Falle die große Hauptsache ist. Die Gelegenheit, auch andere Leute nachdrücklichst von dem, was die Lieder eigent-

lich beabsichtigen, zu überzeugen, wird sich wie von selbst finden.

Sie thaten schon Viel an mir: retten Sie aber mein bestes Selbst vor einem schmachvollen Vergessenwerden, dann dürfte dies noch schwerer ins Gewicht fallen als jenes. Zwar weiß ich recht gut, daß Halle nicht der Ort ist, von wo aus man energisch auf die übrigen Verhältnisse einwirken kann — doch sind die Leute hier nicht so abgebrüht, wie in Berlin, Leipzig und anderwärts; man hat also leichteres Spiel mit ihnen.

Ueber die Tragweite meiner Lieder brauche ich Ihnen gegenüber kein Wort zu verlieren: sind Sie vom Schicksal dazu berufen, dieser Richtung Luft zu machen, dann möchte es Ihr Schaden auch nicht sein!

R. F.

245.

Halle, 21. Mai 78.

. . Ihre Kunstausflüge werden Ihnen hinlänglich gezeigt haben, daß die Welt, was die Musik betrifft, jenseits der Mauern Berlins keineswegs aufhört, vielmehr von da an erst recht beginnt. Stockhausen[1]) hat übrigens ein viel zu empfindliches Fell, um sich in der Reichshauptstadt auf die Dauer halten zu können. Der Verein muß wieder auf seinen „Gründer" zurückgreifen — Stern ist einzig und allein der Mann, der den lokalen Bedürfnissen Berlins entspricht. — Also zwei Abtheilungs-Dirigenten, von denen jeder ein specifischer Virtuos ist, waren ursprünglich für die Hochschule beabsichtigt! Der Herr v. Mühler scheint davon gar keine Ahnung gehabt zu haben, daß die Kunst an der Virtuosität stets zu Grunde gegangen ist. Dies Faktum hat sich an der Architektur, Sculptur, Malerei und Dichtkunst zur Genüge bewahrheitet — seit Beethoven ist die Musik in dasselbe bedenkliche Stadium getreten. Hochschulen und Conservatorien sind nichts weiter als Pflanz-

[1]) Stockhausen leitete eine Zeit lang den Sternschen Gesangverein.

schulen der abstrakten Technik und arbeiten mithin in dieser Einseitigkeit unausgesetzt am Ruin der Kunst. Darüber habe ich seiner Zeit dem Geheimrath Schöne[1]) einen langen Vortrag gehalten — leider predigte ich tauben Ohren! . . .

R. F.

246. Berlin, 28. Juni 1878.

Hochverehrter!

Kaum hatte ich Montag meinen Gratulationsbrief abgesandt, als ich schon meinen Irrthum gewahrte. Nun habe ich die Freude, Ihnen am heutigen Tage noch einmal gratulieren zu können. Ihr Brief hat mir große Freude bereitet. Die Befriedigung darüber, daß wir den Optimismus in seiner bisherigen Gestalt losgeworden sind, ist mir ganz aus der Seele gesprochen. In der Hoffnung auf baldige Rückkehr des Idealismus bin ich keineswegs unbefangen. Aber man muß im Handeln den Glauben festhalten, der da hoffet, wo auch nichts mehr zu hoffen ist.

Immer Ihr treu ergebener

A. v. S.

247.

Halle, 29. Juni 78.

Nochmals meinen schönsten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche! Ueber Mangel an Theilnahme habe ich mich diesmal wahrlich nicht zu beklagen. Wie ein Blumengarten sah mein Zimmer aus und konnte man sich bei etwas lebhafter Fantasie nach Schiras versetzt glauben:

„Und das haben mit ihren Düften
Die Rosenlieder gethan!“ —

Aus Würzburg schickte eine Frau von König einen colossalen Kranz mit folgender Dedication:

[1]) Vortragender Rath im Cultusministerium.

„Und wenn die Rose sich beklagt,
Daß gar zu schnell der Duft vergehe,
Den ihr der Lenz gegeben habe —
Dann sei es ihr zum Trost gesagt:
Daß er durch Deine Lieder wehe
Und dort ein ew'ges Leben habe!"

Von meiner Frau liefen gute Nachrichten ein, was uns Alle natürlich sehr froh gestimmt hat. Auch Liszt sandte Grüße und beweist damit von Neuem, daß er mir von Herzen zugethan ist und es bleiben wird. Ich werde ihm morgen ein Exemplar des op. 48 zugehen lassen, was bisher unterblieb, weil mir zur Zeit der Publication desselben seine Adresse unbekannt war. Hoffentlich wird es ihm nicht mißfallen . . .

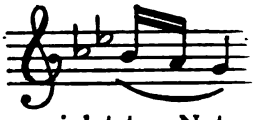
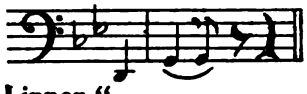
In Halle beginnt jetzt die Wahlbewegung ihre wundersamen Kreise zu ziehen — nicht mehr und nicht weniger als vier Parteien gedenken ihre Candidaten aufzustellen . . . Die vereinigten Liberalen bringen Boretius in Vorschlag, die unbedingt Gouvernementalen den Regierungspräsidenten a. D. Rothe, die Altkonservativen, als deren einen Führer sich Saran II entpuppt hat, scheinen sich in der Personenfrage noch nicht geeinigt zu haben und endlich die Sozialdemokraten wollen den Restaurateur Hugo Rödiger küren. Das wird eine hübsche Bataille geben!

R. F.

248. Halle, 19. Juli 1878.

Ihr Interesse an No. 1, 2, 3 und 6 meines Op. 48 macht mir große Freude — vielleicht dehnen Sie dasselbe späterhin auch noch auf No. 4 und 5 aus, die mir beide sehr an's Herz gewachsen sind. Ueber No. 5 schreibt mir der Dr. Schuster in Wien Folgendes:

„Dies Lied zwingt mich unwiderstehlich dazu, einen anderen Vorzug Ihres Schaffens hervorzuheben, wie sich nähmlich darinnen nicht nur Ausgeglichenheit der Stimmung

und Ausdruck der feinsten Nüancirung in den Textworten verbindet, sondern, was noch weit überraschender ist, die Auflösung der größten Gegensätze des Stils zur höheren Einheit. Im ersten Verse dieser Nummer herrscht das starre, eiserne Gesetz; im zweiten die selbstlose, unterwürfige Resignation und am Schluß des Ganzen kommt die subjektive Empfindung überwältigend zum Durchbruch — Alles in einer wunderbaren Art mit einander vereinigt! So schön und ergreifend, so den Kampf ausdrückend erscheint es mir, wenn zu der lang gehaltenen Note am Schluß der Cantilene die Begleitung plötzlich aus den Achteln in Achtel und Sechzehntel übergeht — man sieht ordentlich den Ruck, die Enttäuschung, welche die kindliche Frömmigkeit erfährt. Das Nachspiel aber ist mir in den Sechzehnteln  wie ein leises Nachschluchzen, in den zwei letzten Noten  wie ein stummes Zucken der Lippen."

Freund Todt wollte das Nachspiel ganz gestrichen wissen und nun stellt sich's in der erfreulichsten Weise heraus, daß es einen so charactervollen Inhalt hat! —

Auch Liszt äußert sich sehr liebenswürdig über das opus 48.[1]) Solchen Worten gegenüber läßt sich die Bornirtheit mancher Leute leicht verschmerzen und kann es nur ein Lächeln erregen, wenn sie immer und immer wieder das leidenschaftliche Pathos in meinen Liedern vermissen. Als ob dieser Mangel nicht gerade ihr Vorzug wäre!? . . .

---

[1]) Hochverehrter Freund!

Wie schön, tief, innig und herrlich vollendet sind wieder Ihre 6 Gesänge (Op. 48)! Für deren freundschaftliche Zusendung herzlichen Dank. Sie wissen ja, daß seit einigen 30 Jahren Ihren Genius — ein Fixstern der deutschen Lyrik — aufrichtig bewundert und Ihnen treu ergeben bleibt

Weimar, d. 12. Febr. 1878. F. Liszt.

Das leidenschaftliche Pathos gehört in's Drama, nicht aber in die Lyrik.

R. F.

249. Halle, den 29. Juli 1878.

Da ich gestern in Erfahrung gebracht habe, daß Sie am 4. August den dazu sich qualificirenden Hallensern erwünschte Gelegenheit geben werden, sich an Ihren herrlichen Gesangsvorträgen zu erfreuen und ich zur Genüge weiß, wie günstig diese Leistungen stets auf meine hiesigen Verhältnisse einwirkten, so werden Sie verstehen, wie ich mich auf Ihr Kommen freue.

Ohne Ihren Bestimmungen irgendwie vorgreifen zu wollen, würde nach meiner Ansicht der Schwerpunkt des Musicirens in das Haus der Frau Professor Kohlschütter[1]) zu verlegen sein. Sie finden dort vortreffliche Localitäten (einen Saal, der in akustischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt), einen sehr schönen Flügel und ein durchaus musikalisches Accompagnement — kurzum, lauter Vorzüge nicht gewöhnlicher Art.

Wenn Sie nun den Mittag im Kreise der Familie Gräfe zubrächten und Ihre musikalische Frische Kohlschütter's von Nachmittags 5 Uhr ab, bis in die Nacht hinein zur Verfügung stellten, so würde uns allen damit ein großer Dienst erwiesen. Kohlschütter's haben bereits eine Liste von 70—80 Personen entworfen, die sie ins Gesammt bequem unterbringen können, und von denen es auch bekannt ist, daß Ihre Musik bei ihnen auf einen sehr dankbaren Boden fällt.

Sollte Ihnen mein Vorschlag conveniren, dann werden Sie es gewiß in der Hand haben, die geeigneten Dispositionen zu treffen und dürfen zugleich versichert sein, daß alle Nebenumstände einem ausgezeichneten Erfolge so günstig als möglich sind.

Da nun aber die Einladung einer größeren Gesellschaft in Halle einigermaßen zeitraubend ist, so würde ich Ihnen

---

[1]) Helene Spielberg.

recht dankbar sein, wenn Sie mir in zwei Worten schreiben wollten: „Ich acceptire Deinen Vorschlag, oder ich bin es nicht im Stande", damit ich Kohlschütter's so bald als möglich von Ihrer Entscheidung in Kenntniß setzen kann. — Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich mich überhaupt in diese Angelegenheit unaufgefordert mische: es geschieht nur, weil mir unendlich viel an einem kunstreinen Verlaufe Ihrer lieben Absichten gelegen ist.

R. F.

250.

Halle, den 1. August 78.

Eben komme ich von Frau Kohlschütter, der ich den Inhalt Ihres Briefes, soweit es nothwendig war, mitgetheilt habe. Sie ist mit Ihren Vorschlägen vollkommen einverstanden, bittet aber, daß Sie über den 11. August ausschließlich disponiren möchten, damit eine Collision mit Gräfe's vermieden werde. Für den Fall, daß es Ihnen überhaupt lieber wäre, die Musik diesmal lediglich auf Gräfe's Haus zu beschränken, bescheidet sich Frau Kohlschütter und hofft auf eine spätere, Ihnen bequem liegende Zeit. In Betreff des Accompagnements endlich wird bei ihr von Empfindlichkeit nicht die Rede sein, wenn Sie Ihren ständigen Begleiter nach Halle citiren — sie kann ja dann ihren Pflichten als Hausfrau um so besser genügen. Sprechen Sie also ein Machtwort, damit Klarheit in die Situation kommt . . .

Darf ich mir schließlich in obiger Angelegenheit einen Rath erlauben? An Ihrer Stelle würde ich Folgendes bestimmen: „Sonntag den 11. August komme ich nach Halle, esse zu Mittag bei Gräfe's, musicire dort ad libitum, mache darauf einige Besuche ab und stelle mich um 7 Uhr bei Kohlschütter's ein, wo lustig drauf los musicirt werden soll."

Dies Programm könnte in zwei Exemplaren abgehen — das eine an Gräfe's, das andere an Kohlschütter's. Nach Lage der Verhältnisse dürfte dieser Vorschlag der Beherzigung werth sein. Ich selbst habe natürlich an der Realisirung des ursprünglichen Planes das größte Interesse, bin jedoch

nicht so unbescheiden, persönliche Wünsche als Ausschlag gebend in den Vordergrund zu stellen.

R. F.

251. Berlin, 2. August 78.

Hochverehrter!

Dankend erhielt ich Ihr Schreiben von gestern. Dementsprechend schrieb ich soeben an Prof. Gräfe: ich stelle ihm meine Zeit zur Verfügung bis 7 Uhr, dann heißt es wörtlich weiter:

„Abends um 7 Uhr möchte ich mich Frau Prof. Kohlschütter zur Verfügung stellen, wie es seit langer Zeit fest verabredet ist."

Ich denke, das ist klar und deutlich.

Gewiß werden Gräfe's Frau Kohlschütter von meinen Worten Kenntniß geben.

Eiligst

Ihr sehr ergebener

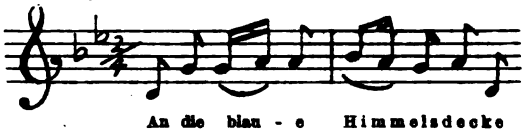
A. v. S.

252. Halle, den 14. August 1878.

Stockhausen's Brief,[1]) in welchem er mir anzeigte, daß er außer Stande gewesen sei, neben Schubert und Schumann noch eine dritte Persönlichkeit in seinem Herzen zu beherbergen, ist mir offenbar verloren gegangen: ich konnte ihn trotz eifrigen Nachsuchens nicht finden. Natürlich handelt es sich hier nur um eine leere Phrase, denn der gute Mann war ja späterhin immer noch in der Lage, den großen Brahms bei sich unterzubringen. Die Intriguen gegen mich sind von der Schumann'schen Clique ganz systematisch betrieben worden, — das haben mir die letzten 25 Jahre hinlänglich bewiesen. Auch Ihnen wird man's nicht vergeben, daß Sie sich so lebhaft für meinen Kram interessiren — eine Behauptung, die keineswegs aus der Luft gegriffen sein dürfte. Sie wissen sich aber jedenfalls zu trösten!

[1]) Vgl. oben S. 165.

Auch die erste Ausgabe meines Op. 6 war nicht mehr aufzutreiben, doch kann ich Ihnen den Anfang der verböserten Nummer noch aus dem Gedächtnisse notiren. Er lautete folgendermaßen:



etc.

Alle Anregungen, die ich jemals Künstlern zu verdanken (?) hatte, liefen regelmäßig auf dergleichen monströse Resultate hinaus! Da wird denn der Mensch obstinat und verhält sich nur noch, wie es das eigene Innere haben will. Natürlich fällt mir's nicht im Traume ein, Mendelssohn direkt für jene Variante verantwortlich zu machen — indirekt ist sie aber auf seine Mäkeleien zurückzuführen. Dresel wird mir das bestätigen können . . .

Meine Leute haben mir wieder Wunderdinge über Ihre Leistungen bei Kohlschütter's berichtet und kann ich hier nur nochmals das größte Bedauern aussprechen, auf dergleichen Kunstgenüsse jetzt vollkommen Verzicht leisten zu müssen. Nur ein gewisser Galgenhumor hebt mich über diese Misère hinweg.

R. F.

253. Berlin, 20. December 1878.

Hochverehrter!

Soeben lese ich in der Volkszeitung die hocherfreuliche Nachricht, daß das Capitel des Maximilianordens in München Sie cooptirt hat.

Wärmste Glückwünsche!

Wie wird sich meine Frau freuen! — ich schreibe dies auf dem Bureau.

Was ist Ihnen von der Genesis dieser Thatsache bekannt?

Herzlich

Ihr treuergebener

A. v. Senfft.

254. Halle, 21. December 1878.

Selten hat mich Etwas mehr überrascht, als Ihre Nachricht von einem mir aus München zugedachten Orden. Ich würde an eine Namensverwechslung seitens der Volkszeitung glauben, wenn nicht mit Ihrem Briefe zugleich die Offerte der Ordenfabrik Quellhorst in München eingetroffen wäre, welche sich auf eine mir kürzlich verliehene Decoration bezieht und um Aufträge en miniature bittet. Jedenfalls wird sich die Sache in den nächsten Tagen aufklären — bis dato ist aber noch keine Silbe an mich eingelaufen.

. . . Richard hat Ihnen gewiß erzählt, daß bei uns Alles auf dem alten Flecke steht. Doch entwickelte ich in letzter Zeit einige Thätigkeit: nächstens wird ein Heft Lieder für gemischten Chor, denen Einzelgesänge zu Grunde liegen — u. A. auch die „Norwegische Frühlingsnacht" — erscheinen, auf das ich ganz besonderen Werth lege. Schäffer, dem von Sander ein Correctur-Abzug geschickt wurde, schreibt darüber: „es sind wahre Cabinetsstücke feinster Chorwirkung und man weiß wahrlich nicht, welcher Nummer man den Vorzug geben soll".

Für die liebenswürdige Güte, mit der Sie sich Richard's angenommen haben, sagen wir Ihnen unseren verbindlichsten Dank. Der arme Schelm hat uns rechte Sorge gemacht, bevor er nach Berlin ging — jetzt ist er aber wieder gesund wie ein Fisch im Wasser. —

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen und der kleinen Irmgard, die sich nach den Mittheilungen meiner Frau herrlich entwickeln soll, ein Küßchen statt meiner zu geben.

R. F.

255. Halle, 31. December 78.

Vor allem Anderen meinen herzlichsten Glückwunsch zum Neuen Jahre — möge es Ihnen wie Ihrer Familie nur Liebes und Gutes bringen!

Von Richard werden Sie hören, daß der Maximilian-

orden am vorigen Sonnabend eingetroffen ist. Die Decoration stellt sich als eine der schönsten dar, die es nur geben kann, und gewinnt noch ungemein an Werth, wenn man die Bestimmungen der Statuten ins Auge faßt. Es handelt sich hier in der That um eine Auszeichnung! Für meine persönlichen Verhältnisse ist sie von großer Wichtigkeit und verspüre ich schon jetzt die guten Folgen.

Daß sich meine künstlerischen Angelegenheiten, trotz mancher Anfechtung, in den letzten Jahren so sehr zum Besseren entwickelt haben, verdanke ich Ihrem energischen Wirken in erster Linie. Das Bewußtsein, der guten Sache selbstlos gedient und sie damit gefördert zu haben, wird Ihnen der schönste Lohn sein.

Von wem ich eigentlich für den Orden vorgeschlagen bin, kann ich noch nicht sagen; doch hoffe ich binnen einigen Tagen darüber Auskunft zu erhalten und werde Ihnen dann sofort Mittheilung machen.

R. F.

256. Halle, den 4. Januar 79.

Gnädige Frau Baronin!

Wir hatten ursprünglich die Absicht, der lieben Irmgard durch Ihre freundliche Vermittlung eine Kleinigkeit auf den Weihnachtstisch legen zu lassen. Leider fand meine Frau die Puppenausstellung bereits so gelichtet und nur noch von Ladenhütern besetzt, daß sie Auftrag zu einer Nachlieferung geben mußte. Oft machen aber gerade Spätlinge einen guten Eindruck und würde es mir zur großen Freude gereichen, wenn das auch in vorliegendem Falle einträfe.

Dürfte ich Sie bitten, Ihrem Herrn Gemahl mitzutheilen, daß ich dem Capitel des Maximilians-Ordens vom Geheimrath von Giesebrecht — dem Historiker — und von — — Franz Lachner vorgeschlagen und dann einstimmig acceptirt worden bin. Das Verhalten Lachners ist mir ganz besonders werthvoll, weil er nach meiner Ansicht zu den Wenigen gehört, die heut zu Tage noch Musik schreiben.

Indem wir Ihnen für die große Güte, mit der Sie sich unseres Sohnes annehmen, recht von Herzen danken, grüßen Sie und die lieben Ihrigen

Rob. und Marie Franz.

257. Berlin, den 9. Januar 1879.

Hochverehrter Meister!

Wir sind ganz gerührt von Ihrer großen Freundlichkeit, unserer kleinen Irmgard eine so reizende Ueberraschung zugedacht zu haben. — Sie haben wirklich nicht nur das Kind, sondern uns Alle so sehr erfreut durch das liebevolle Gedenken in der Weihnachtszeit. Hätten Sie nur das staunende Entzücken der beiden größeren Mädchen gesehen! Eine schönere Puppe haben sie auch, sammt ihrer Mama, kaum je erblickt. Alles ist ja aber auch reizend an dem kleinen Geschöpfchen! Der schöne Reisekoffer inclusive Garderobe erweckte noch ganz besonderen Enthusiasmus. — Haben Sie, hochverehrter Meister, meinen herzlichsten Dank.

Die uns so liebe Photographie werde ich mit aller Pietät Ihrem kleinen Pathchen aufbewahren. —

Unsere größte Weihnachtsfreude war die von München Ihnen gewordene Anerkennung.

Gewöhnliche Orden haben ja einen geringen Werth; allein eine solche von einem Collegium bedeutender Männer ausgehende Auszeichnung kann nicht hoch genug geschätzt werden. — Der Umstand, daß der Beschluß einstimmig gefaßt wurde und die Namen der Vorschlagenden gereichen dabei noch zu einer ganz besonderen Genugthuung. —

In alter, inniger Verehrung

Henriette von Senfft.

258. Halle, 29. Juni 1879.

Vielen Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche! Auch diesmal hat sich bei Gelegenheit meines Geburtstages

mancherlei Theilnahme gezeigt und wird damit der Beweis geführt, daß ich denn doch nicht ganz umsonst gelebt und gewirkt habe. Mich davon noch persönlich überzeugen zu können, gereicht mir zur großen Genugthuung. —

Von den trefflichen Erfolgen, die Sie in Wiesbaden mit meinen Liedern erzielten, habe ich in den Musikzeitungen gelesen. Wer hat denn die Begleitung ausgeführt? Darüber schweigen die Berichte.

In der nächsten Zeit wird noch ein Liederheft von mir erscheinen, das diesmal nicht 6, sondern 8 Nummern enthält. Immer wunderlicher wird mir's zu Muthe, wenn ich meinen Kram mit den entsprechenden Leistungen der Zeitgenossen vergleiche — zwischen den letzteren und jenem findet ja kaum noch ein Berührungspunkt statt. Wunder nehmen kann das freilich nicht, denn mein Ausdruck wurzelt in den Gesetzen der uralten Einstimmigkeit, während die moderne Musik von ihnen gar keine Spuren mehr zeigt. Und doch ging aus der Einstimmigkeit, also aus dem Cantus Firmus, unsere ganze Kunst hervor und nun konnte es dahin kommen, daß die noch nicht einmal flügge gewordenen Kinder ihre Mutter total verleugnet haben! Die Leute müssen erst wieder singen lernen, bevor an eine Wandlung dieser traurigen Verhältnisse zu denken ist.

Ist es denn begründet, daß man Max Bruch[1]) schon wieder den Laufpaß gegeben und Stockhausen zurückberufen hat? Den „kuten" Leipzigern macht die Besetzung der Thomascantorstelle auch viel Kopfschmerzen, denn Candidaten, die sich für dergleichen Posten eignen, werden ja immer seltener und man möchte doch in Pleiß-Athen gar zu gern einen kleinen „Sebastian Bach" creïren. Damit wird ein „hochweiser Rath" freilich seine liebe Noth haben! Die modernen Contrapunktiker sind geistloser Art und unsere „geistvollen Tonkünstler" stehen wieder mit dem Papa Contrapunkt auf sehr gespanntem Fuße.

---

[1]) Als Director des Stern'schen Gesangvereins in Berlin.

Doch ich langweile Sie gewiß mit meiner Plauderei: schön kann man die Tage aber nicht nennen, in denen wir zur Zeit leben.

R. F.

259. Berlin, 12. Juli 1879.

Hochverehrter Meister!

Ich bin sehr in Ihrer Schuld, ein schlechter Correspondent! Aber ich habe triftige Entschuldigungen! Seit dem 24. Mai habe ich wenig ruhige Stunden in Berlin gehabt. Zuerst Faust in Kiel, dann Wiesbaden, woran sich eine Geschäftsreise in Süddeutschland schloß. Heimgekehrt fand ich meine Kinder im Keuchhusten und meine Frau erschöpft. Jetzt ist die ganze Familie in der Sommerfrische . . .

Unter dem Publicum in Wiesbaden zeigten natürlich die besseren Elemente das größte Interesse. In erster Linie nenne ich hier die Prinzeß Anna von Preußen, Tochter des Prinzen Karl. Sie ist sehr musikalisch und sprach mit dem höchsten Enthusiasmus von Ihnen. Sie singt, wie sie mir selbst sagte, Ihre Lieder viel und mit besonderer Vorliebe. Außerdem redeten mich die Prinzeß Ardeck (Tochter des Kurfürsten von Hessen), die Gräfin Usedom und viele Andere auf Ihre Lieder an . . .

A. v. S.

260. Halle, 13. Juli 1879.

Unter Rücksendung der so anerkennenden Besprechungen sage ich für Ihren liebenswürdigen Brief meinen verbindlichsten Dank. Ihr Adelsname ist das Werk Ihrer Vorfahren — Ihr Künstlername das Ihrige! Letzterer hat denn doch auch seine Bedeutung, weil er das Elitechor im Reiche der Geister bildet. Lassen Sie nur nicht locker, stets das Allerschönste auf Ihre Fahne zu schreiben: mit dieser göttlichen Einseitigkeit besiegt man schließlich der Menschen Herzen am Gründlichsten . . .

Das neue Liederheft wird dem Könige von Bayern ge-

widmet. Der Baron von Perfall war so freundlich, mein Anliegen dem Könige vorzutragen: — am 28. Juni wurde von diesem in der freundlichsten Form die Erlaubniß gegeben! Als „Streberei" kann mir das selbst von meinen erbittertsten Feinden nicht ausgelegt werden, denn die Dedication folgt ja auf die Decoration. Da der König von Bayern in solchen Dingen sehr wählerisch ist, so können Sie sich vorstellen, wie große Freude mir jene Erlaubniß macht. Das Heft enthält diesmal 9 Lieder, die mir hoffentlich keine Schande bringen werden. — . . .

In Wiesbaden hätten Sie sich sollen von Kniese begleiten lassen — mit Bravourspielern ist schlecht Kirschen essen . . .

R. F.

261. Berlin, 16. Juli 1879.

Hochverehrter!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut. Wie ich über das Adelsthema denke, wissen Sie.

Die Widmung an den König von Bayern ist sehr motivirt. Das wird Jedermann sofort einsehen.

Kniese war leider krank, sonst hätte ich mich von keinem Anderen begleiten lassen.

Was Sie im vorletzten Briefe über die „uralte Einstimmigkeit" sagten, billige ich sehr. Ja! ja! „Singenlernen" ist die Vorbedingung jeder Besserung auf musikalischem Gebiet.

Bald hören Sie mehr von mir. — Sehr freue ich mich auf die kommenden 9 Lieder.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebenster

A. v. S.

262.

Halle, 17. Juli 1879.

Wenn ich mich zu verschiedenen Malen erfreut über das Prosperiren meiner Kunstrichtung ausgesprochen habe,

so kennen Sie mich hinlänglich, um mir dergleichen nicht als persönliche Eitelkeit auszulegen. Wir haben aber lange genug auf eine bessere Zeit warten müssen und kann uns daher Niemand ein gewisses Behagen verdenken, wenn sie einzutreten beginnt . . .

Ihr Ausspruch: „das Singenlernen sei die Vorbedingung jeder Besserung auf musikalischem Gebiet", trifft den Nagel auf den Kopf. Allerdings gehören dazu etwas gehaltvollere Vorlagen, als die Herren Gesanglehrer der Stimme zu bieten pflegen, und müßten diese eigentlich unter polizeiliche Kontrolle gestellt werden, damit es mit den Syrupdosen ein Ende habe. Solange sich die Singmeister nicht als durchgebildete Musiker legitimiren können, ist schwerlich an eine Besserung zu denken. Wolle doch der Himmel Raff's[1]) Vorgange noch recht häufige Nachfolge geben, denn es ist hohe Zeit, daß der aufgeblasene Dünkel der sogenannten „Künstler" in die gebührenden Schranken gewiesen werde. Wenn Jemand unter den Anmaaßungen dieser Herren und Damen zu leiden gehabt hat, sō bin ich es gewesen. Der Schaden, den sie der Kunst zufügen, ist aber ungleich größer, als persönliche Calamitäten und darum wollen wir eine Reaktion gegen dieses Treiben freudig begrüßen.

R. F.

263.

Halle, d. 25. Sept. 1879.

In aller Eile nur ein Paar Worte, denn das Packet mit dem opus 51 muß sofort auf die Post, wenn es noch vor Sonnabend in Ihre Hände kommen soll.

Um die Reise nach Italien beneide ich Sie — auf solche Freuden muß ich aber ein für allemal Verzicht leisten. Wenn Sie nach Rom kommen, sind Sie gewiß so freundlich, mich dem Herrn von Keudell zu empfehlen. Ich würde ihm öfters

[1]) Raff war der Überhebung eines berühmten Sängers entgegengetreten.

schreiben, müßte ich nicht fürchten, ihm beschwerlich zu fallen. — Die neuen Lieder nehmen Sie in Ihren Schutz — es sind einige darunter, die es verdienen.

Doch ich muß schließen, weil es eben ½8 Uhr schlägt und die Packetannahme nur bis 8 Uhr stattfindet.

R. F.

264. Berlin, 29. November 1879.

Hochverehrter!

Glücklich zurück. Herr von Keudell grüßt herzlich. Er führt diesen Winter zwei Ihrer Bach-Cantaten mit seinem Verein auf.

Ihre Lieder haben in Rom viele Freunde gefunden. Ich wohnte bei Herrn von Keudell. Jeder Abend, den ich in Rom verlebte (nur 2 ausgenommen), war der Musik gewidmet — vor 4 Ohren bis zu mehreren Hunderten. Die gewünschten Ms. liegen bei. Bitte um Rücksendung nach gemachtem Gebrauch.

Herzliche Theilnahme Ihren häuslichen Kümmernissen. Meine Frau grüßt herzlichst.

In Eile

Ihr sehr ergebener

A. v. S.

265.

Halle, den 30. November 79.

Daß Sie in Rom mit dem Herrn von Keudell für deutsche Musik Propaganda gemacht haben, freut mich ungemein. Die Italiener brauchen sich nur von der Einseitigkeit des bel canto-Cultus ein bischen zu emancipiren, dann wird es ihrer künstlerischen Begabung sehr leicht fallen, sich in unserem Ausdrucke zurecht zu finden. — Welche Wirkung aber Seb. Bach auf die Römer ausüben wird, darauf bin ich allerdings in hohem Grade gespannt. Vielleicht berichten die Musikzeitungen später davon . . .

R. F.

266. Halle, 1. Januar 1880.

. . . In den letzten Wochen habe ich manchen Notenkopf gemalt und zwar zu Nutz und Frommen einer demnächst bei Kistner erscheinenden Anthologie Händel'scher Arien, die dem Massenmorde, den Frau Victorie Gervinus[1]) an des Meisters schönsten Kindern begangen hat, einigermaßen das Gleichgewicht halten soll. Solange ich noch einen Finger rühren kann, werde ich gegen diese jammervolle Clique Front machen. Man möchte gleich mit Fäusten dreinschlagen, wenn man das wahnwitzige, leider nur von gar zu großem Erfolg begleitete Treiben der Historiker mitansieht. So hatten die Kerls zum Beispiel dem Seb. Bach eine seiner schönsten Motetten: „ich lasse dich nicht" abgesprochen, um sie dem Onkel Christoph zu überweisen. Ich für mein Theil bestritt diese bodenlose Behauptung von jeher mit Hand und Fuß und führte das Werk stets als ein Seb. Bach'sches auf. Im ersten Bande seiner Bach-Biographie assistirte Spitta natürlich den übrigen Forschern und warf gleich ihnen die Motette zur Thür hinaus. Vor Kurzem ist nun aber der zweite Band erschienen, in welchem das Sondershäuser Kind pater peccavi sagen soll. Das Wasserzeichen (!) des Notenpapiers der Berliner Handschrift weise auf des Meisters Weimarer Zeit hin und der Notenzug stimme auch mit dem der Bach'schen Manuscripte dieser Periode überein. — Nach gründlicher Beschnüffelung der Papiersorte ist denn unser tiefsinniger Forscher nicht abgeneigt, das Werk für ein Seb. Bach'sches anzusehen. Nebenbei gesteht er, daß die Berliner Handschrift als Aufschrift nicht den Namen Christoph Bach's trage, sondern gar keine (!!) habe. Endlich wäre die Motette im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts nur als eine Seb. Bach'sche Composition gesungen worden.

An solche Aeußerlichkeiten knüpfen diese erbärmlichen Strohköpfe ihre Folgerungen und lassen von un-

[1]) Veröffentlichte eine Auswahl von Gesängen aus Opern und Oratorien Händels.

wissenden Leuten ein Kunstwerk ersten Ranges ruhig begraben. Denn faktisch ist es augenblicklich in Deutschland außer Druck, weil es Härtels auf die Autorität der Historiker hin wagen durften, dasselbe aus ihrer Sammlung der Bach'schen Motetten zu entfernen, welchem Beispiel sich die Edition Peters anschloß! Weiter hat Spitta eine alte Schwarte aufgegabelt, die volles Licht über die Beschaffenheit des Bach'schen Accompagnements verbreite. Daß die bisherigen Mittheilungen — ich kenne sie nur aus der laut aufjubelnden Zeitung des Bruders Bergedorfers[1]) — lediglich für meine Grundsätze sprechen, davon scheinen diese Schächer gar keine Ahnung zu haben. Hoffentlich geht ihnen aber beim Lesen des Schäffer'schen Aufsatzes über meine Bearbeitung des Kammer-Duetts ein Seifensieder auf . . .

R. F.

267.

Halle, den 14. April 80.

. . . An Händel'schen Baßarien möchte ich Ihnen namentlich drei Nummern empfehlen: 1. Trinklied aus der Oper Xerxes: „nur bei Bachus, dem Gemüthlichen", 2. Arie aus der Oper Aetius: „waldentstammt aus rauher Wiege" und 3. Arie des Chelsias aus dem Oratorium Susanna: „wer Gott vertraut". Die Opern „Xerxes" und „Aetius" hat die deutsche Händel-Gesellschaft noch nicht publicirt; jene Arien befinden sich aber in der von Frau Gervinus besorgten und bei Breitkopf & Härtel erschienenen Sammlung, die erste in Band I, die zweite in Band V. Letztere war meines Wissens ein Paradestück der Herren Marchesi und Stockhausen. Die Arie des Chelsias steht in der ersten Lieferung der deutschen Händel-Gesellschaft und ist allerdings kein Effektstück wie jene beiden; an Schönheit fehlt es aber auch hier nicht — außerdem hat sie noch den besonderen Vorzug, von Händel vollständig instrumentirt zu sein. — Sonst wären vielleicht noch die Arien des Polyphem in Acis und Galatea und die des Haraphar im Samson zu berück-

[1]) Chrysander, der in Bergedorf bei Hamburg wohnte.

sichtigen. In beiden Partien sind jedoch groteske Sprünge sehr wesentlich — sie überschreiten sogar den Umfang zweier Octaven. Zu meinen Liebhabereien gehört dergleichen nicht.

Sie fragen, wie es mir und den Meinigen geht? Mir — ganz miserabel! Der rechte Arm versagt mir mehr und mehr den Dienst — ich kann nur mit Mühe den Bleistift in der Hand halten!! An Schreiben, die einzige mir noch Freude machende Beschäftigung, ist also kaum mehr zu denken. — Meine Frau leidet bedenklich an den Augen und muß sich schon jetzt einer Kaltwassercur unterwerfen.

Doch ich kann nicht weiter schreiben — der Arm fällt mir vor Mattigkeit am Pulte nieder!

R. F.

268. Halle, den 24. April 80.

. . . Schäffer's Artikel betont es ausdrücklich, daß meine früheren Bearbeitungen der Kammerduette v o r der Publication der 32. Lieferung der deutschen Händel-Ausgabe erschienen sind — hätte ich da nicht ebenso gut von einer Demonstration wider m e i n e Thätigkeit reden können? Trotzdem wäre ich aber niemals zu demonstrativen Maaßregeln geschritten, ohne die unaufhörlichen Verdächtigungen und Stänkereien jener Clique. Doch Sie wissen ja, wie mir's ergangen ist — ich brauche also hierüber kein Wort weiter zu verlieren. —

In den Zeitungen lese ich, daß Max Bruch Berlin verläßt... Geht er fort, dann kommt Stockhausen wieder an die Reihe! Von einer ruhigen Entwicklung der Kunst ist jetzt gar keine Rede mehr — die Weiser fliegen aus und ein, wie in einem Bienenkorbe!

R. F.

269. Halle, den 6. Mai 80.

. . . In Nr. 18 der „Grenzboten" steht ein zweites „musikalisches Schattenbild" unter dem Titel „unsere Conservatorien". Diesmal will mir der Standpunkt des Leyermanns

der Grenzboten durchaus nicht gefallen; es wird nur an den Mängeln dieser Institute herumgenörgelt, ihnen aber im Uebrigen das Wort geredet. Seite 218 bis 219 construirt der Schulfuchs ein Luftschloß, das den armen Musikern einen Segen in Aussicht stellt, an dem sie vollends zu Grunde gehen würden. Weg mit den Conservatorien, dann wird sich die Kunst schon wieder aufrappeln! Die musikalische Erziehung verlangt unter allen Umständen eine *individuelle* Ausbildung — eine solche aber ist auf Musikschulen absolut unmöglich, weil hier Alles über ein und denselben Kamm geschoren werden muß. Verläuft sich gelegentlich eine wirkliche Begabung in diese Kreise, dann darf mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß sie über kurz oder lang auskneift und sich entweder der Leitung eines tüchtigen Meisters anvertraut, oder auf eigene Faust ihr Glück versucht. Der Durchschnittswaare zu Liebe einen Heller zu verausgaben, halte ich geradezu für Verderben bringend. Man nenne mir nur *einen* deutschen Meister, der aus den Lenden unserer Conservatorien hervorgegangen ist — dann will ich schweigen. David pflegte zu den Conservatoristen zu sagen: „Wer nicht bei mir noch Privatunterricht nimmt, aus dem wird nun und nimmermehr ein respectabler Geiger" — und der Mann hatte vollkommen Recht!

Zu den Städten, welche bisher der Aufführung der Matthäus-Passion meine Bearbeitung zu Grunde legten, sind neuerdings gekommen: Magdeburg, Essen, Elberfeld und Schwerin. Ich halte dies Faktum für wichtig, weil es von einer zwar langsamen, dafür aber um so nachhaltigeren Verbreitung der von mir getroffenen Einrichtungen Kunde giebt . . . Durch diese praktische Kritik wird übrigens das famose Gutachten der biederen Senatoren hinlänglich an den Pranger gestellt.

R. F.

270. Halle, 26. Juni 1880.

Ihr Brief hat mir große Freude gemacht, weil er beweist, wie sicher Sie die Hand wieder in der Gewalt haben.

Um die Fähigkeit, den linken Arm inzwischen vicariren zu lassen, beneide ich Sie — meine linke Hand ist im Grunde genommen ebenso derangirt wie die rechte, sonst hätte ich sie schon längst mehr in Anspruch genommen.

... Nach Schäffers Ansicht ist das alte Manuscript außerordentlich werthvoll. Die Compositionen sind von dem berühmten Agostino Steffani, den sich Händel zum Vorbilde nahm; die Ausführung des Accompagnements muß allerdings in eine spätere Zeit, vielleicht in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, verlegt werden, rührt jedoch ohne Zweifel von einem sehr tüchtigen Meister her. Unter allen Umständen ist aber das Manuscript eine treffliche Waffe gegen die historische Clique.

In Tappert's Zeitung las ich neulich, daß Joachim in dem nächsten Concerte der Hochschule das Vorspiel zum „Lohengrin" bringen werde. Heut zu Tage passiren wirklich Zeichen und Wunder!

Verzeihen Sie mein schnelles Abbrechen — die Hand will mir nicht mehr gehorchen.

R. F.

271. Halle, 15. August 1880.

... Was nun die fortschreitende Anerkennung meiner Bearbeitungen angeht, so hat das in London erscheinende „Athenäum" vor Kurzem ein brillantes Referat über die Händel-Anthologie gebracht ... Es heißt dort unter Anderem: „In England ist Robert Franz am meisten durch seine ergänzenden Begleitungen der Werke Bach's und Händel's bekannt und schließt es keine Herabsetzung seiner schaffenden Kraft in sich, daß er in diesen Bearbeitungen der alten Meister der Kunst die größten Dienste geleistet hat. In dieser besonderen Richtung kann er ‚facile princeps' genannt werden." Und späterhin: „So vollkommen ist die Einheit des durchgeführten Styls, daß selbst in einigen der uns bekanntesten Gesänge wir es, ohne eine Vergleichung mit der Partitur, unmöglich gefunden haben zu entscheiden, wo Händel aufhört und wo Franz anfängt."

Damit kann ich denn vollauf zufrieden sein. Wenn aber diese Angelegenheit in England correcter behandelt wird als bei uns, so erklärt sich das aus der Thatsache, daß Händel dort nur mit den gebildetsten Kreisen in näherer Verbindung stand, also mit Kreisen, die den geistigen Inhalt seiner Improvisationen zu würdigen wußten und damit den Grund zu Traditionen legten, die drüben bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind. Mit Bach verhält sich's leider umgekehrt! Die Schüler des Meisters waren fast ausschließlich Stock-Musikanten, die zur Noth die formale, nicht aber die ideale Seite seiner Kunst begriffen. Mit dem allmähligen Verschwinden jener blieb denn kein Rest übrig, an den spätere Geschlechter anknüpfen konnten. Stützte sich doch Grell's verwerfendes Gutachten meiner Bearbeitungen in erster Linie auf die heutige Kunstübung der Thüringer Dorfschulmeister! Auch Spitta und Chrysander scheinen sich der Autorität dieser Wackeren zu unterwerfen. Da kann es denn kaum Wunder nehmen, wenn recht viel Schund in die Welt gesetzt wird . . .

R. F.

272. Berlin, 13. October 1880.

Hochverehrter!

Es freut mich sehr, daß Sie sich in der Wohnung verbessert haben. In der That müssen Sie sich zuwenden, was Sie nur irgend können. Was haben Sie der Welt geleistet! Und was kann nun die Welt Ihnen noch leisten?

Also jeden Comfort müssen Sie sich gönnen, zumal Sie Halle nicht mehr verlassen.

Herzliches Mitgefühl für Ihre Frau Gemahlin. Aber was macht Richard?

Ich war drei Wochen in der Schweiz, davon 14 Tage im Engadin, habe zu Fuß Tagestouren bis 43 Kilometer (5¾ deutsche Meilen) gemacht und bin auf Schneefeldern von 9000 bis 10000 Fuß Höhe herumgeklettert, was mir sehr gut bekommen ist.

Keudell berührte Berlin wiederholt als flüchtiger Passant. Morgen früh sehe ich ihn und Abends reist er nach Rom zurück.

Mit herzlichem Gruß

Ihr treuergebener

A. v. S.

273. Halle, 14. October 80.

. . . Wie schade, daß ich Sie nicht schon vor ein paar Tagen bitten konnte, dem Herrn von Keudell von dem sich täglich zu meinen Gunsten verbessernden Stande der Bearbeitungsfrage mitzutheilen! Sein Promemoria kommt jetzt zu Ehren und damit das Votum der Berliner Senatoren zu Schanden. Für meinen Liederkram habe ich zur Zeit kaum Interesse, sondern nur noch für die Reconstruction der Bachschen und Händel'schen Werke. Das kann mir keinen Augenblick verdacht werden, denn wegen dieser mußte ich tausendmal mehr leiden, wie wegen jenem. Und wenn ich mir's auch immer wieder vorhalte, daß die Herren Joachim, Rudorff, Spitta und Consorten keineswegs die Leute sind, die über mich zu Gericht sitzen können — die Thatsache, von ihnen meine künstlerische Ehre geschmälert zu wissen, wird mir stets wie ein drohendes Gespenst vor den Augen stehen. Neulich führte mir der Zufall das Mendel'sche Tonkünstler-Lexicon in die Hände, wo ich denn zu meinem grenzenlosen Erstaunen las, daß Herr Joachim in erster Linie die Sammlungen für den Ehrenfonds veranlaßt habe — Ihrer wurde mit keiner Silbe Erwähnung gethan!!! dergleichen läßt sich J. con amore gefallen — denn es trägt ja nur dazu bei, seine Verdienste zu mehren. Im Uebrigen ist der Artikel erbärmlich genug . . .

R. F.

274. Halle, d. 1. Januar 81.

Meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre — möge es Ihnen und den lieben Ihrigen nur Gutes bringen!

Vielleicht interessirt Sie die Mittheilung, daß mein „offener Brief“ und Schäffer's Untersuchungen über das von Joachim bearbeitete Kammerduett Chrysander veranlaßt haben, eine neue Ausgabe der Händel'schen Kammerduette, zu denen noch ein paar Nummern gekommen sind, zu veranstalten und sie ebenfalls als zweiunddreißigste Lieferung der deutschen Händelgesellschaft in die Welt zu schicken. Natürlich denkt Chrysander gar nicht daran, meine und Schäffers Broschüren als Motive gelten zu lassen, sondern sucht eifrig nach Vorwänden, welche die nochmalige Edition rechtfertigen sollen. „Joachim,“ heißt es in der famosen Vorrede, „fertigte die Begleitung nach einer incorrecten Vorlage an, in Folge deren einige Aenderungen nöthig oder wünschenswerth (!) wurden, welche ich (nähmlich Chrysander) nachträglich vornahm, weshalb auch die Verantwortung für den Clavierauszug in der hier gedruckten Gestalt mir zufällt.“ — Von einer incorrecten Vorlage, die Joachim erhalten haben soll, kann jedoch gar nicht einmal die Rede sein, weil Händel's Tonsatz in der späteren Ausgabe mit dem der früheren Note für Note auf das Genaueste übereinstimmt. — Was soll man aber zu dem künstlerischen Ehrgefühl Joachim's sagen, der sich mittels einiger Noten, die an der Erbärmlichkeit seines Machwerks nicht das Mindeste ändern, durch Chrysander das Pensum corrigiren läßt, um der weiteren Responsabilität enthoben zu sein?! — „Brahms,“ so erzählt die Vorrede weiterhin, „erhielt damals zu den Stücken der ersten Ausgabe keine Correctur und kann sie erst jetzt bei Gelegenheit der neu hinzugekommenen Duette vornehmen.“ (!!!) Nun, Quinten und Octaven pflegt man doch ins Teufels Namen nicht niederzuschreiben, um sie bei Gelegenheit der Correctur wieder zu beseitigen! Hier kann sich's nur um Stichfehler handeln und solche, die doch Angesichts jener Schulschnitzer in Masse vorhanden sein müßten, waren in der ersten Ausgabe nirgends zu entdecken: also wieder ein unwahrer Vorwand! Die

von mir monirten Quinten und Octaven sind jetzt allerdings von dem großen Brahms vertilgt worden; dafür bietet er aber reichlichen Ersatz in den „neu hinzugekommenen Duetten", deren Begleitungen wieder von diesem Ungeziefer wimmeln. Es wird also eines neuen „offenen Briefes" bedürfen, um den Mist ausgeräumt zu sehen. Obiges erzählte ich Ihnen nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit; nur den Wortlaut meines Briefes bitte ich mit Discretion zu behandeln. —

R. F.

275. Breslau, 2. Januar 1881.

(Brief von J. Schäffer.)

Lieber Franz!

So eben hat mich Brahms verlassen. Er ist hierher gekommen, um am Dienstag im Orchester-Vereinsconcerte seine beiden neuen Ouverturen zu dirigiren, von denen die eine über Studentenlieder componirt und als Quittung oder Revanche für den ihm von der hiesigen philosophischen Fakultät verliehenen Doctortitel anzusehen ist. Nach einem längeren Gespräch über allgemeine Gegenstände fragte er, ob ich die neue Ausgabe der Kammerduette schon gesehen habe, und nun entspann sich eine Discussion, aus der nur zu evident hervorging, wie sehr ihn Ihr Brief an Hanslick und meine letzte Broschüre gewurmt haben. Ich konnte natürlich nicht klein beigeben und mußte versuchen, ihm näher meine Ausstellungen zu begründen und in seiner Bearbeitung alles Anfechtbare nachzuweisen. Ich habe dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Er dagegen bekundete mit dürren Worten seine Verachtung einer derartigen Kritik, wie wir sie in unseren Schriften unternommen hätten, die er nur mit Widerwillen habe lesen können. Dies Alles ging vor sich, ohne daß wir uns gegenseitig echauffirten, die gröbsten Dinge wurden mit heiterster Miene gesagt. Schließlich schieden wir anscheinend als gute Freunde. Zur Recht-

fertigung seiner Arbeiten hat er wenig beigebracht; er meinte, er habe den Baß freigelassen, damit man auf Grund desselben spielen könne, „was man wolle", er selber würde ganz etwas anderes spielen, als er geschrieben habe; dies letztere sei vielleicht anzugreifen, und er würde es vielleicht 8 Tage später wieder anders gemacht haben, und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr waren.

Die neue Auflage der Duette ist erst seit vorgestern in meinen Händen, und nun erst verstehe ich die Notiz Ihres letzten Briefes. Die Art, wie Chrysander die angefochtenen Takte zu retten sucht, ist wieder so dumm wie möglich, und perfide zugleich ist es, wenn er behauptet, keine gleichzeitige Handschrift hätte unsere Leseart; da doch die Handschrift der Singacademie eine solche „gleichzeitige" ist. (Brahms hat sich nun durch eigene Anschauung davon überzeugt und konnte nicht umhin, seine Bewunderung der Schönheit unserer Handschrift und seine Verwunderung über Chrysander auszusprechen.) Das Tollste aber ist, daß Händel, dieser consequenteste Meister in der harmonischen Bewegung, zu einem „unbeständigen" und „unberechenbaren" werden muß, blos damit die Unfehlbarkeit Chr.'s unangetastet bleibe. Dies geht denn doch über den Spaß! — . . .

Aufgefallen ist mir dagegen, daß aus den Händel'schen Verlags-Katalogen der neuesten Zeit die Gervinus'sche Sammlung plötzlich ganz verschwunden ist — wäre dies eine Folge meiner Broschüre, so wäre solch ein Resultat nicht zu unterschätzen.

Julius Schäffer.

276. Berlin, 10. Januar 81.

Hochverehrter!

Sie hörten wohl bereits, daß meine liebe gute Mutter, die herrliche Frau, gestorben. Ihr Tod geht mir nahe! Groß ist der Verlust, aber weit größer das, was uns von ihr bleibt . . . — Wenn Sie einen neuen „offenen Brief" im Sinne haben,

so bin ich der Letzte, abzureden. Die Unwahrhaftigkeit, die Ihr Brief vom 1. Januar behandelt, ist zu frech. Sie verdient eine Züchtigung im allgemeinen Interesse. Je kälter und ruhiger Sie schreiben, desto besser, desto wirksamer. Lang oder kurz: gleichviel. Beides hat seine Vorzüge . . .

Ist ein „offener Brief" von Ihnen da, so bemächtigt sich die musikalische Presse der Sache, ich aber sorge für einen Nachhall in hiesiger politischer Tagespresse.

In großer Eile

Ihr treu ergebener

A. v. S.

277. Berlin, 21. August 81.

Hochverehrter!

Wie lange hörte ich nichts von Ihnen! Meine Frau und Kinder waren den Sommer über auf der Insel Vilm bei Putbus. — Ich hatte noch mehr zu thun als sonst. Heute werde ich frei und reise nach der Schweiz. Bleibt das Wetter schlecht, so gehe ich nach Oberitalien.

Ihre Abfertigung Thibauts[1]) war prachtvoll geschrieben . . . auch die Formgebung war glänzend . . .

In der letzten Zeit habe ich in op. 51 geschwelgt.

No. 6 „Ach ich denke!"

Die Schlußtakte wiegen allein die Ehrendotation auf. No. 8 „Wiedersehen": „Leb wohl und sehen wir uns wieder" hat bei mir mit einem Schlage alle Lieblinge (deren ich doch viele habe und stattliche) verdunkelt. Ueberwältigend!

Damit werde ich viel Volks erschlagen.

Meine Frau, Ihre enthusiastische Verehrerin, ist mit mir ganz hingerissen.

. . . Vor allem aber bitte ich um eine Mittheilung über Ihr und der Ihrigen Befinden.

Herzlich

Ihr ergebenster

A. v. S.

[1]) Anton Friedrich Justus Thibaut, (1774—1840), Professor der Rechte zu Heidelberg, schrieb „Über Reinheit der Tonkunst".

278. Halle, 22. August 81.

Aus Ihrem lieben Briefe geht hervor, daß Sie meine letzte Epistel, die vor ca. 6 Wochen geschrieben wurde, nicht erhalten haben. Ich bin unendlich erfreut, von Ihnen heute so Liebes zu erfahren, namentlich sind mir Ihre Bemerkungen über mein Opus 51 von hohem Werthe. Die beiden letzten Nummern sind auch nicht von Stroh — allerdings eignen sie sich weniger zum öffentlichen Vortrage.

Unlängst habe ich eine w u n d e r v o l l e Suite Seb. Bach's für Clavier bearbeitet: das uns überlieferte Material stellt sie in einer Form dar, die absolut nicht zu gebrauchen ist. Das Stück wird in einigen Wochen bei Härtel's erscheinen und werde ich nicht versäumen, Ihrer Frau Gemahlin ein Exemplar zu übersenden; — gedruckt ist das Bach'sche Werk bisher noch nicht. — . . .

Ich bin jetzt mutterseelenallein, meine Frau, Bethge's und Hänschen, die es alle sehr nöthig hatten, sind zur Wassercur in Ilmenau . . .

R. F.

279.

Halle, 13. October 81.

Anbei erhalten Sie die Bach'sche Suite und einen Brief: Beides haben Sie wohl die Güte, Ihrer Frau Gemahlin in meinem Namen zu überreichen. Ich lege viel Werth auf diese Arbeit und hoffe, daß sie sich früher oder später den Concertvorträgen nützlich erweisen wird.

Vor einigen Wochen consultirte Liszt den Geheimrath Volkmann wegen seines Rippenbruches. Ich war zu Tische da, wo sich Liszt sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigte. Das Leiden scheint nicht allzu viel auf sich zu haben, doch muß sich der alte Herr sehr in Acht nehmen . . .

Bei uns geht es so lala! Meine Frau leidet sehr an Gelenkschmerzen und kann fast gar nicht gehen. Lieschen ist jetzt wohlauf, ebenso Bethge, dagegen hat mein Enkelchen

einen heftigen Anfall seines alten Leidens gehabt, ist aber nun wieder in der Genesung. Mir geht es — wie immer!

R. F.

280. Halle, den 13. October 81.

Gnädige Frau Baronin!

Hiermit erlaube ich mir unter freundlicher Vermittelung Ihres Herrn Gemahls Ihnen eine von mir bearbeitete Suite des großen Seb. Bach zu überreichen und wünsche, daß Ihnen diese Composition ebenso viel Freude beim Spielen bereiten möge, als sie mir bei der Ausführung des Accompagnements Genuß verschaffte.

In größter Verehrung

Ihr ergebenster R. F.

281. Halle, 29. October 81.

Ihre Frau Gemahlin hat mir einen sehr lieben Brief geschrieben, aus dem aber leider hervorgeht, daß sie nicht recht wohl ist. Hoffentlich ist das nur vorübergehend — ich wünsche es wenigstens von Herzen.

Heute reist meine Frau nach Berlin, um ihre Geschwister wieder einmal zu besuchen, sie wird nicht verfehlen, bei Ihnen und Ihren lieben Angehörigen vorzusprechen und kann dabei ausführlicher erzählen, was wir seit Jahresfrist alles durchmachen mußten: Krankheiten in beliebigen Formen sind bei uns fast zur Gewohnheit geworden! Nachgerade könnten wir einige Ruhe gebrauchen!

Da der Finanzminister Bitter in seiner Bach-Biographie meiner Bearbeitungen anerkennende Erwähnung thut, so übersandte ich ihm ein Exemplar der Bach'schen C-moll-Suite, worauf denn ein sehr verbindlicher Brief eingelaufen ist . . .

Aus Amerika trifft in Kurzem eine Sendung der besten

Cigarren ein, die mir für meine Bearbeitungen gestiftet wurden. Bereits aber angekommen ist ein Kistchen mit Wein, das denselben Grund zum Ausgange hat.

R. F.

282. Berlin, den 14. November 81.

Hochverehrter!

Sehr freute ich mich, von Ihrer Frau Gemahlin relativ Gutes über Ihr Haus zu hören.

. . . Cigarren! Wein aus Amerika! Wenn sie der Veranlassung entsprechen, so müssen sie ja göttlich sein!! Nächste Woche hoffe ich mich persönlich überzeugen zu können. Ich komme durch Halle. Dann auch mündlich noch einige Fragen über Einzelnes aus op. 51. „Wiedersehen" habe ich in mein nächstes Programm aufgenommen..

A. v. Senfft.

283. Berlin, d. 3. Januar 82.

Hochverehrter!

Herzlichen Glückwunsch Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Tod allem Kopfschmerz, Kreuzweh und dergleichen Plagen.

Sie schrieben mir einmal, daß in Mendels Lexicon Joachim als Autor des Ehrenfonds genannt wird und neuerdings wurde von einem Weimaraner „Schindler" diese Sache Liszt in die Schuhe geschoben. Bitte schreiben Sie mir doch eine Silbe, wo man dies im Mendel finde. Ich möchte es lesen.

Meine Stellung ist übrigens die: solange diese gute Sache hinter Schleiern blieb, fiel es mir nie ein, die Schleier zu lüften. Wird aber gelogen, so glaube ich, daß man berichtigen muß.

Das ist so meine erste Empfindung, über die sich aber discutiren läßt. —

A. v. S.

284. Halle, 4. Januar 1882.

. . . Mit Ihrem lieben Brief zugleich traf eine Epistel des Dr. Schusters in Wien ein, die u. a. Folgendes enthält: „Außerdem muß ich Ihnen etwas mittheilen, das ein Intimus Richard Wagners meinem Vetter Helm erzählt hat. Nach dessen Aussage läßt sich Richard Wagner sehr oft Lieder vorsingen und dann am liebsten Ihre Lieder, die er als reinste Lyrik erklärt und am höchsten stellt.“[1])

Als ich in den fünfziger Jahren Wagner in Zürich besuchte, führte er mich an seinen Notenschrank und bemerkte dabei: — „Hier sehen Sie meine ganze Musikalienbibliothek“. Der Schrank enthielt nur: Seb. Bach, Beethoven und meine Lieder!!! Damals nahm ich die Geschichte für eine Redensart — sie scheint aber denn doch einen realen Hintergrund zu haben.

R. F.

285. Halle, 29. Juni 1882.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Wünsche! So wäre denn wieder ein Jahr hinabgerollt, das mir und den Meinigen allerdings mehr Leiden als Freuden gebracht hat. — Meine Frau befand sich unausgesetzt in einem elenden Zustande und mein Enkel, den wir seit dreiviertel Jahren bei uns haben, machte ebenfalls viel zu schaffen . . .

In der letzten Zeit beschäftigte ich mich eingehend mit Händel's Messias. Die Mozart'sche Bearbeitung stellt sich immer mehr als mit Mängeln behaftet heraus, die zwar dieser Meister nicht verschuldet hat, die aber doch unter dem Schilde seines Namens cursiren. Unbegreiflich ist und bleibt es, daß man ihn seit fast einem Jahrhundert für Dinge verantwortlich machte, die nun und nimmermehr aus der Feder eines solchen Mannes geflossen sein können.

[1]) Vgl. auch H. v. Wolzogen, Erinnerungen an Richard Wagner (Leipzig, Reclam) S. 33.

Sogar Otto Jahn wirft Steine auf ihn, woraus denn klar genug hervorgeht, wie oberflächlich er in den Geist des Mozart'schen Stils eingedrungen ist. Adam Hiller[1]) ist der Fälscher und nicht Mozart!! Ich suchte nun den Uebelständen, die sich namentlich auf den dritten Theil des Messias erstrecken, nach besten Kräften Abhilfe zu schaffen und so liegen denn jetzt einige 34 Bogen Supplemente fix und fertig vor mir. Sollte ich zur Veröffentlichung derselben Gelegenheit finden, dann wird sicherlich wieder ein Gezeter über mich ausbrechen. Die Wahrheit dürfte jedoch bald genug an den Tag kommen, denn von mir ist keine Note veruntreut worden, die Mozart wirklich gesetzt hat. —

Das Interesse des Publicums an meinen Liedern scheint sich täglich zu steigern, denn aus allen Ecken und Enden laufen Anliegen ein, die einigermaßen zu befriedigen, mir sauer genug fällt. Früher wollte die Welt nichts von mir wissen — jetzt, wo sie mir immer gleichgültiger wird, kann ich mich ihrer kaum erwehren. Unter allen Umständen macht es mir aber Freude, den guten Fortgang meiner künstlerischen Angelegenheiten noch zu erleben. Von selbst hat er sich freilich nicht gemacht, vielmehr verdanke ich ihn der selbstlosen Thätigkeit meiner Freunde, unter denen Sie, mein lieber Herr Baron, die erste Stelle einnehmen.

R. F.

286. Halle, 3. November 82.

Vielen Dank für Ihren lieben Brief, der mir von Neuem zeigt, wie freundlichen Antheil Sie an mir und meinem musikalischen Treiben nehmen.

Daß Ihnen Karlsbad so gute Dienste geleistet hat, ist sehr erfreulich: hätte ich doch mit Ihnen und dem Herrn von Keudell ein paar Tage dort verleben können — natür-

[1]) Adam Hiller (1728—1804), Herausgeber des „Jubilate" von Händel, „Stabat Mater" von Haydn und anderer Werke.

lich in einer brauchbareren Verfassung, als der gegenwärtigen!

Wenn es nicht gar zu indiscret ist, möchte ich mir die Frage erlauben, mit wem Sie musikalische Freundschaft in Karlsbad geschlossen haben? Der Kreis der sich für eine anständige Kunstrichtung Interessirenden wird ja immer kleiner und liegt daher der Wunsch nahe, von denen zu wissen, die ihn mit uns bilden . . .

Das Atelier des Bildhauers Max Landsberg befindet sich Luisenstr. 21. Sie werden in dem Manne einen liebenswürdigen und bescheidenen Künstler kennen lernen, der sicherlich seine Carrière macht.

R. F.

287. Berlin, 23. November 1882.

Hochverehrter!

Herzlichen Dank für Ihre beiden Schreiben vom 9. und 15. Nov. — Ich war zweimal in Gramenz, einmal am Krankenlager meines Vaters, das zweite Mal zur Beerdigung! Sein Tod war eine Erlösung für ihn. Zu großen Schmerzen hatte sich geistige Umnachtung gesellt und 88 Jahre sind ein schönes Alter. Gewiß! Vielen Dank für Ihre Theilnahme! . . .

In meinem Zimmer hängt eine Photographie von Ihnen von 1853, vortrefflich, aber etwas verblichen.

Ich möchte nun gern der Baronesse Grünhof[1]) in Coburg, meiner neuen Carlsbader Musikfreundin (Schülerin von Herrn von Keudell), ein Bild von Ihnen schenken, das Sie, wenn Sie mir eine große Freude machen wollen, durch Ihre Unterschrift weihen mögen.

Nun denke ich daran, jene oben beregte Photographie vervielfältigen zu lassen, möchte aber doch nur fragen, ob inzwischen etwas entschieden Besseres erschienen ist. Die junge Dame ist ein großes musikalisches Talent und zugleich

[1]) Spätere Baronin von Keudell.

der allerbesten Richtung angehörend. Manches ist an ihr — sie ist erst 21 Jahre alt — noch unentwickelt, aber das Talent ist außerordentlich. Dabei ist sie eine echte Musikseele. Komischerweise war ihr die Liederlitteratur noch eine terra incognita. Mir war die Freude vorbehalten, das empfängliche Geschöpf in diesen Kreis einzuführen, in dem sie jetzt fortschwärmt, namentlich I h n e n huldigend.

In Eile

Ihr treu ergebener

A. v. S.

288.

Halle, 24. November 1882.

Wenn ich nicht irre, so ist die Photographie von mir, welche Sie besitzen, in Berlin aufgenommen. Doch halte ich die jetzt am meisten bekannte von Siebel für gelungener. Nach ihr wurde auch der bei Leuckart erschienene Stich angefertigt, den ich Ihnen für Baronesse Grünhof empfehle. Selbstverständlich dürfen Sie auf meine Namensunterschrift rechnen.

Was Sie über die musikalische Begabung der jungen Dame schreiben, ist ja höchst erfreulich, denn Leute dieser Art werden täglich seltener. Vielleicht machen Sie die Baronesse noch auf die Händel'schen Arien aufmerksam — sie lernt in ihnen Musik der allerbesten Sorte kennen. Späterhin mag sie zu den Bach'schen Arien übergehen . . .

Gestern schrieb Reinecke wegen der Partitur einer Händel'schen Arie an mich, die im Gewandhause zum Vortrag kommen soll. Es ist eine Composition, die wie ein Wettersturm dahin braust und in guter Ausführung einen überwältigenden Eindruck machen muß. An demselben Tage wurde ich vom Capellmeister Alois Schmitt in Schwerin um meine Ergänzungen zum Messias gebeten, die Schäffer bereits im vergangenen Sommer mit gutem Erfolge benutzt hat . . .

R. F.

289. Berlin, 10. Januar 1883.

Hochverehrter!

Sehr bedauerte ich das Verfehlen in Halle. Die Büste finde ich ganz vortrefflich. Ganz besonders imponirt mir der lebendige Ausdruck um den Mund. Wie kann die Plastik so lebendige Bewegung zum Ausdruck bringen? . . . Bitte weihen Sie die beigefügte Photographie doch durch Ihre Namensunterschrift! Fühlen Sie sich etwa gerade zu einem kleinen Sinnspruch aufgelegt, so möchte ich dieser Wohlthätigkeit keine Schranken setzen. Aber meine Bitte erhebt sich nur bis zur eigenhändigen Unterschrift.

Wie geht es Ihrer lieben Gemahlin, Ihrer Frau Tochter, Ihrem Enkel?

Sehr eilig. Herzlich

Ihr dankbarer Verehrer

A. v. S.

290.

Halle, 12. Januar 1883.

Anbei sende ich Ihnen die von mir unterschriebene Photographie zurück. Ich habe auch ein paar Noten dazu gekritzelt, die freilich unsicher genug ausgefallen sind: mit Tinte und Feder will's absolut nicht mehr gehen!

Die Büste wird nun wohl in Ihrem Musikzimmer sein. Wahrscheinlich muß der Koloß auf eine Säule gestellt werden, von der Ihnen Landsberg ein Exemplar nachweisen kann, denn er hat selbst die Zeichnung dazu geliefert. Der junge Meister wird sich sehr freuen, daß Sie den Glanzpunkt seiner Leistung sofort herausgefunden haben. In Halle mäkeln sie natürlich in derselben Weise an dem Gleichniß herum, wie es von jeher mit dem Original geschah: der Ausdruck wäre frappant ähnlich, doch fehle das Charakteristische des Künstlerkopfes. Dergleichen wissen die Hallenser freilich am besten zu beurtheilen, denn sie sehen ja links und rechts n u r Physionomien idealen Gehaltes. —

Für uns hat die Weihnachtszeit keine frohe Kunde ge-

bracht — im Gegentheil! An demselben Tage, wo Sie in Halle waren, befiel meinen Enkel eine schwere Lungenentzündung und versetzte damit uns Alle in jene Unruhe, die Kindern gegenüber so begreiflich ist. Kaum war nun aber die Gefahr vorüber, als meine Frau in Folge der aufregenden Anstrengungen in einen Zustand gerieth, an den ich Zeit meines Lebens denken werde. — — —

R. F.

291. Berlin, d. 13. Januar 83.

Hochverehrter!

Herzlichen Dank. Herzliche Theilnahme. Bei mir steht es ebenso, ja schlimmer. Auch ich kann wie Sie nur sagen: „Stille halten".

Heute, in wenigen Stunden hole ich mir Ihre Büste; ich freue mich sehr darauf.

Herzlich, Ihr sehr ergebener

A. v. Senfft.

Herzlichen Dank für das schöne Geschenk.

292. Halle, d. 16. Januar 1883.

Wie glücklich ich darüber bin, einmal in die Lage gekommen zu sein, Ihnen ein wenig Freude machen zu können, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Wenn mir dergleichen nur noch recht oft geboten würde!

Sie schreiben: „Bei mir steht es ebenso, ja schlimmer". Das hat mich geradezu erschreckt, weil ich darauf in keiner Weise vorbereitet war . . .

Von der Prügelscene, die Frau H. in Dresden aufgeführt hat, werden Sie vielleicht gehört haben. Mit der Reitpeitsche soll die Dame über den armen Geiger M. hergefallen sein! Das sind die praktischen Consequenzen des modernen Personalcultus, welche von mir schon seit Jahren in Aussicht gestellt wurden. Geht es noch ein Weilchen so fort, dann ist die allgemeine Keilerei fix und fertig.

R. F.

293. Halle, März 1883.

Gnädige Frau Baronin!

Da mir Ihre Stadtwohnung unbekannt war, so schickte ich am vergangenen Sonnabend die gewünschten Compositionen[1]) nebst ein paar begutachtenden Worten mit der Bitte an Ihren Herrn Gemahl, beides Ihnen zu übergeben.

Sie haben sehr Recht, diesen Sachen zu mißtrauen — es sind ja die reinen Blender! Nach meinem Dafürhalten kann man sich heut zu Tage der Musik gegenüber nicht eng genug zusammenziehen und zum Glück büßt man dabei auch nichts ein, denn die Werke unserer Großmeister enthalten die Quintessenz des Tonlebens; übrigens sind sie so zahlreich, daß sich mit ihnen schon bestehen läßt. Die Leute nennen zwar ein solches Verhalten „Einseitigkeit" und doch liegt nur im Concentriren der Kräfte, nicht in deren Zersplitterung, das Geheimnis aller fortschreitenden Entwicklung.

Verzeihen Sie die Schreiberei mit dem Bleistift — die Finger können aber die Feder nicht mehr festhalten.

Ihr Rob. Franz.

294. Halle, den 2. August 83.

Von Ihrem und dem Leiden Ihrer Frau Gemahlin hatte ich bereits zu meinem größten Bedauern gehört, beobachtete jedoch aus naheliegenden Gründen gegen Sie Stillschweigen. Jetzt, wo Sie selbst dieser Calamitäten Erwähnung thun, wünsche ich von ganzem Herzen, daß sich Alles recht bald zum Guten wenden möge, was aber auch bei der nöthigen Schonung und Vorsicht gewiß der Fall sein wird: Niemand würde Ihre und Ihrer lieben Frau vollkommene Genesung freudiger begrüßen, als ich. —

Bethge's haben mir natürlich berichtet, daß sie mit Ihnen von Ilmenau bis Dietendorf in der Eisenbahn ge-

[1]) Eines damals viel genannten Klaviervirtuosen.

fahren sind. Den dreien ist der Aufenthalt in Ilmenau wohlbekommen! Hier geht es im alten Geleise: meine Frau schlägt sich mit ihrem Leiden tapfer herum und von mir darf ich wohl dasselbe behaupten. Richard's Praxis macht langsame aber stetige Fortschritte, womit wir sehr einverstanden sind.

Im Laufe des Frühjahrs bearbeitete ich ein wundervolles Trio für Flöte, Violine und Continuo von Sebastian Bach. Dasselbe bildet in Sonatenform den Glanzpunkt des berühmten „musikalischen Opfers", einer Composition, die Friedrich dem Großen gewidmet wurde. Sie ist über ein Thema geschrieben, das der König dem Meister bei dessen Besuche in Potsdam zur Improvisation vorlegte. In Leipzig wurde es noch weiter ausgearbeitet und darauf Friedrich dem Großen zugeeignet. Das Thema Regium ist von unvergleichlicher Schönheit und dient einer Reihe von Fugen und Canons zur Grundlage. Am Ende des Werkes steht jene Sonate, mit der sich Bach auch als Meister im freien Stile zu legitimiren wußte.

Der Gedanke, meine Bearbeitung mit der Quelle, von welcher das Thema Regium seinen Ausgang nahm, wieder in Verbindung zu bringen, ist gewiß sehr naheliegend und so hat mir denn der Herr Baron von Keudell seinen vermittelnden Beistand zur Auswirkung der Erlaubniß einer Dedication an Seine Königliche Hoheit den Prinzen Albrecht[1]) zugesagt. Letzterer interessirt sich sehr lebhaft für Bach'sche Musik und kennt auch meine Bearbeitungen genau . . .

R. F.

295. Halle, 20. September 83.

Wegen meiner Bearbeitung der Bach'schen Sonate über das Thema Regium möchte ich mir eine Anfrage erlauben.

Schon früher glaube ich Ihnen mitgetheilt zu haben, daß die reconstruirende Thätigkeit, namentlich wenn sie

[1]) von Preußen.

sich organisch mit den Originalen verbindet, nicht leicht ihrem Werthe nach beurtheilt wird. Man nimmt sie im besten Falle als selbstverständlich hin, ohne sich weiter auf kritische Untersuchungen einzulassen. Im Grunde genommen finde ich das auch ganz in der Ordnung; demohngeachtet würde diese Angelegenheit unter sehr anderen Gesichtspunkten betrachtet werden, sobald man die Thatsache ins Auge faßte, daß die Ausführung des Accompagnements die Originale ebenso zu schädigen, wie ihren Ausdruck zu heben im Stande ist. Als Beispiele legte ich Ihnen neulich die ersten acht Takte jener Sonate in Kirnberger's[1]) Bearbeitung zur Vergleichung mit der meinigen vor und glaube dabei mehr gewonnen zu haben, als mit ellenlangen Auseinandersetzungen. Ließe sich eine Ausgabe veranstalten, die auf der einen Seite meine Ausführung und auf der ihr gegenüberstehenden Kirnberger's Machwerk brächte, dann dürfte der Streit über die Bearbeitungsfrage schnell genug zum Abschluß gelangen, denn blind müßte sein, wer die Unterschiede nicht herausfände. Da dies leider unmöglich ist, so bleibt mir nur übrig, in der Vorbemerkung die Werthlosigkeit des Kirnberger'schen Tonsatzes flüchtig zu berühren und sie als Hauptgrund der von mir veranstalteten Ausgabe zu bezeichnen. Gewonnen wird damit freilich nicht viel, weil Niemand daran denkt, beide Ausgaben miteinander zu vergleichen.

Dem Prinzen Albrecht möchte ich nun für mein Leben gern einen Wink zur Orientirung über diese Angelegenheit geben, weiß aber nicht recht, wie das einzurichten wäre...

Mit zwei Zeilen guten Rathes würden Sie sehr verbinden

Ihren dankbar ergebenen

R. F.

296. Halle, d. 5. December 83.

Beikommend erlaube ich mir Ihnen ein Exemplar der von mir bearbeiteten Sonate aus Bachs „musikalischem

[1]) Ein angesehener Theoretiker (1721—83), Schüler von Seb. Bach.

Opfer" zu übersenden. Diese Ausgabe wird für Spitta ein Keulenschlag im wahren Sinne des Wortes sein, denn sein ganzer Bau, den er im Interesse des Accompagnements aufgerichtet hat, fällt morsch in sich zusammen, sobald die Hauptstütze, das Kirnberger'sche Opus, nicht gerettet wird. Da Sie das Zeug bei mir gesehen haben, wissen Sie, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit ist. —

Vorgestern ging das Dedications-Exemplar nach Hannover mit einem Begleitschreiben ab, das ich in Ihrem Sinne gehalten zu haben glaube und gestern ein weiteres Exemplar nach Rom an den Herrn von Keudell . . .

In Wien wurden zwei Bach'sche Cantaten in einer Bearbeitung von mir unter dem lebhaftesten Applaus aufgeführt: das wäre denn der erste Erfolg, den ich auf diesem Gebiete zu verzeichnen habe! Mit den Referaten Hanslick's und Kalbeck's[1]) kann ich vollkommen zufrieden sein.

Solange ich noch Herr meiner Geisteskräfte bin und den Bleistift zwischen den Fingern halten kann, wird die Flinte nicht ins Korn geworfen. Auch scheint ja jetzt eine Zeit heraufzudämmern, die meinen Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ihnen in erster Linie habe ich das zu verdanken, denn Sie standen in bösen Tagen fest zu mir und bewiesen den Leuten durch die That, daß mein Singsang nicht völlig werthlos sei.

R. F.

297.

Halle, 6. Februar 1884.

Wie sehr ich es bedauere, daß Sie wieder leidend sind, bedarf nicht der Erwähnung. Hoffentlich wird aber Ihre so kräftige Constitution bei großer Vorsicht der Krankheit noch Herr werden — ich wünsche es wenigstens von ganzem Herzen . . . In meiner Familie geht es wieder ein bischen besser her — meine Frau fängt an, sich zu erholen — sie

[1]) Musikreferent.

nimmt wenigstens mehr Antheil an ihrer Umgebung wie bisher. Bethges und Richard sind munter — ich selbst drücke mich durch, so gut es gehen will. Man redet immer von einem heitern und sorglosen Alter — davon konnte ich noch nicht viel verspüren! Meine künstlerischen Angelegenheiten entwickeln sich stetig zum Bessern, was mir deretwegen besonders lieb ist, die in bösen Tagen der von mir eingeschlagenen Richtung treu zur Seite standen. Mich auf die Schilderung musikalischen Stilllebens beschränkt zu haben, thut mir im Hinblick auf die Beschaffenheit der neueren Werke großen Stils durchaus nicht leid: ich hatte gut prophezeien, daß wir vorläufig mit dem, was bisher als Musik galt, ziemlich zu Ende wären, denn in allen Gebieten unserer Kunst hatte man ja Höhepunkte erreicht, die niemals wiederkehren konnten. Auch kündigte sich die neue Zeit nach jeder Richtung hin mit Elementen an, die wohl der Kritik, nicht aber dem Kunstschaffen günstig sind. Kurzum: die realen Verhältnisse scheinen bestätigen zu wollen, daß ich so unrecht mit meinem Pessimismus nicht hatte. Dabei amüsiren mich denn die Leute, wenn sie tadelnd den Kopf über meinen Kleinkram schütteln und sich mit Reißmann freuen, wie wenig Brauchbares ich in großen Formen[1]) geleistet haben würde. Meinetwegen mag's an dem sein — ich sollte aber denn doch glauben, daß man den Menschen nur für das, was er gethan hat, verantwortlich machen darf: welche Gründe ihn zu seinem Verhalten bestimmen, geht Keinen etwas an.

Verzeihen Sie diese unmotivirte Abschweifung! Es ist mir aber zu Zeiten ein wahres Bedürfniß, mich gegen Personen, mit denen ich mich in Uebereinstimmung weiß, auszusprechen: immer nur mit sich selbst zu verkehren, hält der Mensch auf die Dauer nicht aus. In den schönen Tagen, die wir in Halle mit einander verlebten, ging es oft genug in munteren Debatten her — was mich betrifft, habe ich aus ihnen großen Nutzen gezogen, und ist es mir auch

[1]) Bezieht sich auf den Vorwurf, Franz habe nur Lieder geschrieben.

jetzt noch, wo alles so ganz anders geworden ist, ein rechtes Labsal, in diesen alten Erinnerungen zu schwelgen.

Mit den herzlichsten Grüßen und dem Wunsche, daß Ihr Befinden täglich zum Besseren fortschreiten möge

Ihr dankbar ergebener

R. F.

298. Berlin, 7. Februar 84.

Hochverehrter!

Ihr Brief war mir eine große Erquickung. Es wird noch einmal wieder besser werden. Ich lasse den Muth nicht sinken.

Treu ergeben

A. v. S.

299.

Halle, den 10. Februar 1884.

Bei meiner Rückkehr aus Leipzig, wo ich mit Härtels in Geschäften zu thun hatte, fand ich Ihre lieben Zeilen vor. Mit den Worten: „ich lasse den Muth nicht sinken" treffen Sie das allein Richtige, denn im energischen Wollen liegt ja die geheimnisvolle Kraft aller Lebensbedingungen beschlossen. Auch ich glaube nicht zu den Leuten zu gehören, die sich von jedem Unfall werfen lassen — wie hätte ich wohl sonst mein Schicksal ertragen können?!

R. F.

300.

Halle, 23. Februar 84.

Vielen Dank für die Uebersendung der „täglichen Rundschau".[1]) Daß L. Köhler[2]) eine so entschiedene Sprache führen würde, hätte ich mir nicht träumen lassen, weil er sich gewöhnlich nach verschiedenen Seiten hin zu decken

[1]) No. 44, Beilage.

[2]) Musikpädagoge und Schriftsteller.

sucht und daher reservirt aufzutreten pflegt. — Endlich scheint die Zeit heranzukommen, wo mir mein gutes Recht wird. Zu wissen, daß man nicht ganz ohne Erfolg der Kunst nach besten Kräften gedient hat, mit dieser Thatsache aber eine lange Reihe von Jahren hinter dem Berge halten zu müssen, ist wahrlich ein Fegefeuer, aus dem nicht Jedermann geläutert hervorgeht — eine gewisse Verbitterung pflegt wenigstens als Rest übrig zu bleiben. —

Leider rührt Köhler wieder den alten Reflexionsbrei auf, der mir gegenüber nicht die geringste Anwendung findet. Wenn ich keine Thorschreiberzettel in Musik gesetzt habe, so danke ich diesen Vorzug einer allgemeineren Bildung, die meinen Geschmack einigermaßen klärte, ohne mir jedoch die Unbefangenheit und Naivität zu rauben. Sobald die Lieder freilich angegriffen wurden, suchte ich nach Gründen, aus denen sich mein Verhalten rechtfertigen ließ — beim Produciren dagegen bin ich mir bestimmter Absichten niemals bewußt gewesen und folgte nur einer unabweislichen Nothwendigkeit. Diese Nachkritik stellte man nun hämischer Weise als eine Vorkritik dar und verdächtigte damit das Geleistete als schnödes Machwerk; was denn bei dem großen Haufen, der sich so wie so nicht zurechtfinden konnte, unbedingten Glauben fand.

Doch ich rede hier von Verhältnissen, die Ihnen ebenso bekannt sind, wie mir: Sie haben ja ein volles Vierteljahrhundert energisch gegen sie angekämpft! Beginnt jetzt der Wind aus einer milderen Himmelsgegend zu wehen, so sind Sie in erster Linie der Mann, der eine solche Wendung zum Besseren veranlaßte: das werde ich Ihnen nie vergessen und es dankbar vor aller Welt frank und frei bekennen!

R. F.

301. Berlin, 3. Mai 84.

Hochverehrter!

Ihre Zeilen vom 23. Februar haben mir sehr wolgethan. Das Bewußtsein, von einem Manne, wie Sie, geschätzt zu

werden, ist doch eine große Erquickung, doppelt in Zeiten großer Niedergeschlagenheit. Man möchte doch nicht gern ganz unnütz gelebt haben. Wie geht es Ihnen? . . .

Keudell wird im Juli Vater!! Hurrah!

Sehr eilig, herzlich

A. v. S.

302. Halle, 4. Mai 84.

Da ich eben im Begriff stehe, mit meiner Frau und Richard nach Schlettau zu fahren, wo ein Geburtstag gefeiert wird, so kann ich Ihren lieben Brief nur flüchtig beantworten, werde aber in den nächsten Tagen ausführlicher schreiben.

Daß mir der Artikel des Mendel'schen Lexicons stets schwer auf der Brust gelegen hat, brauche ich wohl nicht erst zu sagen; auch würde ich auf eigene Hand Correctur geübt haben, wenn sich das für mich geschickt hätte.

Form und Inhalt Ihrer Berichtigung sind wie alles Uebrige, was Sie bisher in Sachen des Ehrenfonds geschrieben haben, unübertrefflich. Nur an einer Stelle erlaubte ich mir einen kleinen Zusatz, weil es durchaus nicht verschwiegen werden darf, daß Sie und nur Sie die Seele des Unternehmens waren. Wer es mitangesehen hat, welche Thätigkeit Sie in dieser Angelegenheit — neben Ihren anderen Geschäften — volle zwei Jahre lang entwickelten, der wird darüber empört sein, daß Ihrer in jener elenden Schmiererei mit keiner Silbe Erwähnung geschah. Mangel an Kenntnis kann hier nicht geltend gemacht werden, denn in Berlin wußte ja alle Welt von der heillosen Mühe, die Sie auf sich genommen hatten! . . .

R. F.

303. Halle, 5. Mai 84.

Einen vernünftigen Grund ausfindig zu machen, weshalb das in Mendel's Tonkünstler-Lexicon schreibende Gesindel

Ihre so hingebende Thätigkeit in Sachen des Ehrenfonds ignorirt hat, hält sehr schwer. Es kann sich hier nur um die Katzenbuckelei handeln, mit der man renommirten Größen nahe tritt, um sich bei ihnen anzuvettermicheln. Wird Liszt mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht, so ist das in der Ordnung, denn er hat durch Vermittlung der Fürstin Hohenlohe in Wien viel ausgerichtet und überhaupt bewiesen, daß er sich für meine künstlerischen Bestrebungen lebhaft interessirt. Wie aber der Geigenkönig dazu kommt, mit dem Ehrenfonds so eng liirt zu werden, darüber hat er sich gewiß selbst gewundert, nahm aber demohngeachtet die Huldigung als selbstverständlich hin. In Berlin ist man in Betreff seiner geradezu stockblind und weiß der Ehren gar nicht genug auf ihn zu häufen. Mir fällt dabei immer Schopenhauer's Citat aus d'Alembert's Beschreibung des Tempels des Ruhmes ein, das folgendermaßen lautet: „das Innere des Tempels ist von lauter Todten bewohnt, die während ihres Lebens nicht darin waren, und von einigen Lebenden, welche fast alle, wenn sie sterben, hinausgeworfen werden." Darüber lassen sich aber Leute vom Schlage jenes Lorbeergekrönten keine grauen Haare wachsen: können sie nur in diesem irdischen Jammerthale die Sahne von der Milch abschöpfen, dann sind sie vollkommen zufrieden gestellt. Doch — habeat sibi! —

Vor einiger Zeit schickte man mir eine Nummer der Musikzeitung: „The musical times", die einen ellenlangen Aufsatz über meine Lieder und Bearbeitungen enthält. Auch des Ehrenfonds wurde Erwähnung gethan und richtig wieder der Artikel aus Mendel's Lexicon abgeschrieben... Statt vor die rechte Schmiede zu gehen, ziehen es die Herren vor, nachzuschwatzen, was ihnen alte Weiber vorgekaut haben! Unsere Zeit brüstet sich so sehr mit ihren historischen Forschungen — sie sollte doch erst dafür Sorge tragen, daß jetzt nicht so colossal gelogen würde, sonst setzt sie sich ja der Gefahr aus, man könnte den stinkenden Quellen, aus denen die historische Schule oft genug zu schöpfen pflegt, ebenfalls keinen Glauben schenken. Leider steht mir

die Zeitschrift nicht mehr zur Verfügung, um sie Ihnen hier beizulegen; es war die Nummer vom 1. Januar 1884 und erschien in London bei Novello, Ewer & Co. Der Schluß des Aufsatzes lautete gar nicht übel: „Rob. Franz ist einer jener stillen, anspruchslosen Menschen, an denen man in der Menge leicht achtlos vorübergeht, die uns aber, wenn wir einmal in nahe Berührung mit ihnen gekommen sind, bezaubern, uns an ihr Herz ziehen und uns dort festhalten mit Fäden, zart wie Spinngewebe und fest wie Eisen." Und über die Bearbeitungen bemerkt der Mann einiges, was sich die Senatoren der musikalischen Sektion unter die Nase reiben könnten. Er nennt die Opposition dagegen eine meist von Pedanten ausgehende, oder von Leuten, die gar nicht wissen, um was es sich handelt: „who did not unterstand the fact of the case." Man schämt sich geradezu, dergleichen in englischen Zeitungen zu lesen! . . .

Vor Kurzem sah ich das Opus I. Eugen d'Albert's, eine Suite in fünf Sätzen für Clavier und war vor freudigem Erstaunen sprachlos, hier einen Stil zu finden, bei dem man Seb. Bach leibhaftig vor sich zu haben glaubte. Nirgends eine Spur von Virtuosen-Mätzchen, sondern überall die maßvollste Solidität, der ich je begegnet bin! . . . Liszt darf auf diesen Schüler mehr wie stolz sein: lernt derselbe das Aroma der romantischen Schule seinen strengen Formen noch ein bischen mehr einzuhauchen, dann wird man etwas von ihm erleben!

R. F.

304.

Halle, 11. October 84.

. . . Daß Sie von der Reise in die Alpen glücklich zurückgekehrt sind, hörte ich zu meiner großen Freude: möge der Ausflug Ihnen recht gute Dienste geleistet haben! Wie sehr gönnte ich mir auch eine solche Erquickung — leider ist mein Kopf in einem Zustande, der Exkursionen, welche das Terrain zwischen Halle und Leipzig überschreiten, verbietet. Die infame Eisenbahn — erst hat sie mir die Ohren

zerstört[1]) und jetzt verbietet sie mir sogar die geringste Erholung.

Es wird Sie gewiß interessiren, daß man in Leipzig zur Einweihung des neuen Concerthauses für den ersten Tag der Feier Händel's Messias in meiner Bearbeitung gewählt hat. Das kann nur dazu dienen, einer von mir seit Jahren angestrebten Thätigkeit in Deutschland Bahn zu brechen, wenigstens wird man sich endlich dazu bequemen, ihr einen prüfenden Blick angedeihen zu lassen. Auch auswärts regt es sich, denn vor Kurzem frug die Verlagshandlung von Novello, Ewer & Co. (London) bei mir an, ob ich ihr meine Rechte auf die Neubearbeitung des Messias für England und die Colonien verkaufen wolle. Dergleichen Rechte habe ich nun keine, weil der von mir unterschriebene Verlagsschein der Kistner'schen Firma den ausschließlichen Besitz der Partitur für a l l e Länder überträgt. Dem Himmel sei's gedankt, daß ich die Zeit noch erlebte, wo die mir mittelst des bekannten Senatsvotums geraubte Künstlerehre durch Thatsachen obiger Art einigermaßen wieder hergestellt wird.

R. F.

305. Halle, den 11. October 1884.

Gnädige Frau Baronin!

Ihrem Wunsche, mein Urtheil über N.'s Compositionen[2]) zu hören, komme ich gern nach, beschränke mich aber dabei nur auf Allgemeines, denn eine ins Detail gehende Kritik würden Sie gewiß als langweilig bei Seite legen.

Nach meiner Ansicht stehen die beifolgenden drei Werke auf jenem fatalen Indifferenzpunkte, wo weder von „gut" noch von „schlecht" geredet werden kann. Der Componist hat das Handwerk vollkommen in seiner Gewalt, und kennt auch die Schlagworte, welche im Salon der Gegenwart

[1]) Vgl. oben S. 8, Anmerkung 1.
[2]) Vgl. Brief No. 293 S. 321.

stets von Erfolg begleitet sind: — wenn man ihn aber in Berlin für einen zweiten Chopin hält, so ist das doch wohl nur im Scherz gemeint. Allerdings hat sich N. diesen Meister zum Vorbild genommen, doch geht es ihm wie allen Nachahmern — er tastet nur an der Schale herum und dringt niemals bis zum Kern vor. Von der bestrickenden Grazie Chopins finde ich keine Spur — noch viel weniger ein Bruchtheilchen von dessen dämonischen Eigenschaften. Dem lieben Publicum ist es eben Bedürfniß, von Zeit zu Zeit ein Individuum auf den Schild zu heben, wobei es ihm dann auf die internen Qualitäten desselben nicht weiter ankommt. Liest man heut zu Tage Referate über neue Kunsterscheinungen, so glaubt man sich von lauter Raphaels, Shakespeares, Seb. Bachs, Beethovens etc. umgeben; wie schnell schwindet aber diese Illusion bei der oberflächlichsten Prüfung! Ich für mein Theil lasse mich nicht mehr anführen und bleibe Grundsätzen treu, welche ihre Anknüpfungspunkte in Werken finden, die „zeitloser" Art sind — denn nur diese lohnen der andauernden Beschäftigung.

R. F.

306. Halle, 29. October 84.

Heute Vormittag waren Ihre lieben Töchter bei uns und haben meiner Frau mitgetheilt, daß die kleine Operation bei Gräfe glücklich verlaufen sei. Ihre Frau Gemahlin hat sagen lassen, sie würde uns besuchen, sobald der Arzt es erlaubte.

Den Herrn von Keudell bitte ich angelegentlich von mir zu grüßen. Sie können garnicht glauben, wie froh ich über Ihr und Sein andauerndes Interesse an meinen künstlerischen Angelegenheiten bin!

In einer New-Yorker Zeitung und in der Wiener Kunst-Chronik wird über mein Opus 52 berichtet und zwar so brillant, daß mir wieder ein Haufen neuer Feinde erstehen dürfte.

Leßmann[1]) hat sich in den letzten Nummern seiner Zeitung meiner ebenfalls energisch angenommen — namentlich trumpfte er Haßler und seinen Anhang tüchtig ab, womit er denn im Grunde genommen nur Chrysander und Spitta traf, denen Haßler bekanntlich als Handlanger dient.

... Verzeihen Sie die Flüchtigkeit meines Schreibens — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

R. F.

307.

Halle, d. 20. December 84.

Beiliegend sende ich Ihnen die Bach'sche Melodie mit einer Begleitung, welche Ihnen hoffentlich mehr zusagen wird, als die armselige Stümperei Zahn's.[2]) Dieser gehört zu den vorgeschrittensten Historikern und lebt meines Wissens in Bayern, wo sich ja die Hauptmucker beider Confessionen niedergelassen haben. Wie es mit dem Gehör des Mannes beschlagen ist, zeigen die castrirten Accorde, bei denen von einer ausdrucksvollen Stimmführung natürlich keine Rede sein kann. Wenn ich das Zeug ansehe, das jetzt für Musik ausgegeben wird, so komme ich mir mehr und mehr wie ein Anachronismus vor: die Fortschrittsmänner auf der einen Seite und die Historiker auf der andern — in solchen Umgebungen kann sich Jemand meines Schlages nicht heimisch fühlen! —

Außerdem erlaube ich mir noch den vor einigen Tagen erschienenen Clavierauszug zum Messias beizufügen. Dresel hat ihn nach der von mir publicirten Partitur angefertigt, denn meine rechte Hand will mir gar nicht mehr pariren.

Am zweiten Weihnachtsfesttage in Leipzig haben sie den Messias in meiner Ausgabe aufgeführt — ein Ereigniß, das gewissen Leuten wie Pfeffer in die Nase gefahren sein wird. Das Werk hat in dieser Form geradezu Furore gemacht — fast jede Nummer ist applaudirt worden! Der Zeit-

[1]) Musikkritiker, Herausgeber der „Allgemeinen Musikzeitung".
[2]) Johannes Zahn (1817—1895), Theologe und Hymnolog zu Altdorf.

punkt rückt also immer näher, in welchem ich mit den Herren Senatoren abzurechnen gedenke, und daß ihnen nichts geschenkt werden soll, darauf können Sie sich verlassen.

Mit lebhaftem Antheil habe ich von Ihrem Besuche bei Frau Jakobson gelesen, die als Hermine Haller[1]) zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehört. In Ihrem nächsten Briefe widmen Sie der lieben Dame wohl ein paar Zeilen! . . .

R. F.

308. Halle, 29. Januar 1885.

Daß es Ihnen immer noch nicht nach Wunsch geht, beklage ich aufrichtig. Unter Anwendung peinlicher Vorsicht kann man jedoch bei diesem Leiden steinalt werden, und an d e r werden Sie es gewiß nicht fehlen lassen. Stets über sich wachen zu müssen, ist freilich kein Vergnügen, hier aber unbedingt nothwendig. — Heute war ich bei Thümmel, mit dem es doch seiner Zeit übel genug stand und fand ihn außerordentlich frisch! . . .

Vor einigen Wochen erhielt ich von Frau Jacobson (Hermine Haller) einen sehr lieben Brief, der auch Ihrer in dankbarer Form gedachte. Natürlich wurde das Schreiben sofort beantwortet. Sie hätten die Dame nur vor 30 Jahren kennen sollen!

Mit meiner Hand sieht es wieder sehr böse aus. Die grimmige Kälte der letzten Tage hat das Leiden offenbar gesteigert: — ich kann ja bei den verkrüppelten Fingern keine Handschuhe tragen! Gestern schaffte ich mir Fäustlinge an und nun ist es wieder mildes Wetter geworden!

Neulich hörte ich von Richard, daß Frau Rosa Papier[2]) in Berlin ein paar Lieder von mir singen wird: in Leipzig war man darüber sehr erstaunt.

R. F.

---

[1]) Sängerin.

[2]) Gefeierte Opernsängerin aus Wien.

309. Berlin, 2. Februar 1885.

Hochverehrter!

Sandte Ihnen Sonnabend Programm. Hatte keinen Augenblick Zeit zu Weiterem.

Der Jubel war bei dem zweiten Lied, wie ich ihn in Berlin nie größer gehört. Vier- bis fünfmal wurde die Sängerin[1]) vorgerufen. Da suchte sie nach einem neuen Lied. Rufe „da Capo" „Dasselbe Lied". Sie sang es. Wieder derselbe Jubel! Neues Lied. Ich suchte sie auf. Herzlichste Grüße für Sie von ihr.

Alles Weitere — darunter manches recht Interessante — hoffentlich bald mündlich.

Herzlichst

Ihr

A. v. S.

310. Halle, 3. Februar 85.

Daß Frau Rosa Papier mit dem „Mailiede" einen so schönen Erfolg gehabt hat, macht mir natürlich große Freude. In Wien sang sie die Nummer ebenfalls mit durchschlagender Wirkung. Das Publicum kann sich nun einmal in Mischempfindungen, bei denen man immer im Zweifel ist, ob Lachen oder Weinen mehr am Platze sei, sehr schwer zurecht finden. Zu dieser Sorte gehört aber der „Frühlingsblick", den ich für eine meiner besten Compositionen halte. Anders steht es mit Liedern vom Schlage „Die Haide ist braun", denn da weiß jeder sofort, woran er ist.

Was wird aber meine liebe Freundin Frau A. zu dem „da capo" gesagt haben? Es ist mir ein wahres Gaudium, die Verlegenheiten der Leutchen, welche meinen Singsang bisher nach besten Kräften zu verdächtigen suchten, noch zu erleben.

---

[1]) Frau Rosa Papier.

In Wien sind meine Lieder sehr en vogue, was ich der Agitation Dr. Schuster's verdanke. Auch im Interesse der Bearbeitungen hat der Mann viel gethan . . .

R. F.

311.

Halle, 25. Februar 1885.

Daß die Ehrenbezeugung der Stadt Halle[1]) mit Händels 200jährigem Geburtstage in Verbindung gebracht worden ist, hebt die Bedeutung des Aktes in Werth und Wirkung weit über ihr Weichbild hinaus. Nicht nur erfahren damit die auswärtigen Freunde von der mir erzeigten Anerkennung, sondern auch anderen Leuten wird erwünschte Gelegenheit geboten, sich weidlich an mir zu ärgern. Wohl bekomme es ihnen!

Vor dem Empfange der Deputation war mir einigermaßen bange, denn die Taubheit macht mich ja in Sachen der Form noch ungeschickter, als ich es von Haus aus bin. Es verlief aber Alles vortrefflich! Richard war zur Hülfe herübergekommen, und Anna Anschütz stand meiner Frau zur Seite: die Leute, der Oberbürgermeister an der Spitze, sind über eine halbe Stunde dageblieben. Das Diplom ist übrigens ein wahres Kunstwerk, was Sie gewiß bestätigen werden, wenn Sie gelegentlich wieder in Halle sind. — Der Messias hat bei der Zuhörerschaft, die Kopf an Kopf stand, einen gewaltigen Eindruck gemacht.

R. F.

312.

Halle, 10. Juli 85.

. . . In diesen 10 Tagen habe ich mir geradezu Blasen in die Finger geschrieben[2]) und der rechte Arm schreit Ach und Weh! — An das Raff-Conservatorium in Frankfurt a. M. ging mit der ausdrücklichen Bemerkung: „H. von

[1]) Franz wurde zum Ehrenbürger ernannt.

[2]) In Dankschreiben für die Glückwünsche zum 70. Geburtstag (28. Juni 1885).

Bülow an der Spitze" eine Dankesepistel ab. Direkt mochte ich Bülow nicht incommodiren, weil zu befürchten stand, daß mir eine ebenso eiskalte und ablehnende Antwort würde, wie vor zwei Jahren bei Uebersendung der Bach'schen C-moll-Suite. Die Artikel meines Schwagers: „zur Würdigung Wagner's", in denen unter Anderem auch Liederhefte von Bülow und Raff scharf kritisirt wurden, zogen mir den Groll dieser Leute zu, weil sie glaubten, daß Hinrichs von mir inspirirt worden sei. Wer aber den kennt, wird darüber lachen, denn niemals ließ er sich von mir beeinflussen und ich habe selbst oft genug unter seiner Feder leiden müssen . . .

Dem Himmel sei es gedankt, daß der 28. Juni überstanden ist — was nun noch folgt, muß in Ergebenheit getragen werden. —

R. F.

313. Halle, 12. Juli 85.

Neulich habe ich Sander Unrecht gethan. Die Dankesanzeigen hat er sofort an den Ort ihrer Bestimmung geschickt: die im musikalischen Wochenblatte übersah ich, weil ich ihr Erscheinen nicht so schnell vermuthete . . .

Bülow's Sympathien für den Brahms'schen Schwulst haben wohl nicht allein sein ablehnendes Verhalten zu mir bestimmt. Nachdem die Aufsätze meines Schwagers erschienen waren, donnerten Bülow und Raff in fulminanten Artikeln n i c h t g e g e n i h n los, sondern g e g e n m i c h! Auch in Weimar war ich eine Zeitlang in Folge der Hinrichs'schen Auseinandersetzungen geächtet. Liszt ist aber eine viel zu noble Natur, als daß dies Mißverständniß hätte lange andauern können. Ja, ja! man braucht nur mit der Oeffentlichkeit zu thun zu haben und kann darauf gefaßt sein, von da an in Unfrieden mit der Welt zu leben . . .

R. F.

314. Berlin, 12. August 1885.

Hochverehrter!

Heute Abend gehe ich auf Umwegen nach der Schweiz und werde, da sich meinem Urlaub noch geschäftliche Reisen anknüpfen, vor Ende September oder Anfang October kaum zurück sein.

Dreierlei, was ich in meinem letzten Briefe leider vergessen, habe ich noch nachzutragen:

1. Den offenen Brief an Hanslick habe ich mit wahrem Entzücken wieder gelesen. In der Sache ist er ja vernichtend, in der Form aber nichts weniger als scharf, sondern äußerst maßvoll und vorsichtig.

2. Die berühmte Aeußerung Joachims lautet: „Interessante Compositions-Versuche eines Dilettanten," bezog sich aber nicht auf Ihre Bearbeitungen, sondern auf Ihre Lieder. Graf S., ein unzweifelhaft zuverlässiger Berichterstatter, hat sie mir noch neulich, Mitte Juli, in Gegenwart eines Zeugen, unseres gemeinsamen Freundes T., wiederholt. Zu ihm äußerte J. dieses unsterbliche Wort (übrigens schon vor 10 bis 12 Jahren). —

3. Ich sprach Anfang Juli mit Frau Rosa Papier, die mich bat, Ihnen die allerherzlichsten Grüße zu senden.

Ihr treu ergebener

A. v. S.

315.

Halle, 15. August 1885.

Dem „offenen Briefe" muß wohl eine größere Bedeutung zugesprochen werden, als Broschüren zu haben pflegen, die sich ausschließlich mit Tagesfragen beschäftigen. Uebrigens geht er seinem Gegenstande nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu Leibe, wie es die Historiker in ihrer Einseitigkeit thun, sondern auch vom künstlerischen, auf den es doch hier hauptsächlich ankommen dürfte. Die Wirkung des Briefes wird aber eine

um so nachhaltigere sein, weil er ohne alle persönliche Gehässigkeit und durchaus sachlich geschrieben ist. Sollte ich aber nochmals gezwungen werden, gegen die Historiker und ihren Anhang Front zu machen, dann wird kein Blatt vor den Mund genommen. Unmöglich ist das gar nicht, denn der große Jo . . . . . hat gegen Schäffer in voller Wuth geäußert: „Die Sache wäre noch nicht aus!" Die Herren mögen nur kommen: uns finden sie bereit!

Wenn jener Biedermann meine Lieder als „interessante Compositionsversuche eines Dilettanten" bezeichnet, so findet das wohl seine Erklärung zumeist darin, daß ich niemals als „Virtuos" aufgetreten bin — also Leuten nicht angehöre, die heut zu Tage in erster Linie das Recht der „Künstlerschaft" für sich in Anspruch nehmen. Sucht man nun gar noch seinen Gesichtskreis über das Handwerk hinaus zu erweitern, dann ist der Dilettant in ihren Augen fix und fertig . . .

R. F.

316. Halle, 10. December 85.

Die Wendung zu Gunsten meiner Bearbeitungen habe ich in erster Linie dem Messias zu verdanken: die Herstellung dieser Partitur war der glücklichste Griff, den ich nur thun konnte. Von der Partitur ist bereits die erste Auflage verkauft und die zweite seit vier Wochen im Handel. Mit dem Clavierauszuge aber steht Gurkhaus[1]) schon bei der vierten Auflage! Diese Thatsachen haben ihm denn dermaßen gefallen, daß er bei mir die Bearbeitung der Bachschen H-moll-Messe bestellt hat — ein Zugeständniß, das ich zum ersten Male erlebe. Leider wird der Zustand meiner Hand der Riesenaufgabe nicht mehr gewachsen sein; definitiv von der Hand gewiesen habe ich sie aber nicht.

Taubert[2]) bitte ich wegen der Schilflieder meinen besten

---

[1]) Verleger.

[2]) Professor Ernst Eduard Taubert, Komponist und Musikschriftsteller.

Dank zu sagen: es gehört heut zu Tage zu den Raritäten, einem Collegen zu begegnen, der auch noch etwas Anderes, als die eigene Waare gelten läßt . . .

Thümmel's Begräbniß hat am Montag stattgefunden, die Theilnahme war eine allgemeine und hat Halle selten einen solchen Leichenzug gesehen: die Universität, das Gericht, die Kirchenpresbyterien und die städtischen Behörden — Alles war vertreten! Ein Mensch von dieser selbstlosen Herzensgüte wird aber auch so leicht nicht wieder geboren!

R. F.

317.

Halle, 4. Januar 86.

Aus vollem Herzen stimme ich Ihren Wünschen bei, denn wir können es ebenfalls gebrauchen, daß uns das neue Jahr milder behandeln möge, als das soeben verlaufene sich's angelegen sein ließ.

Aus Taubert's Bericht in der Post habe ich ersehen, daß Frau Schultze-Asten[1]) einen guten Erfolg mit den Schilfliedern erzielt hat. Auch mein Schwager Hinrichs, der dieser Tage in Halle war, bestätigte es.

In den nächsten Tagen kommt Curt Hermann, der junge Maler aus München, nach Halle, um das Oelbild zum Abschluß zu bringen. Er hatte bereits im November einen Studienkopf entworfen, der gar nicht übel ausgefallen war. Diesen scheint er nun dem großen Bilde, das als Kniestück ausgeführt werden soll, zu Grunde gelegt zu haben und ich bin sehr gespannt, was dabei zu Stande gekommen ist.

In Wien lassen sie mit meiner Musik nicht locker: fast jede Woche bringt etwas von ihr. Außerordentlich werthvoll ist es aber für mich, daß Hans Richter[2]) auf meiner Seite steht. In einem der nächsten Gesellschafts-Concerte führt

---

[1]) Sängerin.

[2]) Hans Richter hatte in Wien schon Bachs Magnificat in der Bearbeitung von Franz aufgeführt. Vgl. auch Procházka S. 129 f.

er meinen doppelchörigen Psalm auf, der unter seiner Leitung sicherlich die von mir beabsichtigte Wirkung machen wird.

R. F.

318.

Halle, 4. August 86.

Gestern bin ich von meiner Reise recht befriedigt nach Halle zurückgekehrt. Es war aber auch hohe Zeit, daß ich wieder einmal frische Luft schnappte, denn ich kam seit zehn Jahren aus meiner lieben Vaterstadt nicht heraus! Die meiste Zeit bivouakirte ich in Tautenburg, die letzten Tage jedoch in Weimar, wo mich leider die Nachricht von Liszt's[1]) Tode ereilte! Ist derselbe für die Kunst schon im Allgemeinen ein schwerer Schlag, so trifft er die Anhänger der neudeutschen Schule doppelt und dreifach! Jetzt wird die Hochschulen-Clique ihre dürren Lenden gürten, um sich der vacant gewordenen Suprematie in musikalischen Dingen zu bemächtigen: ob mit Erfolg, steht zu bezweifeln. Es ist ein wahrer Jammer, daß man in der Kunst vom Personenkultus gar nicht mehr loskommen kann.

. . . Wenn ich zu Ihnen gesagt habe: „Sie sind Hypochonder und lassen den Kopf hängen," so dachte ich dabei gewiß lebhaft an meine eigene Verfassung, welche ja die Dinge selten im rosigen Lichte, dagegen häufig in pechschwarzer Farbe anzuschauen pflegt. Wie sehr Sie sich zu beherrschen verstehen, habe ich oft genug erfahren.

R. F.

319.

Berlin, 27. October 1886.

Hochverehrter!

Leider hat sich meine Heimkehr doch länger hinausgezögert, als ich in Frankfurt annahm. Meine Karte haben Sie gewiß erhalten. Hier fand ich Ihr Packet nebst Brief

[1]) Liszt starb am 31. Juli in Bayreuth, wo er noch Parsifal und Tristan gehört hatte.

vor; im Begriff Berlin wieder für einige Tage zu verlassen, will ich doch nicht versäumen, wenn auch in Eile, mich bei Ihnen zu melden.

Haben Sie herzlichsten Dank für die herrliche Gabe, die ich bald in Ruhe zu genießen hoffe! —

Der Artikel des neuen musikalischen Anzeigers[1]) hat mich erfreut — aber herzlich betrübt mich die Nachricht, daß nun auch Richard leidend ist. Hoffentlich geht das bald vorüber.

Eiligst

Ihr sehr dankbarer

A. v. S.

320.

Halle, den 28. October 86.

Die Postkarte aus Frankfurt ist richtig hier eingetroffen, ich würde sie sofort beantwortet haben, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte.

Daß es Ihnen noch immer nicht nach Wunsch geht, lese ich mit großer Betrübniß. Da sich aber das Leiden nur in weiten Zeitabständen und noch dazu in geringer Ausdehnung zeigt, so kommt es sicherlich recht bald zum Stillstehen: bei Ihrer kräftigen Constitution unterliegt das gar keinem Zweifel . . .

In den letzten Tagen mußte ich wieder einmal das Zimmer hüten. Beim Aufstehen warf mich nähmlich ein heftiger Schwindel über den Haufen und derartige Anfälle pflegen ja allerhand Molesten hinter sich herzuschleppen. Aufrichtig gestanden, ich habe vor dem nächsten Winter einiges Grauen!

In Halle werden jetzt alle Interessen vom neuen Theater, das dem Stadtsäckel praeter propter 1½ Millionen Mark gekostet hat, absorbirt. Concerte und dergleichen kommen in

---

[1]) Vom October 1886. Enthielt eine biographische Skizze von Robert Franz und einen von A. Naubert verfaßten Artikel: „Robert Franz als Bearbeiter Bach'scher Werke."

dieser Saison schwerlich zu Stande, weil niemand sie besuchen wird. Wie froh bin ich, daß ich mit diesem Krame nichts mehr zu thun habe! Neulich war das Publicum in hellen Haufen versammelt, um den „Figaro" mitanzuhören, als plötzlich eine große Wasserröhre in der Kuppel platzte und die ganze Scene überschwemmte: ein böses Omen! —

R. F.

321.

Halle, den 7. November 86.

Sollte sich's um mein Urtheil über einen der jetzt lebenden Componisten handeln, dann werde ich um so lieber Ihren Rath befolgen, als mir der moderne Kram ohnehin bis zum Halse hinaufsteht. Auch habe ich seit Jahr und Tag dies verlogene Zeug der Nachahmer Wagner's und Liszt's links liegen lassen, bin also zu einer Kritik seiner Autoren nicht berechtigt. —

In nächster Zeit wird uns Frau Rosa Papier besuchen, worüber wir sehr erfreut sind. Heute singt sie in Leipzig im neuen Gewandhause und trägt ein Lied von mir mit vor, das meines Wissens noch niemals auf einem Concertprogramme erschien. Es ist Nr. 6 des Op. 20 „im Herbst". Daß gerade dies Lied von der Dame zu Ehren gebracht wird, ist mir besonders werthvoll, denn mit ihm fiel ich vor einigen dreißig Jahren bei Gelegenheit einer von Hamburg ausgeschriebenen Concurrenz, an der ich mich dummerweise betheiligt hatte, glänzend durch und konnte sich mein Singsang nicht einmal bis zu einer Censur aufschwingen. Allerdings war der Bänkelsänger Krebs damals Preisrichter und von dem ließ sich ja nicht anderes erwarten!

Frau Rosa wird in Wien Händel's Altarie aus dem „Tolomeo"[1]) singen, von deren Einrichtung der Herr Baron v. Keudell sagte, sie allein wäre schon eine Ehrendotation werth. Sie beginnt mit: „Stille amare!"

R. F.

[1]) „Tolomeo", Oper von Händel, 1728 componirt.

322. Halle, den 1. Januar 87.

. . . Wie man mir aus Wien schreibt, ist dort ebenfalls die Kunde eingetroffen, daß meine Lieder nur „interessante Versuche eines Dilettanten" wären . . . Auch die vor Jahren von Julius Stern inscenirte „Somnambule",[1]) welche mir die unter meinem Namen erschienenen Lieder vorsingt und darauf die von mir verbrochenen Schulschnitzer herauscorrigirt, setzte ihre gespensterhafte Reise bis zur blauen Donau fort: man hat sie mir aber dort gleich zur Frau gegeben, damit die nöthige Hilfe recht schnell bei der Hand sei. Was soll man nur zu solchen Albernheiten sagen? Mein Kram muß doch den Neidhammeln stark in den Gliedern liegen, denn sonst würden Sie nicht zu so abgeschmackten Mitteln greifen, um ihn zu verdächtigen. —

R. F.

323. Halle, den 19. Januar 87.

Daß Sie meiner aufrichtigen Theilnahme bei dem Unglück, das einen Ihrer nächsten Angehörigen[2]) betroffen hat, versichert sein können, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. In den Zeitungen las ich wohl von der Katastrophe, wußte aber nicht, daß sich's um Ihren Herrn Bruder handle, den ich als Gutsbesitzer in Pommern lebend glaubte! . . .

Gestern übersandte ich Ihnen eine Replik[3]) von mir, welche die hiesige Saalezeitung gebracht hat. Ich bin mit den Angelegenheiten des Choralbuches für die Provinz Sachsen eng verwebt und werde Ihnen darüber nähere Auskunft geben, sobald sich meine Hand einigermaßen gekräftigt

---

[1]) Vgl. Brief 43 S. 62.

[2]) Der Bruder des Herrn v. Senfft, Ernst Senfft von Pilsach, starb plötzlich in Folge eines Unfalls im Elsaß.

[3]) Julius Schäffer hatte ein „Choralbuch für die Provinz Sachsen" herausgegeben. Franz schrieb darüber in der Saale-Zeitung vom 19. Januar 1887, Beilage No. 15.

hat — jetzt kann ich kaum den Bleistift zwischen den Fingern halten . . .

R. F.

P. S. Die Tage werden auch wieder hell!

324. Halle, 14. Mai 87.

Daß Schusters Artikel Ihren Beifall gefunden hat, macht mir große Freude. Schuster ist es einzig und allein, der als Schriftsteller in Betreff meiner frei von der Leber weg redet und die albernen Mäkeleien, mit denen man dergleichen Essays gewöhnlich verbrämt, zu vermeiden versteht. Der Aufsatz wird jedenfalls die Wangen gewisser Leute grüngelb vor Neid anlaufen machen — hierin irre ich mich schwerlich, denn Schuster hat mich einen Blick in seine Originalcorrespondenz mit Franzos[1]) werfen lassen, aus dem zur Genüge hervorging, daß dieser . . . händeringend einer solchen „Huldigung" gegenüberstand und himmelhoch um Milderung bat. Dem ..... Finken muß wohl erst von allen Seiten zugebrüllt werden: „Sieh da, das ist ein Kerl!" bevor er zu glauben beginnt. Auch hat es wohl Franzos verschnupft, daß ich's ihm deutlich merken ließ, wie wenig mir an der Beachtung unserer Salonblätter gelegen ist . . .

Bricht Dr. Prieger[2]) die Correspondenz mit mir nicht selbst ab, i c h werde es schwerlich thun! Seine unaufhörlichen Nörgeleien zwingen aber dazu, ihm von Zeit zu Zeit die Pistole auf die Brust zu setzen, — weiß er sich nun nicht mehr zu helfen, dann wird er eklig und ich es noch mehr! So wußte er neulich über Haym's[3]) gediegenen Aufsatz nichts weiter zu sagen, als daß sich über Einzelheiten rechten ließe. Als ich ihn darauf bat, mir dergleichen Einzelheiten zu meiner Belehrung anzugeben, verschwand er plötzlich vom Schauplatz und ist mir bis heute die Antwort schuldig

[1]) C. E. Franzos, Schriftsteller.

[2]) Dr. Erich Prieger, Musikgelehrter.

[3]) In der „Allgemeinen Zeitung" über das von J. Schäffer bearbeitete Choralbuch der Provinz Sachsen.

geblieben. Ich halte ihn aber am Knopfloch fest, ohne dabei zu vergessen, daß er mich verschiedene Male, zur Bearbeitung Bach'scher Compositionen, die mir bis dahin nicht zu Gesicht gekommen waren, angeregt hat, wofür ich ihm zu danken habe. Residirt Prieger in Bonn, so läßt sich mit ihm reden — die Berliner Luft scheint jedoch bedenklich auf seine kritische Ader einzuwirken. Sollte er sich nicht hin und wieder einen Floh in's Ohr setzen lassen? . . .

R. F.

325.

Halle, 24. Mai 1887.

Beiliegend übersende ich Ihnen ein Exemplar der neulich in Aussicht genommenen Photographie der Bleistiftskizze Fräulein Lisbeth Erbers. Soweit ich sehen kann, ist dieselbe wohl gelungen, obschon ihr der geistige Hauch etwas fehlen mag, der dem Original eigen ist. Wenn ich Sie ersuche, das Bild nur Leuten zu zeigen, von denen man überzeugt sein kann, daß sie das Komische meiner äußeren Erscheinung nicht auf den inneren Gehalt meiner Compositionen übertragen, so spreche ich damit gewiß keine Fehlbitte aus.

Außerdem finden Sie noch einen Artikel „dem Andenken Osterwald's" gewidmet, wo im ersten Theile das Verhältniß zwischen ihm und mir näher beleuchtet wird. Vielleicht trägt dieser Essay dazu bei, die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Lyrik des Dichters mehr zu lenken, als bisher der Fall war. Für die Musik sind die Gedichte Osterwald's eine wahre Fundgrube.

Indem ich von Herzen wünsche, daß Ihnen die Karlsbader Kur recht gut bekommen sein möge, bin ich

Ihr R. F.

326.

Halle, 24. Juni 87.

Schon längst würde ich den liebenswürdigen Brief, welchen Sie mir kurz vor Ihrer Abreise aus Karlsbad schrieben, beantwortet haben, wäre mir nur Ihre Adresse

bekannt gewesen. Heute hatte ich jedoch bereits die Feder zum Schreiben angesetzt, da jener Brief von Ihrer Anwesenheit Ende des Monats in Berlin sprach.

Daß Ihnen die Photographie nicht mißfallen hat, freut mich sehr, noch mehr aber die Güte, mit der Sie auf meine Bitte eingegangen sind. Wenn ich auch dem Urtheile des Publicums über meine persönliche Erscheinung keinen allzu großen Werth beilege, so gibt es doch dabei eine Grenze, die nicht ungestraft ignorirt werden darf.

Es ist ganz richtig, daß zwei meiner Lieder von Osterwald unterdichtet worden sind:

1. In dem Dornbusch blüht ein Röslein
2. Vor meinem Fenster regt die alte Linde.

Beide Nummern sind in Opus 26 enthalten: damals schickte ich Osterwald nur die Melodieskizzen zu und konnte mich nicht genug wundern, wie fein und tief er in den Gehalt derselben eingedrungen war, denn seine Verse machten durchaus den Eindruck, als ob sie spontan von mir componirt wären. Selten wird man wohl ein Talent finden, das sich so anzuschmiegen verstand wie das meines lieben Freundes. —

Ihre Ansichten über Doktor Prieger habe ich mir gehörig hinter die Ohren geschrieben. Seine Schwächen sind ja seinen Vorzügen gegenüber kaum der Erwähnung werth. Er ist aber ein Streithahn und ich bin ebenfalls einer, — da pflegt es denn ohne Reibungen nicht abzugehen.

. . . Die heilsamen Folgen Ihrer Kur werden gewiß nicht ausbleiben — sie sind ja stets das Wesentliche derselben. Mir geht es so: lala! Kopfschmerzen und Schwindel werde ich gar nicht mehr los . . . Wissen Sie denn nicht, wo sich Herr von Keudell niedergelassen hat?

R. F.

327. Berlin, 4. Juli 1887.

Hochverehrter!

Thut mir herzlich leid, daß ich Ihren Geburtstag vergessen, den Tag, dem wir so viel verdanken.

Rein im Berliner Wirbel vergessen. Abreise meiner Familie in das Seebad. Uebernahme der Geschäfte von Seiten meines in Urlaub gehenden Collegen.

Herzlichen Glückwunsch!

Treuergebener

A. v. S.

Dankend erhielt ich Ihre Zeilen vom 24. v. M.

Keudell weilt noch mit seiner Familie in Schöneck am Vierwaldstätter See. Läßt sich auf seiner Besitzung Hohen-Lübbichow in der Neumark nieder, wird Winter 6 Monate in Berlin leben. —

Ich genieße jetzt Abends Ihr Choralbuch und erfreue mich herzlich an der herrlichen Stimmführung.

D. O.

328. Halle, den 5. Juli 1887.

Schönsten Dank für die freundlichen Glückwünsche, die mir zu jeder Zeit gelegen kommen. Der 28. Juni hat mir wieder viele Ueberraschungen gebracht, aus denen deutlich hervorgeht, daß sich der Kreis derer, die sich für meine Lieder interessiren, täglich erweitert. Was soll man aber zu dem Verhalten meiner entschiedensten Widersacherin Frau Joachim sagen, die an diesem Tage 6 meiner Lieder und zwar mit durchschlagendem Erfolge in Cöln gesungen hat? Als ich diese Nachricht las, bin ich vor Erstaunen fast vom Stuhle herunter gefallen. Und die Dame traf gar keine üble Auswahl!

1. „Und wo noch kein Wanderer 'gangen".
2. „Ach ihr Wälder, dunkle Wälder".
3. „Ein Stündlein wohl vor Tag".
4. „Verfehlte Liebe, verfehltes Leben".
5. „Komm zum Garten, zu dem wohlbekannten".
6. „Die Haide ist braun".

Es passiren heut zu Tage eben Zeichen und Wunder!

In der letzten Zeit sind mir von verschiedenen Seiten Nachrichten zugegangen, daß man in Frankreich (!) von meinen Liedern und Bearbeitungen sehr ernst Notiz nimmt...

Daß Herr von Keudell von nun an den Winter in Berlin zubringen wird, ist der guten Sache wegen von Wichtigkeit. Die „Stockmusikanten", von denen es ja in der Reichshauptstadt wimmelt, müssen in Leuten von wahrer Bildung ein Gegengewicht erhalten — dann bessert sich dort Manches ganz von selbst.

Es ließ sich schon erwarten, daß Sie an der Stimmführung, die im Schäffer'schen Choralbuch vorherrscht, Ihre Freude haben würden. Hans Haym hat über das Buch einen vortrefflichen Artikel[1]) geschrieben, den ich Ihnen hiermit übersende. Den Aufsatz über Händel's Messias können Sie behalten, er ist auch nicht von Stroh.

R. F.

329. Berlin, 6. Juli 1887.

Hochverehrter!

... Amalie Joachim: Was habe ich in früheren Jahren an ihr herumgearbeitet!!

Die sechs Lieder, die sie gesungen, sind nicht schlecht gewählt. No. 2, 4, 5 und 6 erinnere ich mich deutlich, ihr mit N a c h d r u c k eingepumpt zu haben — No. 1 auch — wenigstens habe ich es ihr empfohlen!

Endlich! giebt sie es wieder von sich! — Herzlichen Dank. Sehr interessirten mich die Aeußerungen des Franzosen.

Nächster Tage noch eine Nachschrift.

Ihr A. v. Senfft.

330. Halle, 9. Juli 1887.

... Von Sander erhalte ich soeben einen Brief, der des Lobes voll über den Gesang der Frau Joachim ist. Er schreibt:

[1]) Vgl. Brief 324 S. 345.

„Die Miletiner Wälder[1]) knüpften an das Trio des Böhmen Dvořak, das wenig befriedigt hatte, an und versetzten die Hörer sofort in die richtige Stimmung. Man vernahm von der Frau ein Stück ihrer eigenen Herzensgeschichte. Sie sang mit einer Wärme und Wahrheit, die ihr unter dem Einflusse ihres akademischen Eheherrn abhanden gekommen waren. Den meisten Beifall fand die „Frühlingsliebe" und „Die Haide ist braun", worin sie sich selbst übertraf. Ich wohnte in Cöln bei sehr angenehmen Leuten. Die junge Frau vom Hause nimmt nur sehr geringen Antheil an musikalischen Dingen und ist gegen Frau Joachim besonders eingenommen. Trotzdem versicherte sie mir, daß der Vortrag Ihrer Lieder ihr eine wahre Erbauung und Erquickung gewesen sei. So ist es gewiß vielen ergangen" . . .

Niemals zweifelte ich, daß die Dame . . . gegen meine Lieder aufgehetzt wurde und dann nach Frauenart scharf ins Geschirr ging; um solchen Angriffen zu widerstehen, dazu gehört ein sehr gefestigter Charakter. Seiner Zeit erlebte ich ja an der Jenny Lind[2]) Aehnliches — die soll sich jetzt ebenfalls eines Anderen besonnen haben. Alles ändert sich auf Erden — nur die Kunst, insofern sie die echte ist, unterliegt in ihrem Kern keinem Wandel.

R. F.

331. Halle, 15. Juli 87.

Sie haben sehr Recht, daß die Mohrenwäsche ein undankbares Geschäft sei. Zuweilen gehört aber große Ueberwindung dazu, ungerechten Angriffen mit Stillschweigen zu begegnen, zumal wenn sich's herausstellt, daß die wegwerfenden Urtheile von einer völligen Unkenntniß der getadelten Objekte begleitet sind. So erhielt ich gestern einen Brief von Sander, in welchem er mir von dem Eintreffen der beiden „Merker": Deppe[3]) und Schröder[4]) zur Begut-

[1]) „Ach ihr Wälder".
[2]) Jenny Lind (1821—87), eine hochgefeierte Sängerin.
[3]) Ludwig Deppe, Komponist und Kapellmeister.
[4]) Karl Schröder, Komponist und Dirigent.

achtung des Wagner-Cyclus in Leipzig Mittheilung macht. Aus gelegentlichen Aeußerungen des Erstgenannten sei eine große Geringschätzung gegen Alles, was Bearbeitung heißt, hervorgegangen; bei näherer Beleuchtung habe sich's jedoch herausgestellt, daß er noch nicht eine einzige Note meiner hierauf bezüglichen Thätigkeit angesehen habe. Nun hat ja der Mann zu wiederholten Malen Oratorien von Händel zur Aufführung gebracht und sie zu diesem Behufe eingerichtet — auf die eigene Waare scheint er also jene Geringschätzung nicht auszudehnen. Daß er von diesen Dingen so gut wie Nichts versteht, geht aus einer Stelle seines offenen Berichtes an den Minister Falk hervor. Seite 4 und 5 desselben wird Joachim in der wegwerfendsten Weise heruntergerissen und namentlich wegen einer Nummer aus Händel's Saul als Ignorant gekennzeichnet. Deppe schreibt: „Die in der deutschen Händelgesellschaft von fremder Hand hinzugefügten Noten für Klavier hatte Herr Joachim zu ändern gesucht; aber man sollte wahrnehmen, daß Stimmführung eine terra incognita für ihn sei; denn er ließ die Instrumentaleinleitung, bei welcher die Häßlichkeit des von fremder Hand hinzugefügten Satzes am widrigsten hervortrat, unverändert stehen — für sein Wissen ein Armuthszeugniß, wie man es schlimmer sich nicht denken kann. Dieser Satz erfordert eben einen Contrapunktisten."

Nun giebt es unter Händels Werken kaum eine zweite Nummer, wo contrapunktische Formen weniger am Platze wären, wie in dem harmlosen Sätzchen: „wenn Jonathan den Bogen zog", das durchaus auf eine accordische Begleitung berechnet ist. Joachim hatte also sehr Recht, wenn er den Spuren der deutschen Händelgesellschaft folgte. Das scheint man denn auch seiner Zeit in Berlin begriffen zu haben, denn Rickert[1]) sprach bei Gelegenheit der Verhandlungen über das provisorische Statut der Hochschule von Verleumdungen. Seitdem ich jenes denkwürdige Wort: „Dieser

[1]) Abgeordneter.

Satz erfordert eben einen Contrapunktisten" gelesen habe, ist Deppe in Sachen der Bearbeitungsfrage für mich nicht mehr vorhanden; er mag ein routinirter Dirigent sein — mehr gewiß nicht! Der gehört ebenfalls zu den Leuten, bei denen die Kunst aufhört, wo sie bei uns erst anfängt.

Man muß übrigens Deppe beipflichten, wenn er den Tonsatz der deutschen Händelgesellschaft „widrig" nennt. Da machte ich mir denn vor Jahr und Tag den Spaß, „Jonathan's Bogen" zu bearbeiten, wobei eine Ariette zum Vorschein gekommen ist, die sich gewaschen hat. Vielleicht gebe ich sie, falls ich eine gute Uebersetzung des englischen Textes auftreiben kann, heraus. Jetzt fehlt mir leider Freund Osterwald!

Trotz aller Verdächtigungen machen die Berliner Herren meine Bearbeitungen doch nicht todt! Am 4. Juli hat Hans Richter Bach's Magnificat unter Zugrundelegung der von mir herausgegebenen Partitur mit dem größten Erfolge in London zur Aufführung gebracht und für das im nächsten Jahre in Birmingham stattfindende Musikfest wurde dasselbe Werk nebst meinem doppelchörigen Psalm ins Programm aufgenommen. Den doppelchörigen Psalm habe ich nun vor so und so viel Jahren dem Berliner Domchore gewidmet — von einer Aufführung desselben seitens dieser Corporation, die doch schon die Höflichkeit geboten hätte, ist mir noch nichts zu Ohren gekommen. Das läßt tief blicken! . . .

R. F.

332.

Halle, 11. October 87.

. . . Die Frau Baronin ist zweimal bei uns gewesen: zuerst mit der ältesten Baronesse und später mit allen Dreien. Das heiße ich mir aber liebenswürdige Kinder, auf die Sie mit Fug und Recht stolz sein können! Eine solche Frische und Natürlichkeit, wie sie sich hier trotz der Berliner Atmosphäre gebildet hat, hätte ich nun und nimmermehr für möglich gehalten. Den meisten Antheil haben jedoch sicherlich die Eltern an diesen seltenen Vorzügen! —

Im Gespräch beschäftigten wir uns mit Taubert, der von mir Material über die monströse Lucas-Passion haben will. Diesem Wunsche entsprach ich sofort und steht zu hoffen, daß Taubert dem Herrn S. nicht nur etwas auf die Finger, sondern auch noch anderswohin klopfen wird. Dieser historische Charlatan scheint Schäffer's Broschüre bereits vergessen zu haben und da wird ihm denn eine Auffrischung seines Gedächtnisses zu gönnen sein. Nur der bodenlosesten Verblendung und der ausgeprägtesten Dummheit in musikalischen Dingen konnte es möglich werden, ein so elendes Machwerk, wie es die Lucas-Passion ist, einem Meister vom Schlage Seb. Bach's aufzudrängen. Eine colossale Blamage kann gar nicht ausbleiben!

... Seit acht Tagen quäle ich mich mit der Höllenarbeit einer gründlichen Revision der drei Albums für eine tiefe Stimme herum. Daß ich an diesen Einrichtungen nicht betheiligt bin, ist Ihnen bekannt. Ich warf denn auch seit dem Erscheinen der Sammlungen keinen Blick in dieselben und wurde erst kürzlich von Hans Haym darauf aufmerksam gemacht, daß sie von unzähligen Stichfehlern strotzten. Sofort ließ ich mir vom Dr. Abraham die drei Bände herüberschicken und sah nun mein blaues Wunder! Daß solche abscheulichen Formen Jahre lang unter meiner Firma in der Welt umherlaufen durften, ist denn doch eine Thatsache, die ich bis an's Lebens Ende nicht verwinden werde. 25 Nummern haben die Wichte transponirt, ohne daß der geringste Grund dazu vorhanden war! Einige 15 bringen Tonarten, in denen sich die Begleitung gar nicht spielen läßt! Von Doppelkreuzen und Doppelbeen wimmelt's überall und mit der Singstimme wird bis zum tiefen F heruntergegangen! Gegen dergleichen Verhunzungen that ich natürlich Einspruch und bin gespannt, ob man in der von mir angegebenen Weise Abhülfe schaffen wird. Geschieht es nicht, so protestire ich in den Fachblättern — das bin ich meiner künstlerischen Reputation schuldig.

R. F.

An E. E. Taubert.

Halle, 12. October 1887.

Mein lieber Herr Taubert!

Gestern hörte ich, Sie hätten die Absicht, das Concert des Herrn Ochs, in welchem die Lucas-Passion aufgeführt werden soll, einer eingehenden Besprechung zu unterwerfen und wünschten zu dem Ende einiges die L.P. betreffende Material von mir. Sehr gern komme ich hiermit diesem Verlangen nach, denn der Schwindel, den man von Seiten der historischen Blase mit jener Composition treibt, hat nachgerade eine Höhe erreicht, die Jeden, der es mit der Kunst ehrlich meint, empören und zur Abwehr nöthigen muß.

Darf man den fadenscheinigen Hypothesen Spitta's Glauben schenken, so hat Seb. Bach die Lucas-Passion in Leipzig, also zur Zeit seiner Glanzperiode, copirt, aber nicht componirt. Welche Vorlagen er abschrieb, bleibt verschwiegen. Der große Historiker verlegt das Entstehen des Werkes in die Weimar'sche Zeit Bach's. Diese weist jedoch Compositionen vom Schlage der Cantate: „ich hatte viel Bekümmerniß" auf: es schien daher räthlich, noch ein paar Jährchen zurückzugreifen und die L.P. nach Mühlhausen zu dirigiren. Leider setzte Seb. Bach in der alten Reichsstadt die drei Cantaten: „aus der Tiefe rufe ich", den „actus tragicus" und „Gott ist mein König", deren letzte unter Anderen die Chorarie enthält: „Du wollest dem Feinde nicht geben die Seele deiner Turteltauben", die an Kühnheit der Conception und Großartigkeit der künstlerischen Gestaltung unübertroffen dasteht. — Bach war damals 23 Jahre alt! — Wer solche Werke schreiben konnte, müßte schlechterdings bei Abfassung eines Monstrums, wie es die L.P. ist, betrunken gewesen sein!

Der flüchtigste Blick in den Clavierauszug wird Ihnen zeigen, weß Geistes Kind die L.P. ist. Trivialität, mit Ungeschick verbunden, reichen hier einander die Hände — ganz zu schweigen von den Schulschnitzern, die dem jämmerlichsten Abc-Schützen Ohrfeigen zuziehen würden. Die

Choräle namentlich stellen sich in einer Stimmführung dar, bei der Ihnen die Haare zu Berge stehen werden; außerdem begegnet man hier jeden Augenblick Intervallverdopplungen, die zu den schnödesten gehören, was sich an häßlichen Klangverhältnissen nur denken läßt. Sehen Sie sich z. B. den Tonsatz zu der Melodie: „O Haupt voll Blut und Wunden" — es ist glaube ich der erste Choral — darauf an und Sie werden mir Recht geben, wenn ich im Scherz behaupte, daß Bach als Wickelkind vor Entsetzen laut aufgeschrieen hätte, falls ihm ein solches Getön in die Ohren dröhnte. Meint nun Spitta: „Sorgfältigkeit des Satzes kann man diesen Chorälen nicht absprechen", so wird aus dieser einen Bemerkung klar, daß er gar keine Ahnung von der Reinheit des Satzes hat.

Dergleichen Mängel sind zwar gravirend genug, kommen jedoch der Styllosigkeit des künstlerischen Ausdrucks gegenüber kaum in Betracht. Es ist Alles jene hohle Phrase, die damals als Gemeingut unter den Durchschnittsmusikanten florirte. Mag nun auch Bach in seltenen Fällen — interdum bonus Homerus dormitat — nicht ganz auf der Höhe seines Kunstschaffens gestanden haben, zu so ledernen und armseligen Bässen, wie sie uns in der L.P. auf Schritt und Tritt mit bleiernem Auge anglotzen, ist er niemals herabgesunken! Und nun sucht Spitta gar noch die Arien als Nachbilder der Händel'schen Operngesänge aufzuschwatzen und beweist damit nur, daß sein Urtheil auch auf diesem Gebiete von einer haarsträubenden Flachheit ist. Der Radamist gehört zu den frühesten Opern Händels und strotzt doch von Arien, in denen jeder Ton einer Goldstufe gleicht — nur ein depravirter Geschmack kann die Arien der L.P. als von solchen Prachtstücken beeinflußt dem Publicum aufdrängen wollen. In diesen Dingen darf ich schon ein Wort mitreden — meine Bearbeitungen geben mir ein Recht dazu. —

Es ist schon zu begreifen, daß die von Eitelkeit und Ehrgeiz angefressenen Historiker unermüdlich nach der

fünften Passion, die Seb. Bach geschrieben haben soll, angelten, denn sie mußte ja der Ueberlieferung wegen gefunden werden. Als primus omnium schnüffelte natürlich der Bachbiograph Spitta in alten Scharteken herum und da er niemals um halsbrechende Hypothesen in Verlegenheit war, so fischte er denn auch eine Kaulquappe auf, deren Aeußeres seinen Wünschen entsprach: war es doch Bachs Handschrift, mit der das Unmögliche möglich gemacht werden konnte! Daß Mendelssohn die Partitur, als sie ihm von Hauser sen. zur Begutachtung vorgelegt wurde, mit den Worten ablehnte: „Wenn das von Sebastian ist, so lasse ich mich hängen," irritirt den Berliner Senator keinen Augenblick, denn was hat wohl das Urtheil eines Künstlers ersten Ranges einem „Forscher" gegenüber zu bedeuten? Absolut nichts! . . . Hinlänglich bekannt ist es, daß Bach an seinen Compositionen bis ans Lebensende gebessert und gefeilt hat. Sollte er bei der Lucas-Passion, die vollkommen geeignet war, ihn an den Pranger zu stellen, eine Ausnahme gemacht haben? Wer's glaubt, wird selig! Hat er das Manuskript wirklich angefertigt, dann werden ihn ganz andere Gesichtspunkte bestimmt haben, als die Rettung eines ganz schäbigen Jugendwerkes: die crassen Schulschnitzer und die Abscheulichkeiten des Tonsatzes konnte er unmöglich durch ein nochmaliges Copiren verewigen wollen . . .

Schließlich rate ich Ihnen an, daß Sie sich beim Citiren der Schulschnitzer u. s. w. nur auf den Clavierauszug berufen, damit nicht etwa von Seiten der Historiker auf bessere Lesarten des Autographs recourirt werden kann. Solche Jesuitereien sind den Meisten schon zuzutrauen (die Bach-Biographien beruhen ja lediglich auf einer sophistischen Grundlage), weil z. Z. Niemanden Bach's Manuskript zur Verfügung steht als dem Besitzer Hauser jun. in Karlsruhe. Dörffel, der den Clavierauszug zusammengestümpert hat, ist aber ein Pedant reinsten Wassers, der, darauf läßt sich schwören, keine Note aufnahm, die mit der Partitur im Widerspruch steht. Auch kann Spitta den Leipziger Dr. nicht desavouiren,

weil er ihn als einen Prügelknaben benutzt hat. In der That eine heitere Clique!!

R. F.

333. Halle, 1. Januar 1888.

Erlauben Sie mir, Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zum Jahreswechsel zu sagen und damit die Bitte zu verbinden, mir die alten freundlichen Beziehungen auch fernerhin zu erhalten. —

Gern hörte ich, und wenn es nur in zwei Worten wäre, wie es Ihnen seither ergangen ist. Mit Berlin stehe ich in keiner Verbindung, die mir darüber bestimmte Auskunft geben könnte.

In den nächsten Tagen werde ich Ihnen ein Exemplar einiger 20 von mir ausgearbeiteten geistlichen Lieder Seb. Bach's übersenden. Die Mehrzahl derselben befindet sich schon in der Zahn'schen Sammlung, von deren Erbärmlichkeit Sie mir vor Jahr und Tag ein Pröbchen gaben. Die neuen Formen werden sicherlich größeres Interesse bei Ihnen erregen, wie die Murkeleien des bayerischen Puristen, welche Bach's edle Conturen durchaus zerstören. Man sieht in diesem Falle recht deutlich, wie sehr die Originale durch eine miserable Behandlung geschädigt werden können, denn diese Compositionen lassen ja Seb. Bach als einen Liedermeister ersten Ranges erkennen. Wir wollen nur wünschen, daß dem lieben Publikum recht bald ein Licht darüber aufgeht.

R. F.

334. Berlin, d. 2. Januar 88.

Hochverehrter!

Dank für Ihren lieben Brief vom 11. October vorigen Jahres und 1. Januar dieses Jahres.

Nicht geantwortet. Schrecklich! Warum? Unmöglich. Schreiben — Höllenqualen. Nierenstein rechts! Will nicht weichen! Schmerz chronisch.

Inniges Beileid für Ihre häuslichen Leiden! Ihre arme Frau Gemahlin! Sie Armer selbst!

Mitfühlen! Das verstehe ich aus dem FF.

„Album: tiefe Stimme". Sie erinnern sich, daß Abraham (Peters) zuerst mich bat, Sie aber protestirten! Es wäre besser gewesen, Sie hätten den Dingen damals freien Lauf gelassen. Mein alter Adam war heidenfroh, der Sache ledig zu sein. — — Der neue Adam bedauerte es im Interesse der Sache.

Wie ein Schneekönig freue ich mich auf Bach's geistliche Lieder! Das wird so etwas für mich! Ein Leckerbissen.

Wie es mir ergangen? Hundemäßig! Stete Schmerzen mit immer kleineren Pausen. Unerträglich. Morphiumspritze einzige Rettung. Lange widerstanden, jetzt widerstandslos — d. h. nur für kurze Zeit. Fest hoffe ich auf eine bessere Zukunft, sonst schlage ein Donnerwetter drein!

Ihr getreuer A. v. S.

335. Halle, 3. Januar 88.

Beilaufend erlaube ich mir, Ihnen die 20 geistlichen Lieder Seb. Bach's, von denen ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb, zu übersenden. Wer diese Compositionen bisher zu Gesicht bekam, steht starr und steif vor staunender Bewunderung da!

R. F.

336. Halle, 4. Januar 1888.

Wie sehr mich Ihr Brief ergriffen hat, brauche ich wohl nicht erst zu versichern: eine so unausgesetzte Qual ist ja geradezu schrecklich! Daß Sie sich dabei immer noch den alten Humor bewahrt haben, spricht ebenso sehr von Ihrer Charakterstärke, als es einen Beweis von der Widerstandsfähigkeit Ihrer Natur liefert. Lassen Sie uns daher auf den schließlichen Sieg derselben mit Sicherheit

hoffen! Bei den Schmerzen, die Ihnen das Schreiben bereitet, hätten Sie sich aber nicht zu einem so langen Briefe an mich verstehen sollen: in Ihrem Bureau sind doch Leute genug, die den Auftrag gern ausführen werden, uns von Zeit zu Zeit in ein paar Worten Nachrichten über Ihr Befinden zu geben.

. . . Inzwischen gingen Ihnen wohl die 20 von mir bearbeiteten geistlichen Lieder Seb. Bach's zu — ich bin überzeugt, daß Sie sich im wahren Sinne des Wortes an ihnen erquicken werden. In dieser Musik tritt uns ein Geist nahe, der an Adel und Hoheit schwerlich seines Gleichen finden dürfte. No. 1, 4, 5, 6, 10, 11, 13, 14, 15 und 20 — das sind Kleinodien, wie sie die Kunst garnicht weiter aufzuweisen hat! Wenn Spitta diese Lieder „nebensächliche Arbeiten" nennt und von der „sogenannten Bach'schen Polyphonie", die nur ein „schöner Schein" sei, faselt, so beweist er damit, daß er von dem innersten Wesen der Bach'schen Kunst — trotz der beiden Wälzer — gar keine Ahnung hat. Der muß ein Herz von Stein in der Brust haben, wer bei diesen 20 Liedern kalt und gleichgültig bleibt! —

Können Sie mir wohl durch fremde Hand zu wissen thun, wo sich der Herr Baron von Keudell jetzt aufhält? Ich möchte ihm gern ein Exemplar der Bach'schen Lieder übersenden.

R. F.

337. Berlin, 5. Januar 88.

Hochverehrter!

Herzlichen Dank für die Bach'schen Lieder, die ich mit großer Erbauung und Freude schon durchgegangen habe. Heute Abend ziehe ich mich ins Augustahospital zurück und freue mich schon jetzt, nach meiner Rückkehr in 14 Tagen sie recht nach Herzenslust vornehmen zu können. Für Ihre Zeilen von gestern herzlichen Dank. Nur ein Wort — da wo ich die Lücke lasse — kann ich nicht

lesen: „Daß er von dem innersten Wesen der Bach'schen Kunst — trotz der beiden gar keine Ahnung hat."

Keudell ist hier und wohnt seit gestern Alsenstr. 12. —

Treu ergeben

A. v. S.

338. Halle, 6. Januar 1888.

Das Ihnen undeutlich gebliebene Wort soll wahrscheinlich „Wälzer" (Unflathe von Büchern) heißen. Jeder Band der Bachbiographie umfaßt 1000 Seiten — sage tausend Seiten: in denen kann denn schon mancher Blödsinn stehen! Bei Gelegenheit des Streites mit Schäffer behauptet Herr Spitta: „Das Accompagnement des Bach'schen Basso continuo wäre seinem Wesen nach der Polyphonie entgegengesetzt." —

Die 20 von mir bearbeiteten geistlichen Lieder widerlegen diese Behauptung gründlicher, als es lange Abhandlungen zu thun vermöchten . . .

Indem ich von Herzen wünsche, daß die Operation einen guten Verlauf nehmen und Ihnen dauernde Hülfe schaffen möge, bin ich

Ihr dankbar ergebener

R. F.

339. Halle, 12. Januar 1888.

Soeben theilt mir Dr. Prieger mit, daß Sie die Operation glücklich überstanden haben und dieselbe sich auch von gutem Erfolg begleitet zeigt. Wie sehr ich mich darüber freue, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. —

An den 20 geistlichen Liedern werden Sie noch Ihre Freude erleben: hier schaut man ja in Abgründe der Empfindung, bei denen es einem schwindelt. Diese Ausgabe wird lebhaft Propaganda für Seb. Bach machen. —

R. F.

340. Halle, 11. März 89.

Mein gnädiges Fräulein![1])

Wie sehr mich die Anzeige des Ablebens Ihres Herrn Vaters[2]) betrübt und erschüttert hat, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. Die Nachricht traf mich ganz unvorbereitet, denn im Laufe des Januars erhielt ich von ihm einen Brief, in welchem er sich durchaus befriedigt über sein Befinden aussprach. Und nun muß er in der Ferne plötzlich sterben! An das Martyrium, das er in den letzten zehn Jahren so tapfer bestanden hat, mag ich gar nicht denken! Was ich an dem Manne, der mir mehr als Freund war, verloren habe, wissen Sie. Er ist der Erste gewesen, der als hochbegabter Sänger öffentlich für meine Compositionen wirkte und sich durch keine Bemäkelungen hämischer Neider an ihnen irre machen ließ. Späterhin wurde er die bewegende Kraft eines Vereins, der wesentlich durch seine Bemühungen zu Gunsten des Ehrenfonds zu Stande kam. Ueber zwei Jahre hat er damals in dessen Interesse unermüdlich neben vielen Berufsgeschäften gearbeitet — ohne ihn wäre ein Erfolg gar nicht möglich gewesen. Und zu welchem Ende führte er alles durch — zeitlebens werde ich und mit mir die Meinigen ihm das in dankbarem Andenken erhalten!

Meines Wissens hat er sich in Sachen des Ehrenfonds eine weitverzweigte Correspondenz, die sich über Deutschland, Oesterreich, Italien, England und Amerika erstreckt, gesammelt. Es bedarf wohl nicht erst meiner Bitte, daß diese Briefschaften erhalten bleiben, denn der Dahingeschiedene legte mit Recht großen Werth auf sie. Auch weiß man nicht, wozu diese Correspondenz später dienen kann.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer Frau Mutter und den lieben Schwestern herzlich zu empfehlen und halten Sie sich Alle der größten Theilnahme versichert

Ihres tiefbetrübten
Rob. Franz.

---

[1]) An Klara Senfft von Pilsach.
[2]) Am 7. März 1889.

341. Halle, den 27. März 89.

Mein gnädiges Fräulein!

Herzlichen Dank für den lieben Brief! Es freut mich sehr, daß Ihr Herr Vater die in Sachen der Ehren-Dotation gepflogene Correspondenz sicheren Händen anvertraut hat, denn es wäre sehr zu bedauern, falls die Beweise dafür, daß Er und nur Er die Seele des Unternehmens war, abhanden kämen. Andere, die für dasselbe so gut wie nichts gethan haben, ließen sich jahrelang ruhig gefallen, an der Spitze dieser Bewegung zu marschiren, während im Tonkünstler-Lexicon, dem alle übrigen Blätter, die sich gelegentlich mit mir beschäftigten, nachbeteten, Ihr Herr Vater todtgeschwiegen wurde. Zur Aufklärung dieser perfiden Thatsache könnten späterhin Briefe von mir dienen, weshalb ich noch die Bitte um deren Erhaltung aussprechen möchte, wenn sie der von uns Geschiedene nicht bereits vernichtet hat.

Obschon mein Leben nach außen hin keine der Erwähnung werthe Katastrophen aufweist, so ist doch mancherlei im Verlauf desselben vorgefallen, was ein curioses Licht auf die mich umgebenden Verhältnisse wirft. Wurde ich nun bei gelegentlicher Erzählung solcher Vorgänge aufgefordert, pikante Memoiren zu schreiben, so lehnte ich es stets mit der Bemerkung ab, daß in einer reichen Correspondenz meine Erlebnisse wahrheitsgetreu niedergelegt wären und die Veröffentlichung derselben nach meinem Tode zu den Möglichkeiten gehöre. — An Ihren Herrn Vater sind nun viele Schriftstücke dieser Art abgegangen, die späterhin zu dem angedeuteten Zwecke sich als sehr dienlich erweisen könnten.

Unser Befinden, nach dem Sie sich freundlich erkundigen, ist so la, la! Meine Frau leidet schon seit Jahren an einer Menge von Uebeln, die sich bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade bemerklich machen, und in mir steht Ihnen ein nächstens 74jähriger Mann gegenüber, an dem die Zeit natürlich nicht spurlos vorübergegangen ist. Seitdem ich mich aber mit der Taubheit abgefunden habe, thue

ich solcher Bagatellen keine Erwähnung. Unseren beiden Kindern geht es, unberufen, so weit gut.

Mein Schreiben mit dem Bleistifte bitte ich zu entschuldigen: Feder und Tinte wollen gar nicht mehr pariren. Herzliche Grüße an Alle von Ihrem

R. F.

Namenregister.

Abraham 150, 198, 254, 353, 358.
Abt 78.
de Ahna 82.
d' Albert 62, 330.
Albrecht, Prinz von Preußen 322, 323.
d'Alembert 329.
Ambros 105, 116, 121, 122, 124, 171, 208, 242.
Anna, Prinzessin 297.
Anschütz, Anna 336.
Ardeck, Prinzessin 297.
Bach, Christoph 301.
Bach, E. L. 43.
Bach, Seb 4, 9, 11, 13, 18, 22, 28, 31, 36, 40, 50, 59, 62, 81, 88, 100, 102, 105, 112, 114, 120, 122, 130, 146, 147, 165, 186, 189, 208, 213, 215, 216, 217, 218, 219, 221, 227, 228, 230, 236, 240, 245, 249, 250, 251, 252, 254, 255, 260, 262f, 265, 274, 296, 300, 301, 302, 304, 305, 306, 307, 312, 313, 315, 318, 322ff, 330, 332, 333, 337, 339, 346, 352, 353, 354ff, 357, 358, 359, 360.
Bagge, Selmar 36, 123.
Bargiel 83.
Baudissin, Gräfin 118.
Becker, Ida 191.
Beethoven 10, 31, 89, 137, 201, 208, 260, 285, 315, 332.
Bellermann, H. 193.
v. Bernuth, Julius 252.
Bethge 8, 18, 50, 58, 103, 164, 227, 312, 318, 321, 325.
Bethge, Hans 312, 315, 319, 320.
Bethmann-Hollweg 9, 13, 14.
Betz, Franz 281.
v. Beuermann 69, 257.
v. Beyer 125, 146.
Bilse 41.
Bismarck 11, 79.
Bitter 313.
Bock 74, 75, 77, 107, 112, 209, 284.
Böhmer, Eduard 3, 6, 9, 66.
Bopp, Franz 98.
Boretius 287.
Böttcher, Julius 185.
Bote 75, 106, 112, 209, 285.
Brahms 33, 87, 108, 170, 187, 225, 271, 272, 291, 308, 309f, 337.
Brandt, Marianne 281.
Brandis 164.
Brendel 207.
Bruch 33, 170, 208, 209, 256, 296, 308.
Brühl, Gräfin 105, 117.
v. Bruyk 274.

v. Bülow, Hans 123, 207, 337.
Bürde-Ney, Frau 131.
Burns 26, 116.
v. Burt 99, 106f.
Cherubini 13.
Chopin 22, 332.
Chrysander 100, 101, 102, 104, 108, 110, 224, 229, 230, 245, 246, 251, 253, 258, 266, 274, 302, 306, 308, 310, 333.
Dankelmann, Graf 209.
David 80, 82, 146, 252, 304.
Delbrück, A. 166, 169.
Dengel 9.
Deppe, L. 350ff.
v. Diest 260.
v. Dommer 253.
Doniges, Fräulein 128, 209.
Dörffel, Alfred 112, 356.
Dorn 209.
Dresel, Otto 26, 29, 35, 66, 67ff, 80, 81, 82, 85, 88, 102, 125, 127, 159, 194, 218, 227, 292, 333.
Dressler 61, 62, 78f.
Duncker, Charlotte 41, 118, 192.
Duncker, Max 61.
Dvořak 350.
Ehlert, Louis 7.
Emmerich, Robert 204.
Engel, Gustav 88, 57.
Erbers, Lisbeth 346.
Esmarch 108, 116.
Ewer 254, 330, 331.
Fabri 235.
Fahrenberg 169, 170.
Falk 351.
Flinsch 79, 118, 153, 187, 239.
Franz Joseph, Kaiser 137.
Franz, Lieschen 6, 50, 58, 60, 64, 71, 78, 108, 319.
Franz, Richard 5, 7, 73, 108, 127, 168, 174, 186, 198, 227, 277, 293, 295, 306, 322, 325, 328, 334, 336, 342.
Franzos 345
Frege, Livia 142, 146, 150, 151.
Freylinghausen 152, 153, 166, 167, 188.
Friedrich der Grosse 322.
Fritsch 256.
Garcia, Pauline 81, 82, 84.
Germershausen, Frau 107.
Gervinus, Frau 301, 302, 310.
Giesebrecht 294.
v. Glasenapp, Frau 70, 75, 77, 78, 212.
Gluck 53.
Goethe 137, 232, 275.
v. Gossler 43.
v. Gossler, Frl. 9, 13.
Grüfe 211, 284, 289, 290, 291, 332.
Grell, Eduard 43, 121, 220, 244, 306.
Grimmer, Friedrich 267, 268, 270, 275, 276.
Grünhoff, Baronesse 317, 318.
Gültzow 253.
Gumbert 78.
Gumprecht 203, 205.
Guva, Eugen 126, 128, 129, 130f, 134.
Gurkhaus 339.
Gutenberg 231.
Hahn, Albert 254.
Haller, Hermine 334.
Hamerling 284.
Händel 28, 50, 53, 58, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 72, 78, 81, 84, 88, 90, 91, 97, 100, 103, 105, 110, 114, 117, 120, 122, 126, 127, 131, 133, 135, 147, 175, 202, 208, 213, 215, 219, 221, 228, 235, 236, 237, 240, 251, 252, 253, 254, 262, 270f, 274, 281, 301, 302, 303, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 315, 318, 331, 333, 336, 339, 343, 349, 351, 355.
Hanslick 100, 101, 107, 115, 116, 154f, 157, 187, 309, 324, 338.
Härtel 33, 39, 139, 140, 150, 267 302, 312, 326.
v. Hartmann, E. 133.
Hassler 76, 210, 333.
Hauptmann, Moritz 255.
Hauser 356.
Haydn 137.
Haym, Hans 345, 349, 353.
Haym, Rudolf 11.
Hegel 156.
Heine 31, 50, 66, 228, 268.
Helm 315.
Henschel, Georg 179.
Hermann, Curt 340.
v. Herzogenberg 249, 256.
Hiller, Adam 316.
Hiller, Ferdinand 80, 81, 83, 84, 86, 112, 120, 121, 133.
Hinrichs, Friedrich 11, 14, 16, 18, 22, 56, 60, 123, 337, 340.

Hochschule für Musik 79ff, 89.
Hohenlohe, Fürstin 159, 329.
Hölderlin 183.
v. Holstein 256.
Hossbach 270.
Hüffer, F. 169, 170, 171, 184, 185, 186, 187, 209.
v. Hügel, Frau 169.
Itzenplitz, Frau 143, 144.
Jachmann-Wagner, Frau 108, 135, 141.
Jahn, Otto 271.
Jensen 271f.
Joachim 79, 80, 83, 85, 87, 88, 89, 108, 131, 141, 265, 281, 305, 307, 314, 329, 338, 339, 351, 362.
Joachim, Amalie 111, 112, 113, 153, 174, 175, 209, 281, 348, 349, 350.
Josquin de Près 111.
Kalbeck 324.
Kalischer, Alfred 283f.
Karmrodt 40, 132, 148, 264.
v. Keudell, Robert 32, 34, 35, 36, 37, 41, 43, 50, 51, 63, 66, 77, 78, 79, 87, 90, 92, 101, 102, 105, 117, 119, 137, 139, 140, 142, 152, 208, 215, 222, 225, 240, 241, 242, 243, 244, 254, 299, 300, 307, 317, 322, 324, 328, 332, 343, 347, 348, 349, 359, 360.
Kiel, Friedrich 122, 128, 180, 244.
Kirchner 33.
Kirnberger 328, 324.
Kistner 301, 331.
Kniese, Julius 227, 257, 259, 261, 262, 283, 298.
Koch, Marie 108, 142.
Köhler, L. 326f.
Kohlschütter, Prof. 70, 220, 289, 290, 291, 292.
v. König, Frau 286.
Kotzolt 203, 204, 205.
Krause, Theodor 30.
Krebs 343.
Kretschmann 229.
Kretzschmar 245, 250, 258.
Krieger, Hermann 12, 13f.
Kroll, Franz 265.
Kronprinzessin von Preussen 91, 103, 105, 117.
Kurdi 67.
Lachner, Franz 294.
Lademann 24f.
La Mara 137.
Landsberg, Max 317, 319.
Lehmann 152, 268.
Lehmann, Lili 281.
Lenau 28, 188, 209, 246, 247.
Leo, Frau 155.
Lessmann, Otto 333.
Leuckart 121, 318.
Liebig 41.
Limburger 146, 150.
Lind, Jenny 111, 350.
Lindau 229.
Lindner, Frau 179, 194.
Linnemann 238.
Liszt 31, 78, 102, 120, 127, 128f, 130, 131, 132, 138, 149, 150, 158, 154, 159f, 164, 171, 184, 196, 197, 232, 237, 265, 285, 287, 288, 312, 329, 330, 337, 341, 343.
Lohengrin 305.
Löwe, Karl 180, 281.
Ludwig, König 298.
Macfarren 131.
Magnus, Helene 108, 110, 137, 147, 154, 155, 156, 157f, 159, 174.
Mandel, E. 20.
Marchesi 81, 82, 302.
Meinardus 189f.
Mendel 307, 314, 328, 329.
Mendelssohn 40, 81, 83, 88, 170f, 205, 237, 261, 265, 273, 292, 356.
Meyfahrt 190.
Michel Angelo 218.
Milde 111.
Minckwitz 284.
Miquel 89.
Mirza Schaffy 53.
Moll 189.
Moll, Marie 188.
v. Moltke 99, 106, 283.
Moltke, Gräfin 104.
Mozart 30, 81, 88, 171, 215, 271, 315f.
v. Mühler, Adelheid 87.
v. Mühler, Heinrich 43, 51, 92, 101f, 285.
Müller, Joseph 193.
Nasemann 66.
Naubert 271, 273f, 342.
Nauenburg, G. 130.
Niemann 141.
v. Normann 117, 119.
Novalis 53.
Novello 254, 330, 331.
Ochs, Siegfried 354.
Ohlshausen 37, 91, 93, 95.

Ollivier, Emil 78.
Orlando di Lasso 111.
Osgood 63, 101, 103, 104.
Osterwald 56, 118, 119, 137f, 206, 346, 347, 352.
Palestrina 105, 111, 242.
Papier, Rosa 334, 335, 338, 343.
Paul, Oskar 118.
Perels, Martin 133.
v. Perfall 298.
Pernice, H. 138.
Pernice, L. 256.
Peters 199, 217, 254, 302, 358.
Pieffke 27, 29.
Platen 284.
Polko, Elise 180.
Pourtalès, Gräfin 9, 10, 13, 14, 18, 20.
Prieger, Erich 345, 346, 347, 360.
Quellhorst 293
Raff, Joachim 128, 180, 299, 337.
Raphael 207, 332.
v. Ravené, Frau 155.
Rehns 140.
Reissmann, August 119, 146, 224, 274, 325.
Reinecke, Karl 10, 112, 318.
Reubke, Otto 150, 284.
Rheinberger 102.
Richter, Hans 340, 352.
Rickert 351.
Riedel 150, 153, 194, 227.
Rietz, Julius 271.
Risse 163, 164.
Ritschl 56.
Robinson, Marie 164.
Rödiger 287.
Roedenbeck 185, 240.
Rodenberg 229.
Röntgen, Engelbert 88.
Röntgen, Julius 174, 193.
Rothe 287.
Rubinstein, Anton 263.
Rudorff, Ernst 79, 83, 89, 112, 113, 244, 307.
Rückert 231.
Sander 97, 104, 105, 112, 113, 118, 120, 125, 126, 127, 130, 132, 133, 135, 154, 159f, 178, 179, 194, 199, 207, 230, 232, 233, 242, 274, 280, 281, 282, 293, 337, 349, 350.
Saran, A. F. 5, 10, 54, 56, 122, 128, 133, 138, 190, 191, 192, 201, 204, 206, 210, 264, 266, 267, 287.
Schäffer, Julius 58, 84, 85, 123, 178, 210, 211, 216, 224, 229, 230, 245, 250, 251, 255, 258, 263, 265, 273, 293, 303, 305, 308, 309f, 313, 339, 344, 345, 349, 353, 360.
Schede, Frl. 60.
Schiller 137.
v. Schleinitz, Frau 155, 162.
Schmitt, Alois 313.
Schmidt, Felix 263.
Schnorr v. Carolsfeld 190.
Schöne 140, 189, 286.
Schopenhauer 172ff, 174, 329.
Schröder, Karl 350.
Schröder-Devrient, Wilhelmine 165.
Schroener 263.
Schubert 38, 40, 62, 81, 99, 106, 108, 114, 165, 171, 183, 184, 201, 208, 213, 214, 237, 260, 262, 264, 270, 273, 274, 291.
Schultze-Asten, Frau 340.
v. Schulz, Ella 23, 24, 27.
Schulze 189.
Schulze, Adolf 108, 109, 110, 240, 244, 252.
Schumann 62, 81, 83, 99, 106, 108, 114, 116, 123, 165, 171, 174, 183, 184, 201, 203, 208, 214, 223, 225, 237, 260, 262, 264, 270, 273, 274, 291.
Schumann, Klara 87.
Schuster, Heinrich 148, 196, 287, 315, 336, 345.
Schütz 140.
Senfft v. Pilsach, Baronin 15, 22, 23, 31, 32, 34, 35, 42, 44, 60, 62, 162, 168, 195, 213, 214, 222, 265, 267, 284, 292, 293, 294, 295, 297, 311, 312, 313, 321, 331, 332, 352, 361.
Senfft v. Pilsach, Ernst 7, 344,
Senfft v. Pilsach, Irmgart 258ff, 270, 293, 294, 295, 332.
Senfft v. Pilsach, Klara, 182, 282, 332, 352, 361ff.
Shakespeare 332.
Siebel 318.
Siegel 33, 129.
Somnambule 62, 344.
Spielberg, Helene 70, 135, 148, 164, 220, 284, 289, 290.
Spitta 244, 249, 255, 258, 263, 266, 274, 302, 306, 307, 324, 333, 353, 354, 355, 356, 359, 360.

Steffani 64, 305.
Stein, Frl. 9.
Stern, Julius 18, 41, 285, 296, 344.
Stockhausen, Julius 81, 108, 111, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 162, 165, 174, 204, 205, 206, 225, 252, 262, 263, 264, 285, 291, 296, 302, 308.
Strousberg 78.
Tappert, Wilhelm 283, 305.
Tartini 264, 265, 267.
Taubert, E. E. 339, 340, 353, 354 ff.
Taubert, Wilhelm 43, 117, 119, 121, 125, 126, 131, 132, 139, 141, 191, 239.
Tenge, Frau 178.
Tholuck, August 256, 264, 268.
Thümmel 18, 22, 92, 94, 104, 129, 130, 197, 226, 227, 240, 334, 340.
Todt 8, 18 25, 54, 60, 288.
Troutbeck 254.
Twietmeyer 145.
Usedom, Gräfin 297.
Vierling, Georg 7, 41, 80, 81, 82.
v. Vignau 20, 28.
Vogl, Heinrich 128.
Volkland 249, 250.
Volkmann, Anna 130, 139.
Volkmann, Professor 149, 150, 151, 166, 312.
Wagner, Richard 123, 132, 170, 183 f, 207, 208, 212, 239, 248, 288, 315, 337, 348, 351.
Waldersee, Graf 245.
v. Watzdorff, Curt 149, 155, 164, 204.
Weber 171.
Whistling, Frau 125, 129, 135, 198.
Wiedemann 150, 174, 180.
Wittgenstein, Fürstin 159.
Wolfsohn 107.
Wunderlich, Frl. 18.
Wüllner 245, 250, 251.
Wüerst, Richard 96, 97 f, 107, 115, 141, 208, 209, 263.
Zahn 333, 357.
Zapp 252.
Zimmermann, A. 9, 44.
Zimmermann, Johanna 7.

Setzmaschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei Zossen-Berlin SW. 11.

ML410.F84.G6

C037088029

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C037088029

M323842

ML410
F84 G6

DATE DUE

Music Library
University of California at
Berkeley